

Personen Platz. Unweit dieser Steinpyramide sieht man eine Art Altar aus zwei grossen, viereckten Steinen erbaut.“ — Auf Grund einer Notiz Diodors (V. 18), nach welcher bei den Insulanern der Gebrauch herrschte, die Todten vor der Bestattung mit Keulen zu zerschlagen, sodann die Glieder derselben in ein Gefäss zu thun und über dasselbe eine Menge Steine zu häufen, vermeint man in diesen Stätten derartige (durchaus aber an keltische Bestattungsweise erinnernde) Urgräber gefunden zu haben. <sup>1</sup> —

### Drittes Kapitel.

#### Die Völker Griechenlands. <sup>2</sup>

##### Vorbemerkung.

Gewaltige Ueberfluthungen, die sich in Folge vulkanischer Ereignisse vom schwarzen Meer aus (durch den Bosphorus und Hellespont) gegen Süden ergossen, mögen wesentlich mit zu der

<sup>1</sup> L. Georgi. Alte Geographie II. S. 54. — <sup>2</sup> Das Gesamtgebiet des griechischen Alterthums umfassend: W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staats. I. Abthlg. (1. 2). II. Abthlg. (1. 2). Halle 1828. (Neue Aufl. 1844—46). K. F. Hermann. Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. 3 Theile. Heidelberg: I. Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer. 3. Aufl. 1841. II. Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterth. der Griechen. 1846. III. Lehrbuch der griechischen Privatalterthümer mit Einschluss der Rechtsalterthümer. 1852; desselben Verf. kulturgeschichtlicher Extrait: Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Herausgegeben von G. Schmidt. I. Göttingen. 1857; G. F. Schoemann. Griechische Alterthümer I. (das Staatswesen). Berlin. 1855; insbes. für das homerische Alterthum: B. Friedreich. Die Realien in der Iliade und Odyssee. Erlangen. 1851. (Nächträge. 1856 ff.); für die (mythisch-historische) Uebergangsepoche: M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III.: (Die Geschichte der Griechen. I.) Berlin. 1856. Hinsichtlich einzelner Stämme: O. Müller. Geschichte hellenischer Stämme und Städte. (I. Orchomenos und die Minyer. II.—III. Die Dorier. 4 Bücher.) 2. Ausgbe. von F. W. Schneidewin. 3 Bd. Breslau. 1844; rück-sichtlich der Kunst: O. Müller. Handbuch der Archäologie der Kunst. 2. Ausg. Breslau. 1835. (3. Aufl. von Welker. 1848.), in Verbindung damit O. Müller und J. Oesterlei. (fortges. von F. Wiseler): Denkmäler der alten Kunst. Breslau. 1837—55). Das Privatleben betreffend: A. Becker. Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genaueren Kenntniss des griechischen Privatlebens. Leipz. 1840. (Neue Ausg. von F. Hermann. 1854.); dazu bieten sehr lehrreiche Uebersichten in Bild und Schrift: Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Mit 20 Taf. Berlin. 1843 und desselben: Griechinnen und Griechen nach Antiken. Mit 56 bildl. Darstellungen. Berlin. 1844. — Die älteren Werke über das Kostüm des Alterthums, namentlich insofern sie das griechische betreffen, sind im Ganzen nur wenig zuverlässig, doch mögen sie der Vollständigkeit wegen hier eine Stelle finden: Octavii Ferrarii de re vestiarum libri septem. Tert.

insularischen Bildung der griechischen Halbinsel beigetragen haben. Tief einschneidende Buchten theilen das Land in nur schmal mit einander verbundene Glieder. Scharfzackig erstrecken sie sich ins Meer. Namentlich im Osten zu vielen Eilanden abgelöst, bilden sie hier eine Reihe kleinerer Gruppen. Sie dehnen sich bis zur südwestlichen Spitze der kleinasiatischen Küste. Im Süden taucht das langgestreckte Kreta (Kandia) gleichsam als Vorhut gegen Afrika über die Fluth; im Westen trennt das Land eine verhältnissmässig nur enge Wasserstrasse von Süditalien, wohingegen es im Norden von dem eigentlichen Festlande in seiner ganzen Breite durch die nach Süden abgedachten Wälle des Hämus, durch die aeropischen, tymphäischen und kambunischen Gebirgszüge festungsartig begrenzt wird. So zwischen den ältesten Kulturländern gelegen, gegen ein gewaltsames Andringen nordbarbarischer Völkerschwärme gesichert, stellt sich die Halbinsel selbst als ein vom Meere getragenes Gebirgsland dar. Jene Felsendämme, bis zum korinthischen Meer sich vielfach verzweigend, sondern das ganze obere Gebiet in zahlreiche Thäler; in unterseeischer Verbindung breiten sie sich auch über den südlichen, insularischen Theil des Landes (Peloponnes, Morea) in weiter Verästelung aus, erst auf den Inseln, als Einzelerhebungen, endigend. In Folge der Kalksteinformation ist die Produktion im Ganzen beschränkt. Nur wo die Höhen zu grösseren Thälern sich spalten und diesen wasserreiche Ströme zuführen, wie in Dodona, Thes-

Edit. Patavii 1685 (reichhaltigste Materialiensammlung aus den Quellen). D. Bardon. Die Kostüme der ältesten Völker. Aus dem Franz. von M. Becker. Leipzig. 1776. A. Lens. Das Kostüm der meisten Völker des Alterthums. Aus d. Franz. übersetzt von G. H. Martini. Dresden, 1784. M. Alix et M. Chery. Recherches sur les Costumes tant anciens que modernes. Paris. 1790. 2 Th. (der thatsächlichen Untersuchungen des Verfassers über Form und Wurf der Gewänder wegen wohl zu beachten). R. Spalart. Versuch über das Kostüm der vorzüglichsten Völker des Alterthums. I. Abthlg. I. Theil: Aegypter und Griechen. Wien. 1796 (kaum mehr wie ein dürftiges Bilderbuch). X. Willemin. Choix des Costumes civiles et militaires des Peuples de l'Antiquité. Paris. 1798. L. Roehrigian. Raccolta di cento tavole rappresentanti i costumi religiosi e militari degli Antichi Egiziani; Etruschi, Greci e Romani. Roma. 1804. J. Malliot et P. Martin. Recherches sur les costumes, les moeurs, les usages etc. des Anciens Peuples etc. Paris 1809 (in deutscher Ausgabe. Strassb. 1812). Th. Baxter. Darstellung des ägyptischen, griechischen und römischen Costüms. Herausgegeben von C. F. Michaelis. Leipz. 1815. J. Ferrario. Le Costume ancien et moderne ou Histoire de Gouvernement de la Milice, de la Religion etc. etc.: Europe I. Vol. 1. Part. Le Costume ancien et moderne de la Grèce par M. Gironi. Milan. 1827. — Ausgezeichnet dagegen in seinen Abbildungen ist: Th. Hope. Costume of the Ancients. Illustrated in upwards of 321 beautifully engraved plates, containing representations of Egyptian, Greek and Roman habits and dresses. A new edition, much enlarged. 2 Vol. Lond. 1841. — Von Einzelschriften sei vorläufig hier (gemalter Darstellungen wegen) nur auf O. M. v. Stackelberg: Die Gräber der Hellenen in Bildwerken und Vasengemälden. Mit 80 Kpfrn. Berlin. 1836. hingewiesen; andere s. im Text.

salien u. a., oder wo, wie in Messenien und Argos, theils die südlichere oder feuchtere Lage sie besonders begünstigt, entfaltet sie sich zu höherer Kraft. Nirgend indess spendet der Boden üppige Fülle. Um ihm Gewinn zu entlocken erfordert er überall der thätigen Hand des Menschen. Obgleich durchgehend dem Betriebe der Viehzucht günstiger als dem Anbau von Getreide, lohnt er doch dem beharrlichen Fleisse des Landmanns, ihn in steter Spannung erhaltend. — Auf den terrassenförmigen Abhängen gedeihen Wein, Feigen und mancherlei Baumfrucht. Je nach den einzelnen Gegenden sind die mittleren Höhen mehr oder minder dicht mit Eichen, Platanen und Ahorn besetzt. In den südlichen Thälern breiten sich Haine von Orangen, Lorbern und Oliven in weiterem Umfange aus. Noch heut gewähren die Nähe des Meers und die Binnengewässer dem Fischfang reichliche Beute. Auch bot das Land mit Einschluss der Inseln (Euböa u. s. w.) Kupfer, Eisen und Silber dar. — Das Klima, wenn gleich in höheren Gegenden rauh, ist doch überall frisch und erquickend. In den nördlichen Gegenden weht eine stählende Bergluft; die Schwüle des Südens wird durch Seewinde gekühlt. Nur selten wirkt die Hitze ermattend. Selbst in den wärmsten Tagen unterliegt sie belebendem Wechsel. Rein und klar ist die Luft. In azurner Bläue überspannt sie das Land, allnächtlich sich mit funkelndem Sternenglanz füllend.

Von so anregenden örtlichen Bedingungen konnte wohl auch die älteste Bevölkerung, bei voraussetzlich selbst rohster Naturanlage, nicht unberührt bleiben. Frühzeitig musste sie sich auf Uebung ihrer Kräfte hingewiesen fühlen; früh musste sie die vielgestaltete Küste, die Nähe zahlreicher Inseln zu Meeresfahrten veranlassen. Durch die das Land zergliedernden Höhen in Einzelstämme gespalten, sahen sich diese gewiss bald zu kriegerischer Gebundenheit gedrängt. Feste Stätten mussten entstehen, neben dem Betrieb der Viehzucht sich der des Ackerbaues einstellen. Der überall klare Horizont mit schimmerndem Firmament zog ihren Blick nach oben.

Ganz dem entsprechend lässt die sagenhafte Ueberlieferung auch die frühesten Bewohner, die sie unter dem Namen Pelasger zusammenfasst, durchaus nicht als rohe, kulturlose Barbaren erscheinen. Dass sie von Osten her eingewandert und ähnlich dem keltischen und germanischen Volk als ein vom Stamme der Arier (Arja) abgelöster Zweig zu betrachten, macht die sprachliche Verwandtschaft derselben unter einander wahrscheinlich; dass sie nicht über das Meer, sondern zu Lande von Norden nach Süden vorgedrungen, lassen anderweitige Zeugnisse vermuthen.<sup>1</sup> Die nördlichen Gebiete der Halbinsel wurden zunächst von ihnen besetzt. In den von der Natur begünstigten Distrikten fassten sie feste-

<sup>1</sup> S. u. a. M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. 9 ff.

ren Fuss: Durch das Dunkel der Sage schimmern die Thäler von Dodona und Thessalien als älteste Sitze stetigerer Kultur.

Ob durch eine Völkerbewegung von Thracien aus oder durch eigenen Antrieb zu weiterer Wanderung veranlasst, wandte sich ein grosser Theil dieser nördlichen Bewohner der südlichen Halbinsel zu. Theils mit thracischen Stämmen die ihnen gefolgt, theils mit asiatischen Völkern untermischt, die als „Leleger, Karer, Kureten, Teleboer u. a.“ längs den Inseln nach dort eingedrungen waren, bemächtigten sie sich zunächst der östlichen, fruchtbareren Ebenen von Argolis und, westwärts wandernd, der nur der Viehzucht günstigen, ringsumfelsten Thäler Arkadiens. Die übrigen Landschaften wurden von ihnen durchsetzt, selbst an der südlichen Küste liessen sie sich nieder. Wie vordem im Norden Dodona und Thessalien, ward nun das argolische Land ein Herd fortschreitender Gesittung. Die Bewohner Arkadiens blieben auf den Betrieb der Viehzucht, die der Küsten auf den Verkehr zur See, auf die Beherrschung des Meers hingewiesen. Letztere, unter dem Namen Pelasger-Tyrrhener noch spät durch kühne Seeräuberereien gefürchtet, kamen vermuthlich bald in Besitz auch einzelner Inseln. Sich mit semitischen (phöniciſchen) Uransiedlern mischend, wurden sie thätige Vermittler zwischen den industriellen Völkern des Ostens und den sesshaften Bewohnern Griechenlands und Italiens.

Während der langen Dauer derartiger Bewegungen im Süden, wobei sich das allen diesen Stämmen urthümliche (orientalische) Kulturelement, durch jene phöniciſchen Einflüsse noch befördert, wohl zu behaupten vermochte, bereitete sich abermals im Norden eine Wandelung der Verhältnisse vor. Wiederum aus der Gesamtmasse der Pelasger erhoben sich die Bewohner des südlichen Thessaliens oder Phthiotis (Hellas) und die mit ihnen vielfach verzweigten äolischen und achäischen Stämme. Sich zu Bündnissen fester vereinigend, drangen sie siegreich gegen die Nachbarländer vor. Im glücklichen Verfolg der so durch sie herbeigeführten Stammkriege, deren wohl die Sage von den Zügen gegen Theben gedenkt, ferner durch das sich bei ihnen immer glänzender entfaltende Heroenthum ihrer Fürsten zur Bezwingung selbst ferner Völker angeregt, wie dies die Mythe in der Fahrt der Argonauten anzudeuten scheint, wurden allmählig sie die Macht im Lande. Obschon nicht mehr von dem orientalischen Sinn ihrer Väter beherrscht, waren sie diesem dennoch nicht gänzlich entfremdet. Stets den Blick nach Osten gewandt, nach den reicheren Staaten der kleinasiatischen Küste, wurden diese das Ziel ihrer Kämpfe. In ihnen, auf die Homer dichterisch rückblickt, ward jedoch, wie es scheint, ihre Kraft zersplittert: Die allein durch den Streit vor Troja veranlasste Abwesenheit der Helden von ihren heimathlichen Besitzungen, der Tod der Besten und Tapfersten, vor allem aber eine durch Sieg und Beute unter ihnen herbeige-

führte Verweichlichung, der sich dann selbst die Heimgekehrten nicht mehr zu entwinden vermochten,<sup>1</sup> trugen wesentlich mit dazu bei, die Oberherrschaft dieses (äolisch-achäischen) Bundes zu lockern und deren endlichen Sturz durch die (pelasgisch-hellenischen) Dorier vorzubereiten. —

Letztere traten etwa zu Ende des zweiten Jahrtausends als ein durch die Rauzigkeit ihres Stammlandes an Geist und Körper gleichmässig gestähltes Gebirgsvolk ihre Wanderung an. Niedersteigend vom südlichen Abhänge des Olympos, wohl im Verein mit Aetolern und anderen nördlichen Stämmen, drangen sie bis ins Herz des Peloponnes. Argos, Lakonien und Messenien kam in ihre Gewalt, auch in Korinth und Elis fassten sie Fuss; dergleichen in Sycion, Phlius und Epidaurus und auf der Insel Aegina. Selbst Athen, hart von ihnen bedroht, rettete nur der Spruch des Orakels, erfüllt durch den Tod des frei sich opfernden Kodrus.

Unter so heftiger Bedrängniss sah sich die alte Bevölkerung bald zur Unterwerfung, bald zur Wanderung gezwungen. Wo sie vermochte, wich sie der nordischen Strenge des Siegers. Doch den ringsumfelsten Arkadiern blieb es vergönnt, sich auch fortan als urpelasgischer Stamm zu behaupten. Die ihrer Burgen entsetzten Achäer dagegen drängten nach den Ost- und Nordgestaden des Landes. Diese schon früh von dem auch über Attika ausgebreiteten Stamme der Jonier besetzt, wurden nunmehr von jenen erobert, letzterer aber gen Osten über die Landenge von Korinth theils auf Attika selbst, theils auf die Inseln gepresst und zu weiteren Ansiedelungen an der kleinasiatischen Küste genöthigt. Gefolgt von Aeoliern und Doriern, welche die allgemeine Bewegung mit fortgerissen, fanden sie hier eine neue Heimath. Durch die lange vor ihrer Ankunft daselbst bestandene, höher entwickelte Industrie bald auch in ihrer Betriebsamkeit gefördert, erhoben sie sich schon früh zu besonderem Wohlstand. Unter fortwirkendem Einfluss dorischer Macht wandten sich später noch andere (dorisch-äolische) Züge nach Westen, sich in Sicilien und Unteritalien verbreitend.

Mit der Besetzung des Peloponnes durch die Dorier war aber auch der dem weicheren orientalischen Wesen geneigten Kultur der alten achäischen Reiche der Stab gebrochen. Zwar währte es wohl noch geraume Zeit, bevor ihr gegenüber das rauhere, dorische Wesen zur vollen Geltung gelangte, indess nachdem die Dorier in Sparta, die Jonier in Athen einen festeren Stützpunkt gewonnen, musste sie dem an sich leicht empfänglichen, so zu noch grösserer Beweglichkeit und durch kleinasiatische Einflüsse noch vielseitiger angeregten, ionischen Stammcharakter doch in desto entschiedener Weise entgegenstehen.

<sup>1</sup> Vergl. d. Schilderung, welche Homer (Od. IV. 43. 71. 351) von Menelaos in Lakedämon entwirft.

Die nächste Folge der Wanderung zugleich für den dorischen Stamm war allerdings eine Spaltung desselben in Einzelgemeinden. Bald nach der Theilung des Landes unter die Führer und der Erhebung der Sieger über die Gesammtheit der alten Bevölkerung drohte sogar selbst seiner noch jungen Kraft eine baldige Auflösung. Einerseits wurde das so begründete Königsthum durch den gleichfalls erst gebildeten Kriegsadel verdrängt und durch ihn an die Stelle desselben eine Anzahl von Freistaaten mit aristokratischer Grundlage ins Leben gerufen, andererseits durch die den Eroberern zugefallenen Schätze u. s. w. selbst bei den örtlich am wenigsten begünstigten Lakedämoniern die alte, strenge Sitte gelockert. Erst nachdem jene durch die Gesetze Lykurgs (800 v. Chr.) zu der einfachen Lebensweise der Väter zurückgeführt waren, sie wiederum diese zur Consequenz gemacht hatten, kehrte bei ihnen auch die alte nordische Kraft, das ihnen angestammte Gefühl für strenge Ordnung, nüchternes Maass und sittlichen Ernst, nun durch die Erfahrung geläutert, wohl in um so höherem Grade zurück. Gestählt, im Vollgefühl ihrer Macht, wandten sie ihre Waffen gegen die Nachbarstaaten. Nach langjährigen Kämpfen im Besitz von Argolis und einzelnen Theilen Arkadiens wie der Länder Messeniens (730—630 v. Chr.),<sup>1</sup> fühlten sie sich bald mächtig genug, sich unter der Leitung ihres Fürsten Kleomenes selbst in die inneren Angelegenheiten Athens zu mischen (510 v. Chr.).

Hier hatten sich die verschiedenen Zweige der alten ionischen Bevölkerung gleichwie in einer ihnen gemeinsamen Stätte fest concentrirt. Nicht beruhte hier der Besitz auf Eroberung, vielmehr auf gegenseitiger Bequemung des einen zum anderen. Nur eine Gliederung des Volks nach Abstammung und Geschlecht, keine Knechtung desselben zu unfreien Dienern und Sklaven war davon die natürliche Folge. Hiermit war aber auch dem Streben nach Freiheit die Bahn geöffnet: Schon nach dem heldenmüthigen Tod des Kodrus, der noch den Titel des Königs geführt, suchte die Demokratie ihr Haupt zu erheben. Zwar gelang es ihr bald das Königsthum zu entthronen, doch sollte sie nun mit dem aus den Geschlechtern entsprossenen Adel nur um so härtere Kämpfe bestehen. Wohl ging sie auch aus ihnen siegreich hervor, jedoch noch wenig geläutert, so dass sie sich zeitweise durch die meist von ihr selbst begünstigte Erhebung ihrer Führer zur obersten Herrschaft wiederum aristokratisch (-monarchisch) bedroht sah. Hier und da erstanden „Tyrannen“. Da indess diese zum Theil einen glänzenden Hof unterhielten, Handel und Industrie oder wie unter anderen Pisistratos in Athen (560 v. Chr.) Kunst und Wissenschaft wesentlich mitbegünstigten, wurden sie, gleichsam als Hebel des äusseren Wohlstandes, sogar vom Volke getragen. Unter solchen Verhältnissen war es denn selbst einer Verfassung des

<sup>1</sup> M. Duncker, Geschichte des Alterthums, III. S. 409—436.

Solon (594 v. Chr.), obschon sie die mehr noch zu Gunsten der Aristokratie erlassenen Gesetze des Drakon (624 v. Chr.) zu reineren demokratischen Formen aufgelöst hatte, doch nur vergönnt gewesen, einer selbständigen Herausbildung jenes Tyrannenthums vorzubeugen. Nicht eher als bis des Pisistratos Söhne in Hippias (eben nicht ohne Einfluss von Spartas Seite) ihren gänzlichen Sturz erfahren und die Athener an Klisthenes einen Führer gefunden hatten, der es zugleich verstand, sowohl den ferneren Eingriffen des Kleomenes, wie der alten Aristokratie siegreich die Spitze zu bieten, wurde der reinen Demokratie, der vollen Anerkennung individueller Freiheit, für immer der Boden gewonnen (510 v. Chr.). —

Während Sparta fortan sein Princip des Erhaltens mit um so rücksichtsloserer Strenge verfolgte und auf Grund seiner Verfassung mit noch engerer Genügsamkeit zu behaupten strebte, überliessen sich jetzt die Athener, ihrem Wesen getreu, um so ungebundener dem Gesetz fortschreitender Erkenntniss und dem Erfassen des Lebens nach seinen mehr heiteren, anmuthvollen Beziehungen. War den Spartanern schon durch Lykurg jede freiere, individuelle Entwicklung, jedes Ueberschreiten nüchternsten Maasses benommen, so blieb den Joniern dagegen die freieste Entfaltung ihrer geistigen und mechanischen Kräfte, die Erwerbung so vieler Güter als möglich, sei es durch Handel oder Gewerbe, uneingeschränkt geboten. Ihre Beweglichkeit hatte sie längst weithin über das Meer, über die Inseln geführt. An der Küste Kleinasiens war ihr Handel erblüht; längs dem Südrand von Thracien hatten sie sich verbreitet; an den Nordgestaden des Pontus, im Lande der Skythen feste Stätten gegründet (S. 403 ff.; S. 546 ff.): — Rastlos schaffender Trieb, selbstschöpferisches Gestalten einte sich in Athen mit lebensfrischem Behagen; geistesspannende Nüchternheit, nervige Kraft und sicheres Beharren paarte sich in Sparta mit sittlichem Ernst und männlicher Würde. „Sparta ist,“ um mit Hermanns Worten zu sprechen,<sup>1</sup> „wie eine fertige Statue, hervorgegangen aus der Hand seines Künstlers Lykurg,“ aber „Athen ein ideal schöner, lebendiger Menschenkörper —.“ „Jeder dieser Staaten in seiner Art war geeignet, das geistige Princip der Nation zu verwirklichen, die Dorer in nationaler, sittlicher und politischer, die Jonier in der rein menschlichen, kosmopolitischen, industriellen Richtung, bis dann zuletzt auch diese beiden wieder in den Athenern zur höchsten, künstlerischen Vollendung verschmolzen.“

Ehe es indess dem athenischen Leben vergönnt war, sich zu solcher Höhe emporzuschwingen und zu behaupten, bedurfte es doch noch nachhaltiger, es scharf durchdringender Wechselverhält-

<sup>1</sup> Vergl. Hermann. Culturgeschichte der Griechen und Römer. I. S. 86; S. 100; S. 139 ff.

nisse. War gleichwohl von vornherein durch die allgemeine Verehrung des delphischen Orakels und die Wiedereinführung der olympischen Spiele seit Lykurg, dann aber durch die langdauernde Oberherrschaft (Hegemonie) Spartas der dorische Einfluss für die Gesamtbildung überhaupt von entscheidender Wirkung geblieben, so trat solche für Athen doch erst seit der engeren politischen Berührung beider Staaten, seit Kleomenes, folgereicher hervor. Mit dem Misslingen seines Planes, die alte aristokratische Form auch hier wiederum zur Geltung zu bringen, und der sich schnell entfaltenden Blüthe der Demokratie ward in Sparta allmählig die Eifersucht wach. Nur noch mit gekränktem Stolz vermochte es jetzt dem Wachsthum jener Stadt, ihrer sich weitverzweigenden kommerziellen Interessen und dem steigenden Wohlstand der Bürger entgegenzutreten. Auch das dem Handel günstig gelegene Korinth, längst in den allgemeinen Verkehr mit hineingezogen, war bereits der altdorischen Sitte entfremdet. —

Bald sahen sich beide Staaten in Kriege verwickelt, aber Athen, zum Selbstbewusstsein gereift, hielt seinem Gegner die Waage. Im glücklichen Kampfe gegen Böotien und Chalkis, wie gegen Aegina befestigte es seine politische Macht; in den Siegen über die persische Flotte des Mardonius (492 v. Chr.), in der glorreich durchkämpften Schlacht von Marathon (490 v. Chr.) zeigten sodann die Athener, was sie gelernt. Ihnen waren inzwischen begeisterte Führer, wie Miltiades, erstanden. Dieser zwar sollte der Ungunst des Schicksals erliegen, doch traten nunmehr auch Andere aus ihrer Mitte hervor. Führte fortan sogar das gleichzeitige Erscheinen gleich grosser Charaktere, wie Aristides und Themistokles, zu mancherlei Kämpfen, so trugen Parteiungen der Art doch nur dazu bei, das wahrhaft Hohe zu fördern und zu befestigen. So denn folgten sich diese in wechselndem Glück und ihnen ein Kimon, bis sie sämmtlich der eine, Perikles, erfüllte. —

Männern wie diesen war es gelungen, den von Xerxes erneuten Versuchen der Perser, Griechenland unter ihr Joch zu beugen, durch gänzliche Vernichtung orientalischer Macht für immer zu wehren (S. 260). Nach den heldenmüthig errungenen Siegen bei Salamis (480 v. Chr.) und Platäa (479 v. Chr.) und der Zerstörung der persischen Flotte am Eurymedon (470 v. Chr.), endlich durch den Friedensvertrag des Kimon mit dem schon zerfallenen Reiche des Artaxerxes war die Freiheit nicht nur von ganz Hellas, als auch die der kleinasiatischen Griechen vermittelt (449 v. Chr.). — Allerdings hatte im Gefühl gemeinsamer Gefahr Sparta zum Theil die Schlachten heldenmüthig mit durchgekämpft, deren eigentlichen Erfolg indess den Athenern, als den Beherrschern des Meers und der Inseln, anheimstellen müssen (479 — 459 v. Chr.). Ward dann gleichwohl später Athen wieder in

Einzelkämpfe verwickelt (447 v. Chr.), vermochte es dennoch, trotzdem die Früchte des Siegs ungestört zu geniessen. —

Seit dem Beginn der Perserkriege, während der langen, fast fünfzigjährigen Dauer derselben, war in Hellas die äusserste Spannung und das hohe Gefühl für den nationalen Bestand in den Vordergrund getreten. Mit edelster Begeisterung dafür hatte das Volk sich erhoben, alle in ihm noch schlummernden Keime vielseitigster Thatkraft waren geweckt und lebendig geworden. Sparta jedoch, seinem Princip getreu, beharrte auch jetzt noch in seiner alles Fremde abwehrenden Weise; nur der sich nie nach aussen abschliessende und für alles Schöne leicht empfängliche Stamm der Jonier war zu noch freierer geistiger Entfaltung bewegt, ja gleichsam entfesselt worden. Unter der Leitung kriegsgeübter Führer hatte er sich zur politischen Höhe getragen, seit der Verwaltung des Perikles indess den Gipfel der Kunst und des geistigen Schaffens erreicht. Dieser ebenso gross als Staatsmann wie auch als Krieger, und (schon seit 469 v. Chr.) unablässig bemüht, dem athenischen Staat die Bahn seiner Grösse zu ebnen, hatte mit scharfem Blick dessen Beruf erkannt; an die Spitze desselben gestellt (444 v. Chr.), alles beherrschend durch eigene Tugend und Würde, war ihm die uneingeschränkte Gewalt auch in Verwendung der öffentlichen Gelder belassen. Mit dem Wiederaufbau Athens waren die Künste ermuntert, von seinem Geiste doch erst der Vollendung gesichert. Alle in Hellas zerstreuten Strahlen geistigen Lebens hatte er in Athen zu einem Brennpunkt vereinigt: Unter dem Einfluss des Phidias sodann ward die Kunst hier Gesetz und so die Stadt Mittelpunkt edelsten Wirkens, das Bildungsziel aller Hellenen.

Mithin hatte Athen dem spartanischen Staat in höchster Beziehung den Rang abgelaufen. Früher war es bei diesem gekränkter Stolz und das Vollgefühl seiner männlichen Kraft, was ihn gegen jenen gereizt, nunmehr wurden in ihm auch Missgunst und Neid in bitterster Mischung erregt. Bald war ein neuer Anlass zum Kriege gefunden (431 v. Chr.). Zwar nur mit Wechselfehden beginnend, führte er dennoch die Lockerung aller politischen Bande, eine schwankende Trennung sämtlicher Stämme und für Athen selbst alte Parteiung herbei. Schon im zweiten Jahre des Kampfs ward es belagert, auch im Innern hart bedroht. Kaum entging Perikles dem Wahne des Volks, doch ihn raffte die Pest hinweg (429 v. Chr.). Sie, indem sie die Stadt furchtbar verheerte, trug dann nicht minder dazu bei, die Wirrnisse zu vermehren, ja den Boden der guten Sitte zu untergraben.

Durch den Tod jenes Mannes der festeren Stütze beraubt, wurde sie nun zum Schauplatz arger Zerrüttung. An die Stelle der Demokratie drängte sich bald die Herrschaft des Pöbels. Jede Faktion diente wieder der Selbstsucht Einzelner, und so erhob sich im wechselnden Kampf bald die schlaue Gemeinheit, bald das

edlere Talent über die Massen: — Dort Kleon, der prahlerische Gerber, hier, neben ihm, Demosthenes. Auch in den fortdauernden Kriegen mit Sparta wurde das feinere Gefühl erstickt. Nur noch mit äusserster Erbitterung ward gekämpft, keine Greuel mehr scheuend.

Der Vertrag des Nikias (421 v. Chr.), weder allseitig genügend, noch auf Vertrauen gegründet, hatte nur dazu gedient, den alten Groll bald desto heftiger erwachen zu lassen (418 v. Chr.). Zwar stand in Athen Nikias mit an der Spitze, ihm zur Seite indes, als Leiter des Volks und der Meinung, Alkibiades, der Neffe des edeln Perikles. In ihm hatten die Mängel längst den Sieg über das Genie, über die ihm vererbte Grösse davon getragen. Als die verkörperte Sitte der Stadt bildete er, gleich reich begabt mit Tugenden, wie mit Lastern, fortan den Hebel des Streits und den Gründer des Unheils. Seit der durch ihn veranlassten, unglücklich endenden Expedition der athenischen Flotte nach Sicilien (415—413 v. Chr.) blieb die Kraft des Staats gelähmt. Wenn auch nicht ohne manchen Lichtblick des Glücks, sah er sich dennoch endlich gezwungen, die Thore Athens dem spartanischen Sieger Lysander zu öffnen (404 v. Chr.). — Hiermit hatte der „peloponnesische Krieg“ zwar seine Endschaft erreicht, aber zugleich auch Sparta's Kräfte erschöpft und das Mark auch seiner Sitte gelockert. —

Schon im Verlauf der perikleischen Zeit, mit dem Fortschreiten philosophischer Studien und deren weiterer Umbildung zur Sophistik, war der Auflösung strengerer Moral die Hand geboten. Gleichmässig mit der Entfaltung der schönen Künste hatte das ältere nüchterne Maass des Gefühls sich den mehr sinnlichen Reizen lebendiger Form und so dem Genuss derselben zuwenden müssen. Mit dem Aufgeben naiven Erfassens und dem Bestreben, sich des Daseins in ganzer Fülle bewusst zu werden, war allmählig auch die Erziehung der Jugend verflacht, die Religion, zugleich als Mittel und Zweck, gleichfalls mehr in das Sinnenleben gezogen. So bedurfte es denn, um jene verderblichen Keime schneller reifen zu lassen, nur derartiger alles lösender Verhältnisse, wie sie jener Krieg eben mit sich geführt. Allerdings blieb es der Kunst als frei selbstschaffender Kraft noch immer vergönnt, auch hier noch Grosses zu fördern; aber dem Einfluss der Zeit und der veränderten Sitte konnte dennoch auch sie sich nicht gänzlich entziehen: Wie einst Phidias dachte, so fühlte doch nicht mehr Skopas, und was Polyklet erschuf, vermochte Praxiteles nicht. Auch die Tragödie hatte geblüht, selbst die Komödie neigte sich dem Verfall. Aber im Wandel herrschte Entartung, nur noch gebunden durch dorische Strenge. — Doch auch Sparta hatte nicht minder gelitten: Durch die Siege über Athen zu ungewohntem Reichthum gelangt, durch die Erhebung Einzelner während des

Krieges ebensowohl in seinen Grundsätzen erschüttert, wurde es gleichfalls bald ein Schauplatz des Luxus und sich hier nur noch schroffer zeigender Laster. —

Trotz der Vertreibung der über Athen gesetzten Tyrannen und der (durch Thrasibul) wiederum eingeführten Verfassung (403 v. Chr.) war doch die Sitte nicht mehr vom Verfall zu retten. Ebensowenig sollte es Sparta gelingen, durch Kämpfe mit Persien seine Kräfte zu heben (394 v. Chr.). Mit dem Verlust seiner Flotte und dem schimpflichen Frieden, den es mit Artaxerxes Mnemon abschloss (387 v. Chr.), wurde der Nerv seiner Selbstständigkeit zerschnitten. In den unglücklichen Kriegen sodann mit Theben schwand auch der letzte Schein seiner Glorie (362 v. Chr.).

War schon während des peloponnesischen Krieges die sittliche Entartung ersichtlich zu Tage getreten, so zeigte sie sich nur unter den Einflüssen dieser letzten, alles Nationalgefühl aufhebenden Ereignisse ohne die geringste Scheu im grellsten Lichte der Verderbtheit. Verrath und Treubruch, Habsucht und Geldgier waren dadurch befördert, Prunksucht der Reichen und Lüderlichkeit der Geschlechter zur gültigen Tagesordnung geworden. Ihr nun diente die Kunst, kaum mehr von einzelnen Meistern vor der Entweihung geschützt. Doch war das Volk im Kerne vergeistigt, und somit auch jetzt wohl noch fähig, Grosses und Edles zu wirken. —

Unter solchen Verhältnissen war es ein Glück für das Land, dass ihm in Philipp von Makedonien ein Gegner erstand, welcher die Kraft besass, doch die kostbaren Trümmer vor der Vernichtung zu sichern. Ihm wenigstens ward der Beruf, das Schauspiel von Hellas noch um einen glanzvollen Akt zu verlängern. — Was aber dem Schwerte Philipps gelungen (338 v. Chr.), sollte doch erst durch den Geist Alexanders Veredlung erfahren. Die Frische, mit der er den Thron seines Vaters bestieg (336 v. Chr.), die edle Kraft, die er sofort bekundete, vor allem aber seine hohe, aristotelische Bildung, die ihn den Griechen mehr als Freund, denn als Eroberer gegenüber gestellt, — kurz seine ganze Persönlichkeit war wohl geeignet, in ihm den Erretter, den Wiederhersteller hellenischer Grösse reifen zu sehen. Aber bei aller innern Hoheit blieb doch auch er ein Kind seiner Zeit. Wohl ausserordentlich im Denken und Trachten, grossartig und gewaltig in seinen Plänen, unwiderstehbar in ihrem Verfolg, war er doch nicht erhaben über die Schwächen der Ruhmbegierde, des Ehrgeizes und der Prunksucht. Seinem Thatendrang folgend gelang es ihm zwar, bis zu dem fernen Indien den Ruhm seiner Waffen zu tragen (S. 471), aber das Griechenthum nachhaltiger als bis zum blendenden Schein zu entzünden, war selbst er nicht mehr fähig. Wohl wurde durch ihn der Blick in die Länder des Ostens geöffnet und so dem griechischen Geist eine neue Nahrung gebo-

ten, doch im Gefolge damit trat auch die asiatische Sitte und das Streben nach Pomp in das hellenische Leben. Unter Gemisch von reichen barbarischen Formen erlag es der Ueberladung. Ihr auch folgte die Kunst. Nur dem forschenden Geist erblühte in Alexandrien eine ihm würdige Stätte (331 v. Chr.).

Die nach dem Tode Alexanders eintretende Zerklüftung seines nur locker gebundenen Reiches trug dann ferner dazu bei, jenes Gemisch bis ins Maasslose zu steigern. Ueppigkeit und Hetärenwirthschaft, verbunden mit der äussersten Verschwendung aller geistigen und materiellen Kräfte, hatten bald selbst beim niedern Volk die Oberhand gewonnen. Erhielt sich trotzdem in Hellas das öffentliche Leben, wenigstens im Allgemeinen, noch in geregelteren Formen, wie etwa in den kleinasiatischen Provinzen, so hatte es dies doch mehr der bequemten Gewohnheit, weniger mehr einem ordnenden Sinne zu danken.

Die mit dem allmäligen Sinken der makedonischen Herrlichkeit in Griechenland neu erwachende Hoffnung, die alte Selbständigkeit wieder zu gewinnen (307 v. Chr.), verhalf dem Volke nur zu schimmernden Lichtblicken. War es unter den obwaltenden Verhältnissen auch den äolischen und achäischen Städten verstatet gewesen sich je zu einem Bund fester zu einigen, und Böotien, Athen und Lakedämon sich je zu behaupten (284—281 v. Chr.), so war gerade dadurch abermals Veranlassung zu gegenseitiger Befehdung gegeben: Nachdem Sparta — durch seine doch mehr gezwungene Zurückkehr zur alten lykurgischen Verfassung (224 v. Chr.) eben nur scheinbar gekräftigt, — von Korinth völlig besiegt (222 v. Chr.), die sich bald eingestellten verheerenden Kriege jener Bundesstaaten durch Philipp von Makedonien geschlichtet (216 v. Chr.), dieser aber selbst durch die Römer zu einem schmachvollen Frieden gedrängt worden war, wurde dem hellenischen Volk zwar die Freiheit verkündet, nichtsdestoweniger aber das Schicksal von Hellas entschieden (197—183 v. Chr.).

Das Griechenthum war zu tief gesunken, selbst um die Freiheit ertragen zu können; nicht mehr vermochte es sich aus seiner allgemeinen Sittenverderbtheit und gänzlichen Erschöpfung zu einiger Grösse zu erheben. Während es unausgesetzt fortfuhr, sich im innern Zwiste aufzureiben, Makedonien bereits unter der schändlichen Herrschaft des Perseus den römischen Waffen erlegen war (168 v. Chr.), bereitete sich auch Hellas das Loos seines nördlichen Nachbars: In dem von den Achäern übermüthig mit Rom begonnenen Kampfe wurde die kraftvolle Jugend dem Schwerte des Mummius geopfert; Griechenland, nur noch das Schatzhaus der Kunst und des Wissens, zur römischen Provinz umgewandelt (146 v. Chr.).

Nächst dem was sich an baulichen Trümmern aus griechischer Vorzeit auf griechischem Grund und Boden findet und eine Anschauung wenigstens von den Grundzügen ältester, roherer Bauweise, dann aber von der vollendeten Kunst, vornämlich des Kultusbaues gewährt, sind es neben den Ueberresten der höheren Skulptur ganz besonders die namhafte Zahl bemalter Gefässe, die dort und in den Kolonialländern zu Tage gefördert wurden, welche eine sichere Beurtheilung auch der griechischen Tracht und des Geräthes gestatten. Da letztere dem langen Zeitraum vom sechsten Jahrhundert v. Chr. bis zum Ausgange des Griechenthums angehören, sind sie zugleich maassgebend einerseits in ihren figürlichen Darstellungen für das periodische Verhalten der Kleidung u. s. w., andererseits für die Ausbildung der Gefässbilderei überhaupt. Ihnen schliessen sich, andere Zweige der Geräthbildung repräsentirend, mannigfache Gegenstände aus Thon, Stein und Metall an, die gleichfalls dem griechischen Boden entstammen. Die umfassenden Ausgrabungen von Pompeji u. s. w. indess, ungeachtet eine grosse Zahl der dadurch ans Licht geförderten Alterthümer das entschiedene Gepräge hellenischer Kunst und Technik nicht verkennen lässt, dürften im Allgemeinen dennoch geeigneter sein, ein mit griechischen Elementen stark gemischtes römisches, als ein eigentlich hellenisches Kostüm zu vergegenwärtigen. — Im Ganzen hat das „klassische“ Alterthum namentlich nach der Seite seiner rein äusserlichen Bethätigung bereits seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, das griechische insbesondere aber in neuester Zeit ebenso gelehrte als gründliche Bearbeiter gefunden, dass es nach Maassgabe bekannter, monumentaler und schriftlicher Quellen wohl als im Ganzen ziemlich durchforscht anzunehmen ist.

### Die Tracht.

Die künstlerische Bethätigung der Aegypter und Assyrier hatte nur zu einer mehr handwerklich ausgebildeten, bald konventionell für sich abgeschlossenen Aeusserungsform geführt (S. 31; S. 192). Auch die verbildlichende Darstellungsweise der Perser, obschon im Verhältniss zu der jener Völker bereits ein entwickelteres Streben nach naturgemässer Behandlung bekundend, hatte sich doch ebensowenig von einem sie ceremoniell beherrschenden, orientalischen Schematismus zu befreien vermocht (S. 261). Eine chronologische Betrachtung der Zeugnisse griechischer bildender Kunst<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vergl. dafür neben den genannten Werken von O. Müller, Handbuch der Archäologie der Kunst u. s. w. nebst den dazu gehörenden „Denkmälern der alten Kunst von O. Müller und Oesterle“ und F. Hermann, Culturge-

lässt dagegen, in völliger Uebereinstimmung mit der vorbemerktlich angedeuteten Ausbildung griechischer Kultur eine Fortentwicklung dieser ältesten Bildersprache, eine schöpferische Durchgeistigung derselben bis zum Ausdruck höchsten, künstlerischen Schaffens — „bis zum Ideal körperlicher Form“ — wahrnehmen. Auf der richtigen Würdigung dieses Verhältnisses auch der griechischen Kunstformen zur formalen Erscheinung der Wirklichkeit, beruht somit wiederum das nähere Verständniss auch der durch sie verbildlichten Tracht. Ebensowenig wie hier die ältesten, den assyrischen und ägyptischen Vorbildern im weiteren Sinne nicht unähnlichen Kunstbildungen das wirkliche Verhalten derselben zeigen, ebensowenig vermögen die Werke vollendetster Kunst eine wahrhafte Anschauung davon zu gewähren. Was jenen (gleich den ägyptischen und assyrischen Darstellungen) an reinem Naturmaass gebriecht, erheben diese vermöge ihres hohen künstlerischen Gedankens weit über die Grenze des bloss Natürlichen und Zufälligen, so dass die lebendige, individuelle Wahrheit, die Realität der Erscheinung im Wechsel, eben nur zwischen beiden gesucht werden darf. Wie aber auch die äussersten Grenzmarken der griechischen Kunst durch die den Zwischenperioden angehörenden Werke der Plastik und der Gefässmalerei zugleich hinsichtlich der Behandlung der rein äusserlichen, kostümlichen Beziehungen übergangsweise vermittelt erscheinen, bewahren dennoch auch diese zumeist das Gepräge der einen oder der andern Richtung. Somit sind sie wohl für den jeweiligen Bestand des rein Sachlichen, jedoch ebenfalls weniger für die im gewöhnlichen Verkehr wirklich stattgehabte Verwendung desselben,<sup>1</sup> namentlich auch nach der ästhetischen Seite hin, wie solche die Darstellungen aus der Zeit der entwickelteren Kunstblüthe beherrscht, maassgebend. Dabei darf indess die Wechselwirkung zwischen der Kunst und dem Leben, da sie bei den Griechen in dieser Epoche unfehlbar einen sehr weiten Umfang gewonnen hatte, auch hier nicht unberücksichtigt bleiben; denn so gewiss es einerseits ist, dass ihre gesammten Lebensbeziehungen mit der Entfaltung der Kunst gleichmässig eine höhere, künstlerische Weihe empfangen, so sicher ist andererseits, dass die in grosser Zahl öffentlich ausgestellten plastischen Werke durch ihre von den Gesetzen des Einklangs durchdrungene Anordnung der Gewandungen u. s. w. wiederum mit dazu beitragen, dem Volk im Allgemeinen den Sinn auch dafür zu erschliessen und es wenigstens in seinen

schiichte der Griechen und Römer. I. (hier die betreffenden Paragraphen) noch insbesondere: C. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. II. (Düsseld. 1843); F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte. 3. Aufl. I. (Stuttg. 1856.) S. 104 ff.; dann hinsichtlich der Ausbildung der Vasenmalerei: G. Kramer. Ueber den Styl und die Herkunft der bemalten griechischen Thongefässe. Berl. 1837. O. Jahn. Beschreibung der Gallerie bemalter griech. Vasen d. königl. bairisch. Sammlung in München. 1854; siehe auch unt. „Gefässbildnerci“. —

<sup>1</sup> Vergl. bes. O. Müller. Handb. der Archäologie. §. 336 ff.

gebildeteren Ständen zu einer dem ähnlichen, mehr künstlerischen Behandlung seines eigenen, kleidlichen Faltenwurfs u. s. w. zu veranlassen. —

Hinsichtlich nun des durch jene Denkmäler dargestellten rein Sachlichen ergibt zunächst eine vergleichende Betrachtung mit den homerischen Schilderungen, dass schon die Tracht der dort beschriebenen kleinasiatischen Griechen im Allgemeinen mindestens ebenso ausgebildet gewesen, wie die der europäischen Jonier selbst in der spätesten Zeit ihrer Blüthe; sodann ein Vergleich jener Darstellungen unter sich, dass die Tracht der Griechen überhaupt, während der langen Dauer bis zum Eintritt der Römerherrschaft, ja noch weit darüber hinaus, im Ganzen nur wenige, im Einzelnen jedoch mannigfache, je von der Entwicklung ihres künstlerischen Gefühls abhängige, gleichsam mehr ornamentale Wandelungen erfahren hat.

Jene Uebereinstimmung zwischen der von Homer geschilderten und der späteren, abbildlich bezeugten, ionischen (attischen) Tracht lässt indess zugleich voraussetzen, dass letztere ihren wesentlichen Theilen nach lange vor dem Erscheinen der Dorier auch bei den achäischen und äolischen Stämmen im Peloponnes die allgemeiner übliche gewesen sei. Inwieweit aber diese selbst sie ausgebildet oder ob sie dieselbe seit ihrer engeren Verbindung mit den Völkern Kleinasiens von dort in bestimmterer Form erhalten haben, lässt sich allerdings nicht sagen; doch dürften gerade für diese Frühepoche auch ihrer Entwicklung orientalische Einflüsse um so weniger zu bezweifeln sein, als solche anderweitig in nicht geringem Umfange ersichtlich sind.<sup>1</sup> — Aber mit dem Eintreten der Dorier in die Geschichte begann auch für sie eine nachhaltige Umwandlung. Gleichwie jene mit nüchterner Strenge der weichlicheren, achäischen Kultur überhaupt entgegentraten, so auch bildeten sie in der Schlichtheit ihrer rein äusserlichen Erscheinung zu der prunkenden Aussenseite der alten Bevölkerung den entschiedenen Gegensatz: Dorismus und Jonismus in gegenseitiger Reibung wurden nun auch für die Ausbildung der griechischen Tracht im weitesten Sinne maassgebend. Doch war es auch dabei wiederum zunächst nur dem ionischen (attischen) Volke vorbehalten, sie zum wahrhaft künstlerischen Ausdruck individuellen Lebens zu erheben. Während die Dorier und so insbesondere die Spartaner noch im engsten Anschluss an die lykurgische Verfassung die ihnen überhaupt angestammte Einfachheit nach jeder Seite hin mit äusserster Strenge bewahrten, hatten die Jonier (und von diesen abermals hauptsächlich die Athener) den ihnen eigenen asiatisirenden Prunk bereits auf Grund dorisches Einflusses zu grösserer Gemessenheit herabgestimmt. Unter der steten Einwirkung ihres heiter wechselnden Aussenlebens war

<sup>1</sup> Vergl. F. Herman n. Culturgeschichte u. s. w. I. S. 35. §. 4; s. u. „Bau“.

aber ihnen schon frühzeitig Raum geboten, auch diese Tracht zu einem anmuthigen Spiel der Laune und des künstlerischen Behagens zu machen. Mit der allmäligen Entwicklung des plastischen Sinnes im griechischen Volke, hatte sich demnach auch sie eben bei den Athenern nur um so schneller zum vollen plastischen Ausdruck, ja, im Verfolg künstlerischen Strebens alles überflüssigen Pompes entkleidet, nicht nur zum Mittel der Kunst, als vielmehr, wie bemerkt, zum künstlerisch durchgebildeten Schmuck, zu einem Kunstwerk für sich, herauszubilden vermocht.

War es indess der attischen Tracht im Ganzen und Einzelnen vergönnt gewesen, gleichmässig mit der Entfaltung künstlerischer Bedingnisse bis zu einer derartigen Höhe der Ausbildung zu gelangen, so liegt es in der Natur der Verhältnisse, dass sie gleichmässig mit dem Sinken derselben von ihrem Gipfel herabstieg; — und so allerdings fiel sie denn auch nach der ruhmvollen Zeit des Perikles, mit dem allmäligen Verflachen der Kunst, wie mit der sich immer mehr geltend machenden Begierde nach sinnlichem Lebensgenuss und dem im Allgemeinen sich verbreitenden Luxus, einem rein äusserlichen Prunken nur zu bald anheim. Schon während der perikleischen Zeit ward ein derartiger Wechsel theils durch die sich häufenden Reichthümer im Volke, theils und zwar vornämlich durch die weitgreifendsten Handelsbezüge einzelner Emporien, wie unter anderen Korinth, in gleichsam schleichender Weise vorbereitet; doch erst im Laufe des peloponnesischen Krieges, vorzugsweise aber nach der Beendigung desselben, trat er dann eben so entschieden als allgemein in den Vordergrund. — Unter den später sich einstellenden Wirren nahm endlich auch Sparta mit daran Theil, nunmehr seine altnationale, schmucklose Tracht mit der aber jetzt um so reicher entwickelten ionischen mischend und tauschend. — Seit Alexanders glanzvoller Herrschaft und den durch ihn im Orient geführten Kriegen wurde asiatische Pracht überhaupt in vorwiegendem Maasse zur Mode.

#### Die Kleidung<sup>2</sup>

war es zunächst, wo sich dem gestaltenden Sinn ein freier Spielraum darbot. Sie, insbesondere ihren Grundbestandtheilen nach also

<sup>1</sup> Vgl. u. a. C. Meiners. Geschichte des Luxus der Athenienser von den ältesten Zeiten an bis auf den Tod Philipps von Makedonien. Lemgo. 1782. S. 55 ff.; dazu J. Stoc. Ueber den verderblichen Einfluss des Luxus auf das endliche Schicksal Athens. Posen. 1825. — <sup>2</sup> S. nächst den darüber handelnden jedoch vielfach zerstreuten Abhandlungen in C. Böttiger. Griechische Vasengemälde. Weimar. 1797; dessen: Ideen zur Archäologie der Malerei. Dresden. 1811; desselben: Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Leipzig. 1820. sammt seinen „Kleinen Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts. Herausgeg. von J. Sillig. (2. Ausg.)

nicht von der des homerischen Griechenthums verschieden (S. 409 ff.), beharrte hinsichtlich der Gewandung durch alle Epochen auf der Verwendung nur der vom Weber gelieferten, mehr oder minder umfangreichen, oblongen Gewebe zu hemdförmigen Unterkleidern und mantelartigen Umwürfen. Alle Wandlungen, denen sie im Laufe der Zeit unterworfen ward, beruheten somit zumeist einerseits auf der Weise, sich jener viereckten Gewandstücke zu bedienen, andererseits auf dem Wechsel in deren stoffigen und ornamentalen Beschaffenheit. In dieser letzteren Beziehung übte dann auf sie hauptsächlich der Handel und das mit der allmäligen Entfaltung der Industrie sich auch nach dieser Seite hin immer kunstvoller entwickelnde Handwerk einen wiederum bestimmenden Einfluss.

Die bereits von den homerischen Griechen zur Anfertigung der Kleider verwendeten Stoffe (S. 406), Schafwolle und Lein, lieferte in vorzüglicher Güte theils das griechische Festland, theils bezog man sie von den Kolonien und Inseln.<sup>1</sup> Die Wolle der attischen Schafe, die vermuthlich im Lande selbst verarbeitet ward, wurde geschätzt.<sup>2</sup> Eines besonderen Rufes erfreuten sich die Wollenwebereien von Samos und Milet, wohingegen ja schon frühzeitig die Inseln Kos und Amorgos durch die grosse Feinheit und Durchsichtigkeit ihrer Gespinste zu weiterer Berühmtheit gelangt waren (S. 415; S. 408). Neben jenen ältesten, durch alle Zeiten zumeist gebräuchlichen Materialien wurde dann später, in Folge zunehmenden Handels, auch die Baumwolle benutzt, während überhaupt in den grösseren Emporien wie in Korinth und Athen bald alle Artikel, welche der gesteigerte Verkehr nur aufzubringen vermochte, in grösster Fülle und Mannigfaltigkeit zusammenflossen.<sup>3</sup> Unter der grossen Masse von Gegenständen des kleid-

Leipzig. 1850,<sup>4</sup> und den Bemerkungen über Einzelheiten der griechisch. Kleidung in Ct. de Clarak. Description des Antiques du Musée royal. Paris. 1820. namentlich die zusammenfassenden Arbeiten von: O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 336—341; derselbe: Die Dorier. II. S. 256 ff.; A. Bökh. Staatshaushalt der Athener. I. S. 18 ff.; W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumsk. II. S. 407 ff.; C. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. II. S. 111 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer u. s. w. §. 21 ff.; J. Schotel. Bydrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleeding. 'Sgravenhage. 1856. s. Hoofdstuck II. S. 24 ff. — In den (S. 688) genannten Bilder-Werken, welche vom „Kostüm des Alterthums“ handeln, sind namentlich die Abschnitte über die griechische Kleidung, da in ihnen nur zu oft Griechisches und Römisches gemischt erscheint, wenig zuverlässig. Bei weitem erfolgreicher ist das Studium der Vasenbilder in den Werken von G. Tischbein; Millingen; Monumenti inediti u. s. w., insbesondere von E. Gerhard. Griechische und etruskische Trinkschaalen des königl. Museums zu Berlin. Berlin. 1840, nebst desselben Trinkschaalen und Gefässe des k. Museums zu Berlin und anderer Sammlungen. Berlin. 1840; dessen: Auserlesene Vasenbild. u. s. w. und der bereits für vorliegenden Zweck trefflichen Sammlung von Th. Hope. The Costume of the Ancients. —

<sup>1</sup> F. Hermann. Privatalterth. §. 45. — <sup>2</sup> F. Schoemann. Griechische Al-

lichen Luxus, die so zu den Griechen gelangten und seit ihrer näheren Bekanntschaft mit Indien einen noch bedeutenderen Umfang gewonnen hatten, zählten dann neben reich gemusterten persischen Stoffen und phönicischen (schon dem Homer bekannten) Purpurgewändern, serische oder seidene Zeuge<sup>1</sup> (zumeist wohl in Form fertiger Kleider) mit zu den kostbarsten doch zugleich auch gesuchtesten Waaren. —

So lange die Verfertigung der Kleidungsstücke für das Bedürfniss der Familie nach altem achäischen Brauche (S. 407) ausschliesslich von den weiblichen Mitgliedern derselben betrieben ward, mögen sie allerdings nur geringem Wechsel unterworfen gewesen sein. Indem diese auch die besonderen Verzierungen eigenhändig besorgten, verstand man sich höchstens dazu, sie dem Färber oder Walker zu noch weiterer Bearbeitung und Reinigung zu überlassen. Mit der selbständigen Entwicklung des Weberhandwerks indess, wie es eben schon früh auf den genannten Inseln zur Geltung gelangte, musste auch jener privatliche Betrieb, da man demselben bis in späteste Zeit in herkömmlicher Weise oblag,<sup>2</sup> sogar bei den mittleren Ständen eine wesentliche Förderung erfahren. Blieb man auch, gleichwie die Kunstweber selbst, bei der einfachen Grundform der Gewandungen stehen, so lernte man doch durch sie die verschiedensten Arten von Geweben kennen und nachahmen. Nicht minder förderlich für die weitere Ausbildung ebenfalls jener häuslichen Beschäftigung wurde die sich gleichzeitig mit dem Weberhandwerk steigernde Geschicklichkeit der mit der kleidlichen Ausstattung sich befassenden Künstler. Wie jene im Ganzen so lieferten diese im Einzelnen, wiederum in Rücksicht auf das eigentliche Ornament, vorzügliche Vorbilder. Hier nun waren es zunächst wohl die Färber gewesen, welche schon frühzeitig und zwar wie die ältesten Vasenbilder vermuthen lassen (*Fig. 177. a. b.*) im engeren Anschluss an asiatische Muster dazu beigetragen hatten, neben der Vorliebe für weisse Gewänder, den Geschmack für bunte, quadrirte Stoffe mit kleinen eingestreuten Ornamenten u. s. w.<sup>3</sup> auch bei den europäischen Griechen zu erwecken und in weiterem Umfange rege zu erhalten. Ungeachtet bei diesen die natürliche Farbe des hellglänzend gebleichten Linnens oder der Wolle ihre Geltung als die dem Wohlstande allein angemessene fortdauernd bewahrte, beliebten sie dennoch daneben (auch ohne Bedenken) buntfarbige,

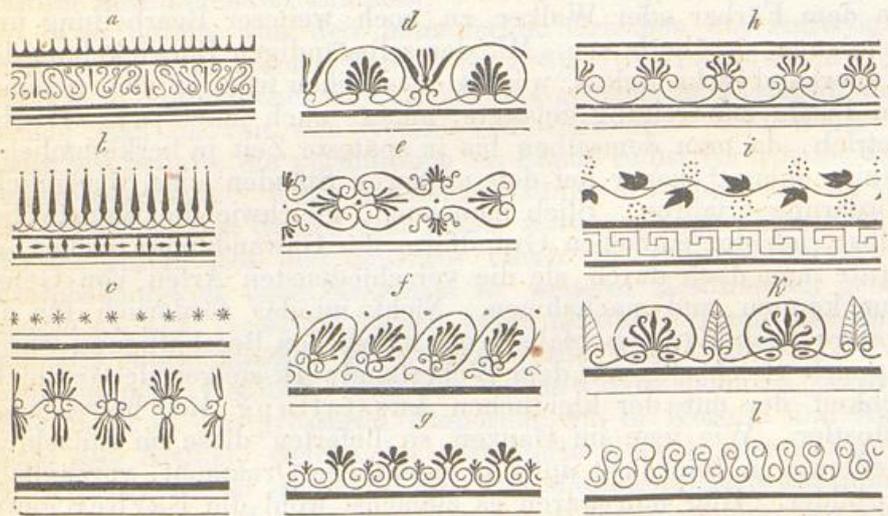
terthümer. I. S. 529. — <sup>3</sup> A. Böckh. Die Staatshaush. der Athener. I. S. 51 (§. 9); W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde. II. (1.) S. 85 ff.

<sup>1</sup> Vergl. oben S. 535; S. 479 not. 4; dazu mit besonderer Beziehung auf Griechenland: A. Becker. Charikles. II. S. 339 ff. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 22 not. 16. W. Volz. Beiträge zur Culturgeschichte. S. 84 ff. —

<sup>2</sup> A. Böckh. Staatshaushaltung. I. S. 50. — <sup>3</sup> Vergl. u. A. F. Creuzer. Zur Gallerie der alten Dramatiker. S. 34 ff. nebst den Anmerk.; S. 52.

wenngleich immer sparsamer verzierte Ober- und Unterkleider.<sup>1</sup> Somit war aber der Ausübung einer Gewandverzierungskunst, sei es nun durch Malerei, Wirkerei oder Stickerei oder durch aufnähen<sup>2</sup>) selbständiger Zierrathen, immerhin ein weites Feld geblieben. Fortschreitend mit der künstlerischen Durchbildung des Geschmacks hatte sie sich allmähig von jener älteren, asiatisierenden Form ab-, und in selbstschöpferischer Bethätigung der Erfindung reizvollster Ornamente und einer wahrhaft ästhetischen Verwendung derselben zugewandt.<sup>3</sup> In dieser so ausgebildeten Form, zumeist nur als leichter Schmuck der Säume und Kanten (Fig. 244 a—l.)<sup>4</sup>, fand sie dann selbst auch bei der sonst durchaus

Fig. 244.



farblosen Kleidung der vornehmen und gebildeteren Stände willige Aufnahme, bis sie, nachdem sich diese den kostbareren Stoffmassen zugewandt hatten, gleichsam durch die Schwere derselben abermals eine mehr massigere und breitere Behandlung im Ganzen und Einzelnen verfolgte.

Alles dies gilt natürlich wiederum mehr von der ionisch-attischen, als der eigentlich dorischen Gewandung. Ehe Sparta seiner alten, lykurgischen Anordnungen ungetreu ward, blieb dort auch die Weberei vorzugsweise auf die Verarbeitung nur der einheimischen Wolle zu ziemlich derben Geweben, das Geschäft der Färber aber fast einzig auf eine Verwendung der auch in Athen

<sup>1</sup> „Nach Heraklides Ponticus trugen die alten Athener purpurne Oberkleider und buntfarbige Unterkleider“: F. Creuzer. Ein ält-athenisches Gefäß u. s. w. Leipzig. 1832. S. 36 (not. 59). — <sup>2</sup> Dies in guter Zeit gewiss nur selten, da solche die freie Fältelung hemmen. — <sup>3</sup> Vgl. A. Böttiger. Griechische Vasengemälde. I. (1). S. 76 ff. — <sup>4</sup> S. auch die den folgenden Figuren hinzugefügten Details.

gangbaren Kokkosfarbe<sup>1</sup> und einer Art von dunklerem Purpur hingewiesen.<sup>2</sup> Aber selbst diese eintönig gefärbten Gewänder, so grossen Rufes sie sich auch auswärts erfreuten,<sup>3</sup> dienten den lebensstrengen Spartanern doch nur als ein kriegerischer Schmuck. Abhold jeglichen Prunkes bekleideten sie sich zu jener Zeit noch ausschliesslich mit den in ihrer Naturfarbe belassenen wollenen Stoffen, wie sie ihnen eben der Weber in einfachster Form zuführte. Hierin, wie in der ihnen eigenen überaus schlichten Art und Weise sich dieser Gewandstücke zu bedienen, beruhte dann im Wesentlichen zunächst der Unterschied zwischen der Kleidung der Dorier und der der Jonier überhaupt. Diese huldigten noch bis in das sechste Jahrhundert, ja selbst noch während der Perserkriege (vielleicht durch sie abermals erweckt und befördert) dem ihnen urthümlich asiatisirenden Geschmack für lange und faltenreiche, möglichst zierlich gefälte Gewänder;<sup>4</sup> jene hingegen, ihrer Natur nach durchaus nicht an eine besonders schützende Umhüllung gewöhnt, von vornherein einer mehr ungehemmten, freien Ausbildung des Körpers. Diese aber ward hier schon früh, auch in Folge der lykurgischen Verfassung,<sup>5</sup> zur vollen Gymnastik<sup>6</sup> entwickelt. Sie dann hatte bei ihnen gleichzeitig den Sinn für die Schönheit ebenmässigen Körperbaues und der rythmischen Bewegungen seiner Glieder bis zu einem wahrhaft künstlerischen Wohlgefallen daran gesteigert, den also geadelten (ursprünglich wohl nur der Abhärtung wegen beobachteten) Brauch freierer Nacktheit um so entschiedener wach und lebendig erhalten. So sehr nun die Jonier auch gymnischen Uebungen ergeben waren, (wie denn schon die homerischen Helden),<sup>7</sup> hatten sie bei diesen doch nie einen so national-politischen Umfang zu gewinnen vermocht, als in Sparta. Wohl trugen sie gleichfalls dort dazu bei, den Körper zu schmeidigen und jenen Sinn für die plastische Schönheit desselben im vollsten Maass zu beleben, ja ihn selbst bis zum feinsten Gefühl für den lebendig menschlichen Organismus, bis zum sichersten Maassstab für die Darstellung seiner Form durch die bildende Kunst zu entwickeln, — auf die kleidliche Erscheinung indess im gewöhnlichen Leben übten sie aber durchaus nicht, wie hier, wirklich bedingenden Einfluss. Galt es auch den Joniern (doch nur im Gegensatz zu den Barbaren)<sup>8</sup> ebensowenig wie den Doriern als schimpflich, nackt gesehen zu werden, so fand doch zwischen beiden Stämmen auch in dieser Beziehung wenigstens hinsichtlich des Verhältnisses der Geschlech-

<sup>1</sup> F. Schoemann. Griechische Alterthümer. I. S. 529. — <sup>2</sup> Ueber den tyrischen, doppeltgefärbten und lakonischen Purpur s. A. Schmidt. Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums. I. S. 127 (§. 31). — <sup>3</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 21 ff. — <sup>4</sup> O. Müller. Handbuch der Archäolog. §. 93; vgl. §. 69. — <sup>5</sup> U. A. s. M. Duncker. Geschichte des Alterth. III. S. 351 ff. — <sup>6</sup> C. Hermann. Privatalterthümer. §. 23. not. 8. §. 35. not. 13. §. 37 ff. — <sup>7</sup> Vgl. B. Friedreich. Die Realien in der Iliade und Odyssee. S. 345 ff. — <sup>8</sup> Herodot. I. 8—10; vgl. oben S. 410; S. 173.

ter zu einander selbst innerhalb der je ihnen eigenen, ethischen Auffassung ein wesentlicher Unterschied statt: Während es in der Kunst überhaupt „lange unerhört blieb“, den ausgebildeten weiblichen Körper von jeder Hülle entblösst darzustellen,<sup>1</sup> auch in Athen der Besuch der Uebungsplätze, wie die schulgerechte Ausübung der Gymnastik einen wesentlichen Theil durchaus nur der männlichen Erziehung ausmachte, war es der spartanischen Jugend doch ohne Rücksicht auf das Geschlecht sogar geboten, sich zu gegenseitiger Uebung zusammenzufinden.<sup>2</sup>

I. Ganz im Einklange mit einer so bei den Doriern künstlerisch ausgebildeten wahrhaft sittlichen Auffassung des menschlichen Körpers nach seiner rein naturgemässen Erscheinung, und der ihnen anerzogenen Unempfindlichkeit gegen die äusseren Einflüsse des Klima's war auch ihre Kleidung zunächst auf eine verhältnissmässig nur dürftig schützende Verwendung jener oben näher bezeichneten, viereckten Gewandstücke beschränkt geblieben: Die beiden Geschlechtern gemeinsame Anordnung derselben zu den ja bei allen Völkern des Alterthums üblichen (hemdförmigen) Unterziehkleidern und (mantelförmigen) Umwürfen trug hier wesentlich mehr das Gepräge des nur Nothwendigen, als das einer nur ihrer selbst wegen vorhandenen und also prunkenden Fülle. Statt ihrer galt ihnen auch dabei allein der Körper als Grundgesetz und als Schmuck.

1. Der männliche Theil des dorischen Stammes, namentlich aber der freie Spartaner begnügte sich fast ausschliesslich mit dem Mantel (Himation). Indem er die dazu bestimmte viereckte Decke ganz in der auch anderweitig gebräuchlichen Weise (S. 410) zunächst mit ihrem einen Zipfel vom Rücken aus nach vorn über die linke Schulter legte, das Uebrige längs dem Rücken fort unter oder über den rechten Arm wiederum nach vorn zog und dann den Rest abermals über die linke Schulter, jedoch nach rückwärts warf, hatte er, um seiner Bekleidung zugleich den vollen Ausdruck zu geben, nur noch auf eine den Formen des Körpers möglichst entsprechende Vertheilung der Stoffmasse, überhaupt aber auf deren Fältelung Rücksicht zu nehmen. Bei dem in ältester Zeit nur geringen Umfang der dazu benutzten Gewandstücke<sup>3</sup> indess reichte ein derartiger Umwurf doch kaum bis über die Knie, während er sich ausserdem, wie ältere Skulpturbilder zeigen (*Fig. 245.*)<sup>4</sup> den Körperformen ziemlich eng anschmiegte. In dieser Gestalt, in der ihn vorzugsweise die spartanische Jugend

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 336 (7). — <sup>2</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 314; A. Becker. Charikles. I. S. 321 ff.; J. H. Krause. Gesch. der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bei den Griechen, Etruskern und Römern. Halle. 1851. S. 99; S. 120; vergl. auch C. Schnaase. Geschichte der bild. Künste. II. S. 109. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 10. not. 18. —

<sup>3</sup> A. Böttiger. Amalthea. III. S. 37. — <sup>4</sup> Vergl. die persischen Skulpturen: *Fig. 178. a. b.*

ja bis zu ihrer endlichen Entartung unter besonderen, sich vielleicht auch auf den Stoff beziehenden <sup>1</sup> Benennungen (Tribon, Tribonion u. s. w.) beibehielt, mag er denn im Wesentlichen dem noch heut bei den Arabern üblichen „Ihram“ entsprochen haben

Fig. 245.



Fig. 246.



(vgl. S. 148. Fig. 100. a.). — Abweichend von jener Art des allgemeinen gebräuchlichen Umwurfs wurde das Gewandstück auch wohl (mitunter zu einem halb so grossen Viereck, als seine ganze Weite betrug) zusammengelegt <sup>2</sup> und, wie vermuthlich eine spätere künstlerische Uebertragung dieses alten, dorischen Kriegskleides (?) auf die kriegerische Ausstattung von Athenestatuen u. a. zu erkennen giebt, entweder unter oder über den rechten Arm zur linken Achsel (oder entgegengesetzt) gezogen und dann vermittelst einer Spange gefestigt (Fig. 246; vgl. Fig. 168. a. b.). Ob es so aber dem zur Zeit des Homer gewöhnlicheren Umwurf (Chläna) geglichen, ist zweifelhaft, wenn gleich nicht unwahrscheinlich. <sup>3</sup>

Nicht minder einfach wie die Herstellung des Mantels war die des männlichen Unterkleides oder des Hemdes (Chiton). Auch hierbei verfuhr man ganz in der namentlich

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 322; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. not. 14; dazu O. Müller. Handbuch. §. 337. not. 4. — <sup>2</sup> F. Hermann. a. a. O. not. 12; not. 17. — <sup>3</sup> O. Müller. Handbuch. §. 337. not. 4; dagegen F. Hermann a. a. O.; vergl. A. Becker. Charikles. II. S. 324; dazu F. Kruse. Urgeschichte des esthnischen Volksstammes. S. 247; insbes. B. Friedreich. Realien. S. 241.

dem arabischen (und hebräischen) Alterthum zumeist geläufigen Art,<sup>1</sup> indem man das dazu bestimmte oblonge Stück Zeug zusammenlegte, es auf der geschlossenen Seite zum durchstecken des Arms aufschlitzte, hingegen die offene Seite beliess oder doch nur bis zu der Höhe jenes Armlochs zusammennähte oder mit Hafteln u. s. w. verband. Zur Befestigung auf dem Körper reichte dann auch bei ihm, zunächst auf den Achseln, je eine Spange oder ein Dorn, und zu seiner weiteren faltigen Anordnung eine nur einfache Gürtung vollkommen hin. Doch unterschied sich auch dieses Kleid von den bei den Völkern des Orients

Fig. 247.



seit ältester Zeit gebräuchlichen Untergerwändern, und zwar in noch auffallenderem Maasse wie der Mantel, wiederum durch seine bei weitem geringere Länge und, was die ältere Zeit anbetrifft, namentlich auch durch den gänzlichen Mangel eigentlicher Ärmel (Fig. 247.). Letztere fanden bei den Doriern überhaupt erst spät und wohl sicher nicht eher Aufnahme, bis sie im Tausch ihrer wollenen Gewänder mit der linnenen Unterkleidung ihrer östlichen Nachbarn zugleich deren Ärmelhemden sich aneigneten. Dies aber dürfte kaum vor der Zeit ihrer Kämpfe in Persien (vor 394 v. Chr.) stattgefunden haben, wie es denn scheint, dass selbst die männliche Bevölkerung Attika's wenigstens längere, bis zu den Handwurzeln reichende Ärmel ebenfalls erst in Folge späteren Luxus in Anwendung brachte (vgl. übrigens Herod. VII. 61 und Thucid. I. 6).

Kurzerärmelige Chitonen, also wirklich genähte (wenn nicht so gewebte?) Hemden waren dagegen dem achäischen und ionischen Stamm gewiss von jeher gemein<sup>2</sup> und so vielleicht den von den Doriern unterworfenen Stämmen des Peloponnes, den ihnen dienenden Periöken und Heloten, als Ueberrest ältester Tracht verblieben. Die Bekleidung der letzteren aber stimmte im Wesentlichen mit der der niederen Stände in Griechenland überhaupt, so auch mit der der unteren Volksklassen in Attika u. s. w. überein (s. unten).

Neben jenen alten echt nationalen Gewändern kamen vielleicht schon früh, doch vermuthlich erst mittelbar durch die Athener noch anderweitige, mantelartige Hüllen in Gebrauch. Zu ihnen gehörte hauptsächlich der übrigens allen nordeuropäischen, auch

<sup>1</sup> Vgl. S. 152. Fig. 102. a. b; S. 329. — <sup>2</sup> Hierin dürfte denn auch die bezügliche, mehrfach erörterte Stelle bei Aristoph. Equ. 892 ihre Erklärung finden; s. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. not. 4.

keltischen und germanischen Stämmen gemeinsame, kürzere Schultermantel (*Fig. 218. c.*; *Fig. 221. c.*; *Fig. 225. a.*): Die „Chlamys“<sup>1</sup> der Griechen (s. unten).

2. Die Bekleidung der dorischen Weiber,<sup>2</sup> insbesondere aber die der Jungfrauen, entsprach den oben angedeuteten Verhältnissen vollkommen. Im Ganzen nur wenig von der des männlichen Geschlechts verschieden, herrschte jedoch bei ihr der Gebrauch des Hemdes vor: Wie von den jüngeren Männern hauptsächlich nur der Mantel, so wurde von der weiblichen Jugend fast einzig der Chiton getragen.<sup>3</sup>

In seiner einfachsten Form war er dem männlichen Unterkleide durchaus gleich und von diesem, doch wohl hauptsächlich nur bei besonderen Veranlassungen wie bei den gymnischen Übungen und Wettkämpfen (Paus. V. 16) in sofern abweichend, als man ihn dann der freieren Bewegung wegen höher gürtete und eine der Schulerspangen löste (*Fig. 248. a. b.*).

Die Anwendung längerer und weiterer (doch stets oblonger) Gewebe zur Herstellung umfangreicherer, bis zu den Füßen

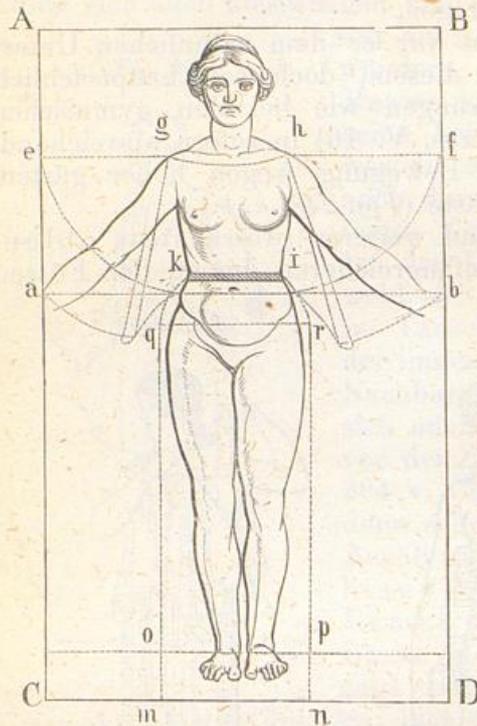
*Fig. 248.**Fig. 249.*

herabwallender Chitonen war den dorischen Jungfrauen zwar nicht untersagt, doch wohl weniger bei diesen als bei den älteren, ver-

<sup>1</sup> S. O. Müller. Handbuch. §. 337 (6); dazu derselbe: Ueber die Wohnsitze, die Abstammung u. s. w. des makedonischen Volkes. Berlin. 1825. S. 47. und dessen: Die Etrusker. Breslau. 1828. I. S. 256; S. 264. A. Becker. Charakterikles. II. S. 223; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. not. 20. — <sup>2</sup> O. Müller. Handbuch §. 339; derselbe: Die Dorier. II. S. 261 ff. A. Becker. Charakterikles. II. S. 324 ff. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 22. — <sup>3</sup> F. Hermann a. a. O. not. 20.

heiratheten Weibern gebräuchlich. Solcher Gewebe bediente man sich auf zweierlei Weise. Einmal ganz nach Art des männlichen (halboffenen oder halbgeschlossenen) Hemdes, doch so, dass man den nunmehr vorhandenen Ueberschuss des Stoffs förmlich als Doppelumschlag (Egkuklon oder Diploidion?)<sup>1</sup> über Brust und Rücken herabfallen liess (Fig. 249.), dann aber, unter bei weitem künstlicherer Anordnung, in Form eines ebenfalls mit

Fig. 250.



Ueberschlag ausgestatteten, doch geschlossenen Faltenkleides. Seine Beschaffung erforderte zunächst (Fig. 250.), dass das dafür bestimmte Stück Zeug, je nach der beabsichtigten Länge und Weite des Gewandes mehr oder minder umfangreich gewebt, nicht, wie bei jenen Hemden nur auf einer, sondern auf beiden Seiten (in *AC* und *BD*)<sup>2</sup> vollständigst verbunden war, also, dass die sich damit Bekleidende in Mitten desselben (*ABCD*) Platz nehmen musste. Bei der Manipulation der Bekleidung schlug sie dann wohl zunächst den oberen Rand (*AeBf*), so dass er zum Ueberschlag geeignet war, nach aussen um (*cafb*). Hierauf ordnete sie ihn gegen die Schultern zu (*g* und *h*) in Falten und, während dabei auch die Langseiten des Gewandes (*egCm*, *fhDn*) herabfielen, verband sie den Vorder- und Rücken-

theil erst auf der linken, dann auf der rechten Schulter vermittelst der Spange. So bildete er zugleich jederseits (*egak* und *fhib*) die Oeffnung je für den Arm<sup>3</sup> (*gk* und *hi*). — Dann fasste sie die dem Körper dadurch bereits nahe gebrachte (untere) Stoffmasse noch faltiger zusammen, gürtete sie um die Hüfte (*ki*), zog die noch auf dem Boden schleppende Länge (*opmn*) hinter dem Gurt etwa bis zum Fussblatt in die Höhe und liess schliesslich jenen

<sup>1</sup> Vgl. A. Becker. Charikles. II. S. 327; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 22. not. 11. und not. 12. — <sup>2</sup> Natürlich ist das Gewand als doppelt zu denken. — <sup>3</sup> Mit dieser auf thatsächlichen Untersuchungen beruhenden Darstellung, die ausserdem jede Probe bestehen wird, dürfte zugleich der auch bei dieser Art der Gewandung häufig angeregte Streitpunkt, ob Ueberschlag und Gewand zusammenhängen oder jener ein selbstständiges, nur übergehängtes Kleidungsstück sei, wohl seine Lösung gefunden haben.

Ueberschuss so über den Gurt nach vorn fallen, dass er sich hier zu einem ringsumlaufenden Bausch, dem „Kolpos“ (*k i q r*) gestaltete (vergl. *Fig. 251. a. b; Fig. 102. b*).

Fig. 251.



Der Mantel der dorischen Frauen war dem der Männer zu meist völlig gleich; auch wurde er zuweilen von beiden gemeinschaftlich benützt.<sup>1</sup>

II. Die Kleidung der attischen (ionischen) Bevölkerung<sup>2</sup> bewahrte bei allen Wandelungen ihren (achäischen) Grundcharakter (S. 691) doch so entschieden, dass sie im Allgemeinen wenigstens stets mehr zu der ihrer asiatischen Nachbarn, als zu der ihrer dorischen Urverwandten hinneigte. Hier nun war es hauptsächlich wohl das weibliche Geschlecht, das seiner bei weitem eingeschränkteren Stellung zu Folge<sup>3</sup> vorherrschend mit dazu beitrug, jene alterthümliche (orientalisirende) Sitte völligerer Körperverhüllung aufrecht zu erhalten. Aber auch die Männer, obgleich sie im allmäligen Anschluss an die knappere, dorische Gewandung ihrer sie kaum von den Frauen unterscheidenden langen (linnenen) Unter- und (zartwollenen) Oberkleider (*Fig. 252*) mehr entsagten, ja sich bereits um die Zeit des peloponnesischen

<sup>1</sup> U. a. s. O. Müller. Handbuch. §. 340 (1). — <sup>2</sup> Zu den bereits zur dorischen Kleidung angezogenen Werken s. hierf. noch: A. Schöll. Archäologische Mittheilungen aus Griechenland. I. S. 22. — <sup>3</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 420 ff.

Krieges, bis zur Wiederaufnahme asiatischer Pracht (S. 703), fast ganz nach dorischer (althellenischer) Weise trugen,<sup>1</sup> beliebten

Fig. 252.



doch durchgehend (neben grösse-  
rer Zierlichkeit im Ganzen und  
Einzelnen) faltenreichere Gewän-  
der und den gleichzeitigen  
Gebrauch von Hemd und  
Mantel: — Gleichwie der Mangel  
des Unterkleids als ein Zeichen  
von Dürftigkeit betrachtet wurde,  
so auch galt ein Mann ohne Ober-  
gewand kaum als wirklich be-  
kleidet.<sup>2</sup>

1. Im Uebrigen waren auch  
diese Männer-Gewänder we-  
der in der Grundform noch in  
der Art der Verwendung von de-  
nen der Dorier verschieden. Nur  
hinsichtlich des Untergewandes  
(Chiton) beobachtete man noch  
längere Zeit, mindestens wohl bis  
zu Ende der Perserkriege, auch

abgesehen von dem schon berührten Wechsel durch Hinzufügung  
längerer oder kürzerer Ärmel (S. 710), dass es von Linnen ge-  
fertigt sei (vergl. Fig. 252); zu dem Mantel (Himation) hingegen,  
bei dessen Umwurf es den gebildeten Athenern namentlich auf  
möglichst kunstgerechte Fältelung ankam,<sup>3</sup> wählte man eben dess-  
halb am liebsten feine, milesische Wolle. Für ihn bestimmte  
das ältere Anstandsgesetz, dass er den Körper bis zur Mitte der  
Unterschenkel oder doch mindestens bis zum Knie verhülle  
(Fig. 252), während ihn aber spätere Sitte (wohl schon im Laufe  
der perikleischen Zeit) selbst bis zum Schleppekleid<sup>4</sup> verlängerte  
(Fig. 253. a—c). Da sich indess mit zunehmender Weite unfehl-  
bar die Schwierigkeit auch seines Wurfes steigerte, ward in der  
Folge die Uebung darin mit ein wesentlicher Theil des pädagogi-  
schen Unterrichts. Dabei verlangte die gute Sitte (in Sparta wie  
in Athen) dass man in der Ruhe die Hände unter dem Gewande  
berge (Fig. 253. a), und dass auch bei der Bewegung wenigstens  
doch die rechte Hand bedeckt sei. Um diesen Anforderungen mit  
grösster Gewandtheit genügen zu können, schritt man dazu, wie

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 337 (2); derselbe: Die Dorier. II. S. 263 ff.;  
A. Becker. Charikles. II. 311.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. —

<sup>2</sup> F. Hermann. a. a. O. not. 11 und 12. — <sup>3</sup> Vgl. u. a. A. Böttiger. Grie-  
chische Vasengemälde. I. (Heft. 2.) S. 37 ff.; bes. S. 55 ff. und dessen Ideen  
zur Archäologie der Malerei. I. S. 211. — <sup>4</sup> Vgl. die Mantelfiguren vom Friesse  
des Parthenon: O. Müller und Oesterle. Denkmäler der alten Kunst. A.  
Taf. XXIII. ff.

es scheint, die Ecken der Gewänder mit kleinen (umnähten) Gewichten quastenartig zu beschweren. Hierdurch erhielten die ge-

Fig. 253.



worfenen Stoffmassen nicht allein hinreichend Zug und Schwung, als vielmehr auch die Kraft, sich den Formen des Körpers in stets gemessener Straffheit anzuschliessen.<sup>1</sup>

Die, wie oben vermuthet wurde (S. 710), zunächst von den Athenern und dann erst von den Doriern angenommene nordische (makedonisch-thessalische) Chlamys, deren nicht vor der Sappho-Zeit (um 600 v. Chr.) Erwähnung geschieht,<sup>2</sup> wurde vorherrschend nur von Jünglingen getragen und, folgt man den Darstellungen aus der Glanzepoche griechischer Kunst,<sup>3</sup> allerdings auch von diesen (namentlich aber bei Festspielen) als einziges Kleid. Sie reichte in Form eines einfachen, oblongen Schultermantels kaum bis zum Knie (Fig. 254. a); bei grösserem Umfange jedoch, in welcher Gestalt man sie (wohl unter besonderen Namen) vielfach als Reismantel benutzte, fast bis zu den Füßen (Fig. 254. c). Dass sie ihre ursprüngliche, länglich viereckte Ausdehnung bis in die späteste Zeit bewahrte, ist insofern wohl anzunehmen, als sich

<sup>1</sup> Vgl. u. a. in ästhetischer Beziehung darüber C. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. II. S. 111; bes. 114. — <sup>2</sup> O. Müller. Etrusker. I. 264. vgl. A. Becker. Charikles. II. S. 323. — <sup>3</sup> So wiederum auf dem Parthenonfries (s. oben) von den reitenden Jünglingen. Hierbei aber wäre wohl das Verhältniss der Kunstdarstellung zur Wirklichkeit wesentlich mit zu berücksichtigen.

der im Alterthum überhaupt gebräuchliche Kriegsmantel fort-dauernd als ein derartiges Gewandstück erhielt. Aber auch dabei

Fig. 254.



ist voranzusetzen dass während der luxuriöseren Zeit gerade sie die Veranlassung zu ferneren Mantelformen gegeben habe, die man dann in Verbindung mit dem Chiton mehr noch als Schmuck, denn als eigentliche Schutzhülle in Anwendung brachte (Fig. 254. b). Höchst wahrscheinlich benützte man neben der einfachen Chlamys verschiedene grosse Umhänge,<sup>1</sup> die theils einem Kreisabschnitt glichen, theils zu einer Art von langezogenem Oval (mit gegensätzlich unterschiedlich breiter Abrundung) so ausgewebt waren, dass sich ihre Kanten, bei sonst überall gleicher Befestigungsart, zu zierlichen Schlangenwindungen emporrollen mussten.

Unter der Anzahl von Bezeichnungen für kaum mehr näher zu bestimmende Kleidungsstücke, die jedoch das griechische Alterthum nicht einmal in dem Maasse hinterlassen hat, als selbst die allernächste Vergangenheit,<sup>2</sup> mögen sich denn allerdings viele auf derartige Wandelungen beziehen. Einzelne Benennungen hingegen, wozu auch die homerische „Chläna“ gehört (S. 709), deuten indess, soweit es die historische Zeit anbetrifft, haupt-

<sup>1</sup> Vergl. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. not. 22. — <sup>2</sup> Diese bereits von H. Hauff (Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Kostüms. Stuttgart. 1840. S. 169) rücksichtlich der römischen Modekleidung gemachte Bemerkung behält auch hier ihre Gültigkeit.

sächlich mit auf eine Verschiedenheit im Stoff. So zunächst wiederum die Chlāna selbst, worunter man nunmehr muthmasslich nur noch ein aus starker, zottiger Wolle gefertigtes Himation, ein eigentliches Schutz- und Winterkleid, verstand.<sup>1</sup> Dem entgegengesetzt wird die „Chlanis“. Sie mehr als Sommermantel zumeist nur von Stützern und verweichlichten Männern getragen, bestand somit ziemlich sicher aus einem zarten Gewebe von feinsten mile-sischer Wolle;<sup>2</sup> desgleichen vielleicht auch das Ledion oder Leda-  
rion u. a. — Insofern schliesslich der Chiton einem ähnlichen Stoffwechsel unterlag, kamen natürlich auch für ihn gleichfalls verschiedene Beinamen auf.<sup>3</sup>

2. Noch bei weitem grösser ist die Menge von derartigen Be-  
zeichnungen, welche der Sprachgebrauch für die Wechselgestal-  
tungen der attisch-ionischen Frauenkleidung ausbildete<sup>4</sup>  
ohne jedoch dass auch sie von den einfachen Elementen der  
Form abgewichen wäre. Dies ist namentlich hier bei dem Chi-  
ton, dem Hauptbekleidungsstücke der Weiber der Fall.<sup>5</sup> Wenn  
Herodot (V. 87. 88)<sup>6</sup> nach einem ganz artigen Histörchen, was er  
darüber mittheilt, fortfährt zu erzählen, dass die Weiber ehemals  
eine der korinthischen ähnliche, dorische Kleidung getragen und  
diese in die linnenen Unterkleider ohne Spangen (also in Ermel-  
hemden) umgewandelt hätten, sie aber ursprünglich nicht ionisch,  
sondern karisch sei, insofern nämlich die vor Zeiten üb-  
liche Bekleidung der Weiber überall dieselbe gewesen,

Fig. 255.



die man jetzt die dorische nenne,  
so geht daraus doch nicht mehr hervor,  
als dass auch er den asiatischen (karischen)  
Ursprung der noch zu seiner Zeit beste-  
henden, ionischen Untergewänder aner-  
kannte, ohne eben mit Bestimmtheit die  
dorische Tracht als die frühere zu be-  
zeichnen. Aber auch gerade diese hero-  
doteische (karisch-ionische) Kleidung, die  
ihrer Eigenthümlichkeit nach in einem  
sehr weiten und schleppenden Hemde  
von feinem Linnen mit weiten, sackför-  
migen Ärmeln bestand, das seiner Länge  
wegen ein- auch zweimal hochgegürtet  
werden musste (Fig. 255; vergl. Fig. 252),  
stellt sich durchaus als die bei den klein-  
asiatischen Griechinnen seit undenklicher  
Dauer gebräuchliche dar.<sup>7</sup>

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 337. not. 4; A. Becker. Charikles. II. S. 332; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. not. 18. — <sup>2</sup> O. Müller. a. a. O.; A. Becker. II. S. 333; F. Hermann. a. a. O. not. 19. — <sup>3</sup> Vergl. besonders A. Becker. a. a. O. S. 332 ff. — <sup>4</sup> Vergl. A. Becker. Charikles. II. S. 324. — <sup>5</sup> O. Müller. Handbuch. §. 339 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 22. not. 8. — <sup>6</sup> Vergl. Thukidides. I. 6. — <sup>7</sup> Vergl. die Abbildungen bei Ch.

Die nächsten Veränderungen, die man mit diesen demnach wohl schon in vorhistorischer Zeit noch allgemeiner getragenen Chitonen vorgenommen, mögen sich dann wesentlich darauf beschränkt haben, einestheils, dass man die Ärmel oberhalb aufschlitzte und zuweilen wiederum mit Spangen verband — wie dies noch Aelian (Var. hist. I. 5) den üppigeren Frauen des Alterthums nachrühmt, — andernteils, dass man ihrer überhaupt entsagte (Fig. 256), und also allmählig zwischen den ionischen und den längeren, dorischen Untergewändern eine sie gleichsam vermittelnde Aehnlichkeit erreichte. Muthmasslich unter unmittelbarem Einfluss von Seiten der Dorier schloss man sich sodann den von diesen vorzugsweise beliebten, nur zur Seite offenen oder geschlossenen, oblongen Gewandstücken und deren Verwendung (S. 711) wohl um so williger an, als eben letztere einen noch bei weitem grösseren Wechsel gestatteten, wie jene genähten und genestelten Hemden. Zudem boten ja auch sie sich der Verzierungskunst zu vielfältigster, geschmackvoller Ausstattung dar (Fig. 251. b; die folg. Fig.). Bei dieser dorisirenden Anordnung der Ge-

Fig. 256.



Fig. 257.



wänder, da auch die genähten Kleider eine Vermannigfachung durch Länge und Weite und die bald einfache, bald doppelte Gürtung

Fellow. A Journal written an excursion in Asia minor. Lond. 1839. und dessen: An account of discoveries in Lycia. Lond. 1841; dazu E. Gerhard. Archäologische Zeitschrift. I. Lief. Berl. 1843. Taf. IV. Monum. inedit. d'all instituto di corrisp. archeol. IV. 31. mit O. Müller, Denkm. A. Taf. XI. Fig. 40. Taf. XV. Fig. 62; Th. Panofka. Dionysos und die Thyaden. Taf. I. Fig. 2. Taf. II. Fig. 1. 2. Taf. III. Fig. 8. 11. und oben S. 415.

zugelassen, wurde dann aber hier zugleich und zwar hauptsächlich der Doppelumschlag (Egkuklon oder Diploidion) das Ziel des veränderungslustigen Sinnes. Er bethätigte sich nunmehr nicht allein indem man auch jenen einer wechselnden Gürtung unterzog (*Fig. 257; Fig. 260*), sondern auch darin, dass man ihn theils zu den Seiten vielfach verlängerte und ihn in Rundformen weben liess; theils zu einem förmlich selbständigen Kleidungsstücke gleichsam vom Untergewande ablöste und ihn dann so bald in oblonger nicht selten gegen die Langseiten zugespitzter, bald in kreisabschnittlicher Form u. s. w., ähnlich über Brust und Rücken ordnete,<sup>1</sup> wie das Unterkleid selbst (vgl. *Fig. 258; Fig. 259*). Bei

*Fig. 258.**Fig. 259.*

der Art der Ermelung dieses letzteren war es dann ausserdem leicht auch den Faltenumschlag oberhalb der Arme mit Hafteln zu scheinbaren Ermeln u. s. w. zu knüpfen (*Fig. 259*), wie man denn eine fernere Abwechslung selbst noch darin beobachtete, dass man bald nur eins, bald aber zwei Hemden anlegte, und in diesem (selteneren) Falle wohl das dem Körper zunächst liegende mit einer Art Falbel unter dem oberen hervorblicken liess (*Fig. 259*). — Andere, kleinere Chitonen (Chitonion) vom feinsten, durchsichtigen Stoff, entweder nur mit einem Armloch, oder (in Form von Schweisstüchelchen) unter dem Arm fortlaufend über der Brust

<sup>1</sup> S. A. Büttiger. Griech. Vasengemälde. I. (2). S. 89; dessen: Kleine Schriften. III. S. 31; S. 284.

getragen, brachte man dabei ebenfalls in Anwendung.<sup>1</sup> Sie indes bildeten mit weiter unten zu betrachtenden Gegenständen wesentliche Theile der Geheimtoilette.

Mit jener Ablösung des Doppelüberschlags zu einem selbständigen Bekleidungsstück war aber wiederum für eine abermals neue Art von Umhang die passendste Form gefunden. Ohne die schmuckvollen Fältelungen irgendwie aufzugeben, stellte man doch nunmehr daneben vollständige Ueberzüge (Epumis?), wirkliche Diploidien her, deren man sich dann in nicht minder abwechselnder Gestalt bald als ein auf den Schultern zu befestigendes Oberchiton, bald als ein zu den Seiten auch unterwärts halbaufgeschlitztes, mit Knöpfen u. s. w. zu verbindendes Jäckchen, gegürtet und ungegürtet, bediente (Fig. 260. b—d).<sup>2</sup>

Fig. 260.



Neben diesen letzteren (doch wohl nicht in gleichzeitiger Verwendung derselben und dem Chiton, vielmehr allein nur in Verbindung mit diesem) machte dann schliesslich bei den attischen Weibern wie bei den dorischen das eigentliche Himation das am häufigsten getragene Oberkleid aus. Auch hier unterschied es sich nach der Weise seiner Benutzung durchaus nicht von dem der Männer (Fig. 260. a); wohl aber trug man daneben noch eine beträchtliche Anzahl in Stoff und Umfang verschiedener,

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. 331. Taf. IV. Fig. 2. — <sup>2</sup> Vgl. u. a. A. Becker. Charikles. II. Taf. V. Fig. 3.

shawlähnlicher Umschlagetücher. Sie wurden in beliebiger Weise entweder himationförmig oder nach Art der Mantillen um die Schultern geworfen (*Fig. 261; Fig. 262*).<sup>1</sup>

*Fig. 261.**Fig. 262.*

Zu diesen Abwandlungen der Gewandungen, die demnächst durch den Stoff bis zur Verwendung der florartigen, amorgischen und koischen Gewebe (S. 704) die vielfältigste Steigerung erfuhren, trat dann namentlich beim weiblichen Geschlecht als ein Hauptmittel der Verschönerung, wie schon angedeutet ward, einerseits die Färbung,<sup>2</sup> andererseits die Verzierung fördernd hinzu (*Fig. 244*). Erstere beschränkte sich hauptsächlich auf den Chiton. Wurde nun gleichwohl von Frauen und Jungfrauen besseren Standes ebenfalls zumeist der weissen oder gelblichen, gebleichten Leinwand der Vorzug gegeben, so waren sie doch, ja selbst für das Himation, weder der gelben, grünen, blauen noch braunen, rothen und purpurnen Farbenabstufungen abhold. Auch beliebte man wohl noch dabei insofern eine Abwechslung, als man mitunter das Obergewand von anderer Färbung trug wie das Untergewand, und ebenso noch bei diesem einen ähnlichen Wechsel rücksichtlich der Tonung des eigentlichen Unterkleides und seines Diploidions oder

<sup>1</sup> Vergl. A. Becker. Charikles. II. Taf. V. Fig. 4. — <sup>2</sup> A. Becker a. a. O. II. S. 351, vorzugsweise nach den Abbildungen bei M. v. Stackelberg. Die Gräber der Hellenen u. s. w.

des Umwurfs. Dazu kamen als die zunächst dem Hemde eigenthümlichen Zierrathen theils horizontale Verbrämungen, theils vertikale Streifen, theils über das ganze Gewand unregelmässig oder symmetrisch vertheilte Ornamente (vgl. *Fig. 244—262* u. unten): Erstere liefen über den unteren Saum des Chiton, wohl auch um den Halsausschnitt desselben entweder einfach gefärbt, oder (mehrfarbig) gemustert. Sie waren gewöhnlich angewebt oder aufgenäht (S. 706). Die vertikalen Streifen hingegen erstreckten sich theils zu beiden Seiten des Hemdes längs den Nähten u. s. w., theils längs der vorderen Mitte, mitunter auch in einem Doppeltstreifen entweder an jenem bis zu den Füßen herab oder nur am Ueberschlag; zuweilen noch ausserdem längs den Ermeln u. s. w. — Ihnen entsprachen die Verbrämungen des Himation. Sie jedoch zogen sich als gemusterte Bordüre entweder nur rings um dessen Kanten oder wohl gar um die Schmalseiten desselben. Im Uebrigen gehörten ganze Musterungen sowohl hier wie dort zu den selteneren Ausnahmen. —

I. u. II. Kopfbedeckungen brachte der griechische Mann überhaupt nur dann in Anwendung, wenn ihn Sturm und Unwetter oder der blendende und erhitzende Sonnenschein dazu nöthigten; so namentlich auf der Reise oder während der langdauernden Tagesvorstellungen im Theater. Bei den Weibern dagegen bildeten sie durchaus nur eine gefällige Art des Putzes. — Weniger schon war dies, und zwar wiederum bei beiden Geschlechtern, (insbesondere in Attika<sup>1</sup>) mit der Fussbekleidung der Fall. Sie, wenn gleich ebenfalls mit als ein wesentlicher Theil des Schmucks betrachtet, legte man doch wenigstens beim Ausgange ausser dem Hause zugleich auch als Schutz in sehr verschiedenen Formen an.

1. Die Kopfbedeckungen der Männer<sup>2</sup> bestanden der Hauptsache nach in grösseren Hüten mit breiten Krempeu und in schirmlosen Mützen. Zu jenen zählte die, den Griechen vermuthlich gleichzeitig mit der Chlamys von den nördlicheren Völkern, den Thessaliern, Makedoniern u. s. w. zugetragene „Kausia“.<sup>3</sup> Es war dies ein niedriger, flacher und breitgekrempter Filzhut, der unter mannigfachen, doch geringen Umgestaltungen bald als ein rundköpfiger Krempehut theils mit sehr breitem, aufwärts gebogenem, theils mit bogenförmig ausgeschnittenem oder auch mit verhältnissmässig nur schmalem Rande unter dem Namen Petasos zumeist von Reisenden, Jägern und Soldaten getragen wurde (*Fig. 245. a. b*), bald als ein (nach vorherrschend böotischer und arkadischer Sitte)<sup>4</sup> tannenzapfenförmig erhöhter Filz

<sup>1</sup> In Sparta dagegen war den Jünglingen sogar im Winter Barfüssigkeit verordnet, s. unten. — <sup>2</sup> O. Müller. Handbuch. §. 338; A. Becker. Charikl. II. 360 ff.; F. Hermann. Privatalterth. §. 21. not. 26—29. — <sup>3</sup> O. Müller. Ueber die Wohnsitze u. s. w. des makedonischen Volkes. S. 48. — <sup>4</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften (2. Ausg.). I. S. 263 ff.

(Kynae) entweder mit weichem, ungerolltem Rande<sup>1</sup> oder mit heruntergeklappter Krempe vorzugsweise von Landleuten angewendet ward (*Fig. 267. c*). In dieser Form bildete er sodann gewissermassen den Uebergang zu den schirmlosen Mützen, welche indess fast ausschliesslich als halbeiförmige, dem Kopf sich ziemlich enganschliessende Kappen von Filz (Pilos), Strohgeflecht oder Leder, hauptsächlich nur den Schiffer und Handwerker,<sup>2</sup> überhaupt aber den niederen Gewerbsmann, doch in feinerem Stoff wohl auch den Kranken charakterisirten (*Fig. 247; Fig. 267. a*). — Die Farbe dieser Kopfbedeckungen war zumeist durch den gelblichen, grauen oder braunen Stoff derselben gegeben. Nur hinsichtlich der Kausia und des Petasos scheint man auch darin gewechselt zu haben, indem man sie wohl mit einer farbigen Kante schmückte oder durchaus roth u. s. w. färbte.<sup>3</sup>

Unter den männlichen Fussbekleidungen<sup>4</sup> sodann behauptete sich vor allen die im asiatischen und ägyptischen Alterthum häufig gebräuchliche Riemensohle auch hier im allgemeinsten Gebrauch. Ursprünglich mag wohl sie durchaus die einzige Art von derartiger Schutzbedeckung abgegeben haben, wie denn selbst das homerische Zeitalter noch keine andere Weise derselben erwähnt;<sup>5</sup> später jedoch, im weiteren Verfolg der Industrie, stellte man künstlichere Fussbekleidungen her. Selbst das einfachere Lakonien scheint gerade in diesem Artikel etwas Besonderes geleistet zu haben, wenigstens galten sogar den prunksüchtigeren Athenern neben gerühmtem amykleischen, argeischen, rhodischen und sykonischen Schuhwerk, doch die lakonischen Mannsschuhe stets als etwas Ausgezeichnetes.<sup>6</sup>

Hiernach aber hatte sich das griechische Schuhwerk überhaupt von der einfachsten Sandale bis zu dem förmlichen Schuh, ja von diesem wiederum bis zum eigentlichen Halbstiefel in den mannigfachsten Uebergangsformen ausgebildet. An sie dann knüpfte der Sprachgebrauch in noch weiterem Umfange an, so dass er gerade dafür eine fast selbständige Nomenklatur herstellte. Sie bezog sich theils auf den Stoff, der namentlich zwischen Filz und Leder wechselte, theils wohl auch auf die Farbe, vor allen jedoch auf die Form und zwar dies um so entschiedener, da eine sorgfältige, knappanliegende Beschuhung wesentlich mit ein Hauptforderniss des Anstandes war.

In letzterer Beziehung bildete die einfache Sohle (S. 37; S. 178; S. 205), je nach Ausstattung verschieden, das gewöhnliche Schuhwerk für Haus und Strasse; dagegen die reicher ge-

<sup>1</sup> Vergl. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XIV. Fig. 1. 3. 4. XV. Fig. 4. — <sup>2</sup> Th. Panofka. a. a. O. Taf. VIII. Fig. 5. — <sup>3</sup> M. v. Stackelberg. Gräber u. s. w. T. 45. Fig. 2. — <sup>4</sup> O. Müller. Handbuch. §. 338 (3); A. Becker. Charikles. II. S. 364 ff.; F. Hermann. §. 21. not. 29—32. — <sup>5</sup> F. Friedreich. Realien. S. 242. §. 67. — <sup>6</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 22 ff.; A. Becker. a. a. O. S. 365.

zierte Sandale (Sandalion; Sandalon) in vielfach wechselnder Riemelung, ein zwar zu ähnlichem, doch mehr gesellschaftlichem Zweck verwendetes Putzstück. An diese schlossen sich förmlich über dem Leisten gearbeitete Hohlschuhe an. Sie bedeckten

Fig. 263.



entweder nur den oberen Fuss (Fig. 263. a) oder reichten kamaschenartig bis über die Knöchel<sup>1</sup> (Fig. 263. c). Mit zu ihnen gehörten vermuthlich die häufiger genannten, oft stark benagelten Krepidis<sup>2</sup> und die Endromidis, doch fand bei jenen vielleicht noch eine besondere Hackenfestigung

vermittelt Riemen, bei diesen aber wahrscheinlich eine überhaupt weitläufigere Umriemung statt (vgl. Fig. 263. b). Hochaufragende Stiefel (Fig. 263. d; ob „Embates“?), ähnlich den assyrischen Schnürstiefeln (Fig. 121. f) bildeten dann vorzugsweise eine wohl nur in Kunstwerken asiatisirte Tracht der Jäger und Wanderer, wobei insbesondere noch zu vermuthen steht, dass man sich dazu (als Zwischenlage) strumpfähnlicher Socken bedient habe. Dass eine derartige, selbst hoch hinaufreichende Umwicklung der Beine von den niederen Ständen, den Hirten u. s. w., jedoch als selbständige Bekleidung, häufiger benutzt ward, erheben einzelne Kunstdarstellungen zur Gewissheit (Fig. 267. c). —

2. Die von den Weibern, doch wie bemerkt ward stets mehr zur Zierde denn zum Schutz und zwar wiederum vorherrschend in Attika getragenen Kopfbekleidungen<sup>3</sup> wechselten der Form nach wesentlich zwischen Netzen, Haarsäcken und Tüchern; deren besonders schmuckvollere Zuthaten indess zwischen farbigen Bändern und band- oder halbmondförmigen Reifen. Letztere waren theils von Leder (vergoldet, buntfarbig und gepresst), theils von Metall (Bronze, Silber, Gold) und mehr oder minder reich ornamentirt.

Des Netzes und Haarsackes bediente man sich zumeist einerseits zum zusammenhalten des Haares während des Schlafs, andererseits um das noch wenig geordnete Haar darin zu bergen. Ersteres (Kekrüfalos), vermuthlich schon dem homerischen Alter-

<sup>1</sup> Auch bis über die Wade (Fig. 263. d) vgl. M. v. Stackelberg. Gräber der Hellenen. T. 45., wo der Stiefel selbst weiss, vorn geschlitzt und einem Schnürschuh ähnlich roth und blau gemalt erscheint. — <sup>2</sup> Vergl. dagegen F. Hermann. a. a. O. §. 30. — <sup>3</sup> O. Müller. Handbuch, §. 340; A. Becker. Charikles. II. S. 391; F. Hermann. §. 22. not. 25—29.

thum nicht unbekannt, <sup>1</sup> war ein zuweilen von Gold- und Seidenfäden gearbeitetes Flecht- oder Strickwerk, welches den ganzen Kopf umgab <sup>2</sup> (Fig. 272. c); der Haarsack (Saccos) hingegen in

Fig. 264.



den meisten Fällen nur ein verhältnissmässig weites, jedoch nicht selten buntgemustertes Tuch, das, um den Kopf geschlungen, bald vor bald über der Stirn oder am Hinterhaupte zusammengeknüpft wurde (Fig. 264. k. l; vergl. Fig. 260. b; Fig. 261). Statt eines solchen Tuches wandte man mitunter förmliche Zipfelmützen an (Fig. 264. m), oder aber man begnügte sich, das lange Haar entweder mittelst Bändern nur zum Theil mit einem Tuch zu bedecken (Fig. 264. g. h. k) oder überhaupt es nur zu umwinden (Fig. 264. a. b. c. i; vergl. Fig. 251. a; Fig. 255; Fig. 257; Fig. 258; Fig. 260. a). Alle diese Bedeckungen, insofern man sie möglichst zierlich herausbildete, blieben jedoch von der Oeffentlichkeit ebensowenig ausgeschlossen, wie selbst ein bloss leicht über den Kopf gehängtes Tuch (Fig. 264. e), ohne indess, dass dies (vielleicht mit Ausnahme bei den wohl völliger verschleierten Thebanerin-

<sup>1</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften (3. Aufl.) III. S. 293 (not.) — <sup>2</sup> Vgl. A. Becker. Charikles. II. Taf. IV. Fig. 6.

nen)<sup>1</sup> zugleich das Gesicht mitverhüllte. Nächst diesem gehörten wirkliche, florartig gewebte Hinterhauptsschleier,<sup>2</sup> wie gleichfalls schon in der homerischen Zeit (II. XVIII. 382. XXII. 469), so durch alle Epochen mit zu dem beliebtesten Putz verheiratheter Frauen, während sie ausserdem sämtliche auch schon zu jener Zeit bekannten metallischen Zierden, deren bereits oben Erwähnung geschah, theils mit jenem Schleier, theils mit den genannten Bandumschlingungen verbanden. — Von diesen Zierrathen galten dann wiederum die diademförmigen Reifen, da sie ursprünglich wohl nur den herrschenden Geschlechtern eigenthümlich gewesen und erst später allgemeiner geworden waren, stets als der äusserste Schmuck. Unter dem Namen Stephane wurden sie als schmalerer oder breiterer Ring mit wechselnden Nebenformen doch stets ziemlich tief in die Stirn hinunter gerückt<sup>3</sup> getragen und zwar gleichzeitig mit einem breiten Hinterhauptbande (Sphendone),<sup>4</sup> das zu ihrer Befestigung auch wohl mit verwendet werden mochte (Fig. 264. d. e. f; vergl. Fig. 251: Fig. 260. c. d). Verschieden von ihr war der „Polos“: Eine sich über dem Haupte wölbende Scheibe. U. s. w.<sup>5</sup>

In gleichem Maasse wie diese Kopfbedeckungen bewahrten vorzugsweise die Fussbekleidungen der Weiber mit den Charakter der Zierde. Sie, vermuthlich wie deren kleidliche Ausstattung überhaupt ursprünglich von den kleinasiatischen Nachbarn entlehnt und so gleich jener von ihnen durch alle Epochen beibehalten, zeichneten sich von denen der Männer noch ganz besonders durch prächtigere Färbung, vor allem aber durch glänzende, metallische Zuthaten aus. Dies war namentlich bei dem lydischen Schuhwerk der Fall (S. 417); doch brachte man daneben, ja schon vor 450 v. Chr., auch sogenannte tyrrhenische Prachtschuhe in Anwendung.<sup>6</sup> Letztere hauptsächlich mögen dann wiederum auch in der Form des weiblichen Schuhwerks einen weitgreifenderen Modewechsel bewirkt haben.

Der grösste Luxus indess herrschte doch auch hier unter den Sandalen. Gleich wie diese Art der Fussbekleidung schon beim Homer (II. XIV. 175. XXIV. 341. Od. I. 97) als „hellglänzend und golden“ beschrieben wird, so beliebte man stets sie aus zartem, purpurfarbigem Leder herzustellen, deren Geriemsel mit Stick- und Metallwerk auszustatten, auch wohl die Sohlen mit Kork zu überlegen u. s. w.<sup>7</sup> Ihre einfachere Befestigung geschah dann zumeist in der gewöhnlichen Weise, dass man einen wohl rundlich geschnit-

<sup>1</sup> F. Hermann. a. a. O. not. 28. — <sup>2</sup> Vergl. F. Creuzer. Zur Gallerie der alten Dramatiker. S. 34; S. 83. — <sup>3</sup> Vergl. C. Schnaase. Gesch. der bildenden Künste. II. S. 103. — <sup>4</sup> S. darüber ausführlich F. Creuzer, a. a. O. S. 33 ff., dazu Th. Panofka. Argos Panoptes (Abhandlg.). Berl. 1837. S. 103. T. IV. Fig. 2. — <sup>5</sup> Ueber Benennung verschiedener Formen s. bes. O. Müller. Handbuch. §. 340 (4). — <sup>6</sup> S. u. a. O. Müller. Die Etrusker. I. S. 269 ff. S. 300. — <sup>7</sup> Vergl. auch A. Böttiger. Kleine Schriften, I. S. 213; III. S. 73 ff.; A. Becker. Charikles. II. S. 375 ff.

tenen Riemen zwischen dem grossen und Neben-Zehen hindurch nach der Mitte des Spannes zog, diesen hier mit vier anderen Riemen vermittelt einer meist blattförmig gestalteten Schnalle verband, nachdem man von jenen zwei (je seitwärts von der Sohle) die andern beiden aber je von der Seite des Hackenleders ebenfalls nach dort hinaufgeführt hatte (vergl. *Fig. 272. e. d.*); doch fand auch bei den Sandalen der Weiber nicht selten eine ähnliche Vermehrung der Bindebänder statt, wie bei denen der Männer. Dabei theilten mit diesen auch sie die Halb- und Hohlschuhe. Unter ihnen standen dann hier, ihrer kostbaren Beschaffenheit wegen, einerseits die hochsoligen „Kothurne“ (S. 333), andererseits die elegant gearbeiteten „Baukides“ und die vermuthlich geschlossenen „Persika“ oben an (vergl. *Fig. 147. c.*). —

#### Der Schmuck,<sup>1</sup>

wenigstens in seiner engeren Bedeutung des von den Griechen dafür gewählten Wortes „Kosmos“, welches zugleich ihren Sinn für vollkommene Harmonie auch hinsichtlich der äusseren Erscheinung ebenso schön als treffend bezeichnet, war, wie schon aus Vorstehendem ersichtlich, somit durchaus mehr Angelegenheit der Weiber wie eigentlich der Männer. Bei Letzteren galt ein Behängen mit überflüssigen Zierden u. s. w., ganz abgesehen von der gesetzlich bedingten Schmucklosigkeit der Spartaner, bereits seit der homerischen Periode (II. II. 872) bis zur ausgearteten Luxus-epoche durchaus als ein Zeichen verweichlichter Lebensart und weibischen Sinnes.

1. Während der guten, älteren Zeit begnügte sich auch der gebildetste Mann und eben dieser gewiss in noch höherem Grade, wie der weniger Gebildete (bei vorherrschender Reinlichkeitspflege des Körpers durch tägliche Bäder in erwärmtem oder kaltem Wasser)<sup>2</sup> vorzugsweise damit, sein an sich schönes Haar möglichst sorgfältig zu pflegen. In den ältesten Kunstdarstellungen erscheint es stets mit fast assyrischer Kleinlichkeit und wenn so auch im Ganzen conventionell, doch gewiss nicht ohne Rücksicht auf eine dementsprechende wirkliche Sitte, als zierlich gekräuselt Flecht- oder Lockenwerk behandelt.<sup>3</sup> Dazu erzählt Thukydides (I. 6), dass es durchaus noch nicht lange her sei „das geflochtene Scheitelhaar vermittelt goldener Nadeln (Cikaden) in einen Schopf zu vereinigen“ und Herodot (I. 82), als Besonderheit, „dass die Argiver erst seit der verlorenen Schlacht gegen die Spartaner ihr Haupthaar scheeren lassen, während früher bei ihnen nur langes

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 340 (4); A. Becker. Charikles. II. 291. III. 401; F. Hermann. §. 22. not. 32—42. §. 23; vergl. G. Semper. Akademische Vorträge. I. Zürich. 1856. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikles. II. 135 ff.; F. Hermann. §. 23 (25); §. 28 (4); §. 38 (15); §. 61 (11). — <sup>3</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 93. not. 1—3. §. 330 ff.

Haar zu tragen allgemeiner Brauch gewesen sei, diese dagegen, welche früher eben nur kurzes Haar beliebt, es von da ab hätten wachsen lassen.“ — Wenn man indess in Athen auch schon während der Zeit der Perserkriege jene alterthümliche Sitte verliess, so behauptete sich daselbst, wie auch in Sparta, dennoch während der ganzen Epoche des selbständigen Griechenthums das vollere natürliche Haar (anstandshalber von Zeit zu Zeit nur mässig gestutzt) als ein wesentlicher Schmuck des freien Mannes (*Fig. 253. a. c; Fig. 254*); wohingegen bei Erwachsenen das kürzere Haar überall und stets mindestens als ein Zeichen von Dürftigkeit und niederer Herkunft betrachtet ward.<sup>1</sup> — Aehnlich verhielt es sich mit der Pflege des Bartes, wenigstens bei den Athenern, denn gerade hierin unterschieden sich die Spartaner insofern, als sie zum Theil den Lippenbart völlig rasirten.<sup>2</sup> — Erst mit dem Beginn der makedonischen Herrschaft trat auch für die Haartracht ein Wechsel ein. Seitdem entsagte man allmählig dem volleren Haar, bis es endlich zur herrschenden Mode ward, den Bart zu rasiren,<sup>3</sup> das Haupthaar aber möglichst kurz oder doch in fast stutzerhafter Weise, kleingelockt, um den Schädel zu ordnen.<sup>4</sup>

An eigentlichen Schmucksachen (die hier jedoch wiederum kaum als solche zu betrachten sind, da sie zugleich Nützlichkeitszwecken mitgewidmet waren) führte der griechische Mann in Sparta und Athen fast ausschliesslich Stock und Ring. — Ersterer wurde wie es scheint vornämlich von den Lakedämoniern und zwar von diesen wohl meist in Form eines nur einfachen Stabes, von den Athenern jedoch wohl häufiger in künstlerischer Umgestaltung zu einem förmlichen Knopfstock getragen (*Fig. 253. b. c; vergl. Fig. 254. b*). Aber auch ihn verwies die spätere attische Sitte aus dem Bereich des feineren Anstandes; das Tragen eines Ringes<sup>6</sup> dagegen, des in nachhomerischer Zeit gewöhnlichsten Mittels nicht allein der Besiegelung wie auch des Verschlusses, behielt vielleicht eben desshalb, und zwar als charakteristisches Merkmal des Besitzenden, fortdauernd seine anstandsrechtliche Gültigkeit. Am häufigsten steckte man ihn an den vierten Finger, den „Ringfinger“, der linken Hand. Während er in älterer Zeit vorherrschend bei den Spartanern von Eisen gefertigt war,<sup>7</sup> wurde er in Attika frühzeitig ein Gegenstand des Luxus. Indem man die Reifen künstlich ausarbeitete wie auch die Platten durch

<sup>1</sup> A. Becker. II. S. 381; F. Hermann. a. a. O. §. 23. not. 13. 15. 17. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 121. S. 125; F. Hermann. not. 19. 20. — <sup>3</sup> A. Becker. II. S. 389; F. Hermann. a. a. O. not. 22. — <sup>4</sup> Vergl. die Abbildgn. bei O. Müller und Oesterle. Denkmäler der alten Kunst. A. Taf. L ff. — <sup>5</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 394; F. Hermann. §. 22. not. 32; dazu A. Böttiger. Griechische Vasengemälde. I. (Heft. 2.) S. 61 (not.). — <sup>6</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 77. II. 398; F. Hermann. §. 22. not. 35—37. — <sup>7</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 201.

geschnittene Steine u. s. w. ersetzte, überlud man mit derartig verzierten Ringen wohl sämtliche Finger.

Der weibliche Schmuck<sup>1</sup> in seiner Mannigfaltigkeit erstreckte sich (bei der natürlich ebenfalls sorgfältigsten Reinlichkeitspflege durch häufige Bäder und kalte Waschungen) ausser auf eine besonders zierliche Anordnung des Haars und die gerade im Gegensatz zu der Schmucklosigkeit der Männer weitergreifende Anwendung von Schmucksachen, zugleich auf die Ausübung vielfältiger, theils sichtbarer, theils geheimer Toilettenkünste.

Als einen wesentlichen Act der Körperpflege betrachteten die Weiber überhaupt zunächst die zeitweise Salbung der Haut wie des Haars mit zum Theil äusserst kostbaren, wohlriechenden Oelen und Essenzen; daneben (insbesondere aber die Hetaïren) als eigentliches Verschönerungsmittel die ihnen vermuthlich wie so vieles andere schon früh aus dem Orient zugeführte Schminke.<sup>2</sup> Ihrer bediente man sich gewöhnlich zwar nur in den Abstufungen von Roth und Weiss, doch ist namentlich für jene Dirnen gewiss, dass sie auch die den orientalischen Weibern von jeher gebräuchliche Schwärzung der Wimpern und Augenbrauen mit besonderer Geschicklichkeit übten (vgl. S. 42; S. 154; S. 207; S. 272). Sie vielleicht schmückten sich auch, wenngleich wohl in selteneren Fällen, nach Art der Thracierinnen (Herod. V. 6) mit einer leichten aber gefälligen Tätowirung der Arme.<sup>3</sup>

In der Anordnung des Haares,<sup>4</sup> obgleich diese im Laufe der Zeit sicher zumeist der Laune und wechselnden Mode unterworfen ward, beobachtete man doch stets, dass die Stirn so tief wie möglich bedeckt werde.<sup>5</sup> Im Ganzen indess pflegten vorzugsweise verheirathete Frauen das Haar selten ohne die erwähnten Kopfszierden zu ordnen (*Fig. 264*); wo diess aber der Fall, da begnügte man sich häufig, die ganze Fülle desselben theils schlicht nur nach hinten oder über dem Scheitel in einen Büschel oder Knoten mittelst Nadel und Band zusammenzufassen, theils dasselbe zu flechten und es dann so in spiraler Windung um den Kopf zu legen oder es zu Locken auseinander zu drehen und diese frei, als längere oder kürzere Gehänge, rings um das Haupt zu

<sup>1</sup> Eine mit vielen Abbildungen begleitete Uebersicht s. in „Fêtes et Courtisanes de la Grèce. 4. Edit. I—IV. Paris. 1821.“ Dazu die genannten Werke. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 232; F. Hermann §. 23. not. 1—5. — <sup>3</sup> Vgl. A. Böttiger. Kleine Schriften (2. Aufl.) I. 165. III. 34; dazu Th. Panofka. Griechen und Griechinnen. S. 8. Taf. I. Fig. 9. — <sup>4</sup> Vergl. A. Visconti. Oeuvres etc.: (Iconographie grecque. 3. Vol.) Milan. 1818—26; dazu A. Becker. II. S. 380; F. Hermann. §. 22. not. 25. — <sup>5</sup> „Es liegt darin ein charakteristischer Unterschied unseres Schönheitssinnes von dem der Griechen, dass wir die hohe Stirn eher für eine Schönheit halten, sie unbedeckt tragen, während jene sie so wenig liebten, dass die Frauen sie sogar durch Binden zu bedecken und zu verkleinern suchten“: C. Schnaase. Gesch. der bild. Künste. II. S. 103.

reihen (vergl. *Fig. 248. a. b; Fig. 249; Fig. 251. a; Fig. 255; Fig. 256; Fig. 259. a; Fig. 260. a*). —

Der vorwaltend ästhetische Werth den der Griechen überhaupt auf körperliche Schönheit legte, liess wohl die sorgfältigste Pflege derselben vorzugsweise auch dem weiblichen Geschlechte sich und anderen gegenüber gleichsam als kunstschuldige Pflicht erscheinen: Wem die Natur ihre Reize versagt oder, sei es durch Krankheit wie durch Alter, wenigstens doch geschmälert hatte, suchte somit gewiss einen derartigen Mangel durch künstliche Mittel zu ersetzen. Ursprünglich allerdings, ehe die Verfeinerung maassstäblich wurde, beschränkten sich diese auf nur wenige, ziemlich einfache Toilettengeheimnisse; später indess, nachdem bereits das Ueberhandnehmen eines gefallsüchtigen Hetärenwesens mit darauf zurückgewirkt hatte, wurden auch sie im privatlichen Leben, ja selbst bis zur verunzierenden Künstlichkeit gesteigert.

Zu den in älterer Zeit gebräuchlichen Hülfen den natürlichen Wuchs theils in seiner Schönheit zu unterstützen, theils ihn gegen Verfall zu wahren, gehörte vor allen eine mehr oder minder breite Binde (*Strophion*). Sie wurde (unter sehr verschiedenen Nebenamen)<sup>1</sup> einerseits dazu verwendet, die Brüste in ihrer jugendlichen Lage zu erhalten, andererseits erfüllte sie den Zweck einer wirklichen Leibbandage. Diese Binde, die indess nicht mit dem oft reich mit Troddeln u. s. w. geschmückten Hüftgürtel (*Zone*) zu verwechseln ist, gab dann vermuthlich die erste günstigste Veranlassung zur Herstellung förmlicher Polsterungen. Von den Kupplerinnen wenigstens heisst es ausdrücklich (*Athen. XIII. 23 ff.*):<sup>2</sup>

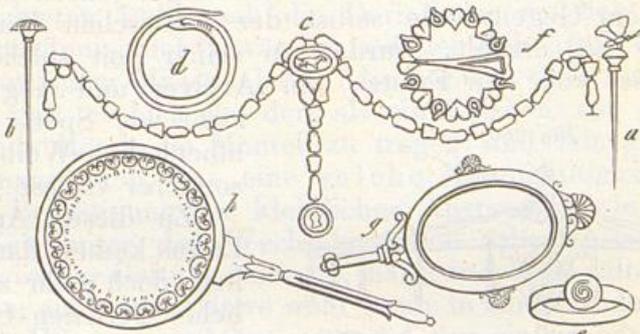
— — — — — „Sie werben  
sich neue Dirnen, die den Künsten fremd noch sind.  
Diese formen sie dann in Kurzem, so dass weder an Gestalt,  
noch an ihrer Art und Weise, sie sich ferner ähnlich sehn.  
Ist die eine klein von Wuchse, gleich wird Kork ihr in die Schuh  
eingefüttert; gross ist jene; dünne Sohlen gibt man ihr  
und das Köpfchen wird beim Gehen auf die Schultern hingesenkt:  
Dies vermindert ihre Länge. Wenn es ihr an Hüften fehlt,  
wird das Fehlende durch Wülste zugesetzt und Jedermann,  
der sie sieht, preisst ihres Hintern Fülle. Ist ihr Leib zu stark,  
helfen, wie Schauspieler tragen, falsche Brüste dem Uebel ab.  
Dann indem sich dieser Ansatz hebet, wird des Unterleibs  
Ueberfülle, wie mit Stangen in sein Maass zurückgedrängt.  
Hat die eine feuerrothe Braunen, malt sie Kienruss schwarz,  
eine andere ist schwarz von Farbe; Bleiweiss streicht man dieser auf.  
Uebermässig blass ist jene; ihr reibt man Zinnober ein.

<sup>1</sup> Vergl. A. Böttiger. Kleine Schriften. (2. Aufl.) III. S. 60; O. Müller. Handbuch. §. 339 (3); A. Becker. Charikles. II. S. 328; dazu indess insbesondere: F. Hermann. §. 22. not. 23. — <sup>2</sup> F. Jakobs. Vermischte Schriften. IV. S. 326 ff.

Ist ein einzelner Theil vorzüglich, dieser wird mit Fleiss entblösst. Hat sie etwa schöne Zähne, muss sie lachen früh und spät, dass die Leute mit Bewunderung ihres Mundes Anmuth sehen.“ —

Die eigentlichen Schmucksachen, alle weiblichen Geschmeide, die der Grieche unter dem Begriff „Goldsachen“ mitzusammenfasste, waren im Grunde genommen, nur mit Ausnahme der vielleicht erst später gebräuchlicheren Fingerringe, wie schon bemerkt, bis in die späteste Zeit dieselben, wie im homerischen Alterthum. Die neben den bereits betrachteten metallischen Kopfzierden (S. 726; *Fig. 264*) damals getragenen „Armringe, Haarnadeln und Kettlein“ (Il. XVIII. 401. Od. XVII. 291), die „Busengeschmeide aus Gold und Electron“ (Od. XV. 459. XVIII. 295) und andere „goldene Halsgeschmeide in Form von Ketten“ (Od. XV. 459; XVIII. 293. 300)<sup>1</sup> blieben der Sache nach durchweg im Gebrauch, so dass sich eine Vermannigfachung derselben hinsichtlich der folgenden Epochen eben nur in Rücksicht auf deren ausgebildeter Ornamentik, auf den künstlerischen Fortschritt überhaupt annehmen lässt.

*Fig. 265.*



Abgesehen von der Gemessenheit die man während der guten Zeit sicher auch bei Verwendung der Schmuckartikel beobachtete, waren jedoch auch sie bald Hauptgegenstände des Prunkes und der Ueberladung geworden. Weder hatten einzelne schon frühzeitig dagegen erlassene Gesetze<sup>2</sup> einem derartigen Aufwand zu steuern, noch die häufigen Täuschungen durch falschen Schmuck, denen man namentlich in spätester Zeit ausgesetzt ward,<sup>3</sup> davon zurückzuhalten vermocht: — So wurden denn auch die weiblichen Fingerringe, ursprünglich nur in einfachen Reifen bestehend, gleichfalls immer kostbarer ausgearbeitet, mehr und mehr mit prächtigen Steinen oder mit Bernsteinplatten geziert und schliess-

<sup>1</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 73. not. 2. — <sup>2</sup> Vergl. Diod. XII. 21; Philarchos ap. Athen. 521. — <sup>3</sup> Xenophon. Oecon. c. 10.

lich gleichwie von den Männern, so auch von den Weibern in grosser Anzahl getragen; <sup>1</sup> desgleichen hier die Oberarmspangen, denen man zumeist die Form von sich windenden Schlangen zu geben beliebte <sup>2</sup> (*Fig. 265. d. e.*), wie nicht minder die ihnen entsprechend gebildeten Ringe zum beliebigen Schmuck theils der Unterarme, theils aber auch der Fussknöchel. <sup>3</sup>

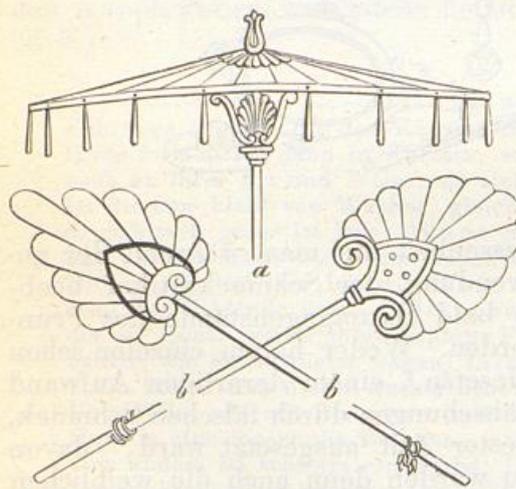
Daneben brachte man tropfenförmige Ohrgehänge, zuweilen mit noch besonderen Anhängseln von Perlen, Gold- und Silberblechen versehen, häufig in Anwendung, und ebenso erhielten die bronzenen und goldenen Haarnadeln mitunter die zierlichsten Formen (*Fig. 265. a. b.*). — Hauptsächlich indess war es der Halsschmuck, dessen Ausstattung man sich angelegen sein liess. <sup>4</sup> Ungeachtet man sich zumeist damit begnügte, ihn nur als einfache Kette (*Fig. 265. c.*) oder als feinen Reifen zu tragen, so wusste man seinen Werth doch auch dadurch zu erhöhen, dass man ihn mit kostbaren Perlengehängen, Edelsteinen u. s. w. besetzte oder ihn von Gold, und dann nicht selten in Form eines ein- und mehrfachen Drathgewindes, überaus kunstvoll herstellte. <sup>5</sup> —

Die Kleiderspangen endlich erhielten bald die Gestalt einer förmlichen Schnalle (*Fig. 265. f.*), bald bildete man sie als einen nur einfachen Dorn oder Gelenkhafel, häufiger jedoch machte man sie zu einem Gegenstande selbst der plastischen Kunst. Wie Herodot (V. 88) erzählt, wurden zu seiner Zeit solche Spangen vorzugsweise von den Frauen der Argiver und Aegineten und

zwar als Spott gegen die athenischen Weiber von besonderer Grösse getragen.

Zu diesen Artikeln des Luxus kamen dann schliesslich, doch mehr zum eigentlichen Toiletten-Geräth gehörig, zierliche, ähnlich den „Pateren“ (*Fig. 265. h*) gearbeitete metallne Spiegel (*Fig. 265. g.*) und nicht minder zierliche metallne oder beinerne Kä m m e; <sup>6</sup> ferner, aber mehr für die öffentliche Erscheinung bestimmt und demnach zu wirklich schmückenden Schaugeräthen ausgebildet, Fächer und Son-

Fig. 266.



<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 398 ff.; F. Hermann. §. 22. not. 35. — <sup>2</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften (2). III. S. 54; F. Jacobs. Verm. Schriften. V. S. 421. — <sup>3</sup> F. Hermann a. a. O. not. 41. — <sup>4</sup> Vergl. F. Creuzer. Zur Gallerie der alten Dramatiker. S. 36. — <sup>5</sup> G. Klemm. Allgem. Kulturgesch. VIII. S. 69. — <sup>6</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften. (2) III. S. 105.

nenschirm.<sup>1</sup> Indem man jenen in den meisten Fällen die Gestalt von Blättern gab und sie entweder bunt bemalte oder von farbigen Federn zusammensetzte (*Fig. 266. b.*), behielt man bei diesen die dafür auch im Orient seit ältesten Zeiten gebräuchlichen Formen bei, also, dass letztere auch hier beliebig aus- und eingespannt werden konnten (*Fig. 266. a;* vergl. *Fig. 96; Fig. 148.* u. a. O.).

Das ceremonielle Verhältniss in der Tracht,

insofern es die bisher berührte kleidliche und schmückende Ausstattung — die der vornehmeren und gebildeteren Stände — betrifft, trug im Grunde genommen durchaus mehr das Gepräge eines sich innerhalb der Grenzen allgemeiner Anstandsforderungen frei bewegenden, individuellen Unterschiedes, als das einer äusserlich bedingten, je ausgleichenden Maassstäblichkeit. So wenigstens vorherrschend in Attika, wo noch ausserdem das grössere oder geringere Besitzthum des Einzelnen seinen Einfluss mit darauf auszuüben vermochte, während allerdings in Sparta, so lange hier die gesetzlichen Beschränkungen allein die Lebensweise bestimmten, diesen das Individuum überhaupt, also auch hinsichtlich seiner rein äusserlichen Erscheinung untergeordnet blieb. Zwar beobachteten wohl auch die Dorier eine möglichst künstlerische Anordnung der Gewänder und den Faltenwurf derselben als den eigentlichen Maassstab für die höhere oder niedere Bildung; auch galt es hier wie dort als ein Zeichen von guter Erziehung, beide Hände im Mantel zu tragen und mit gesenktem Haupte einherzugehen,<sup>2</sup> — eine solche Mannigfaltigkeit in der äusserlichen Bethätigung des kleidlichen Anstandes, wie diese im Laufe der Zeit unter den Wechselgestalten atheniensischer Charaktere<sup>3</sup> gewiss zur Geltung gelangte, hatte indess das ältere Sparta wohl nie, aber auch das spätere wohl kaum in annäherndem Maasse aufzuweisen: Wie es in Athen während der eintretenden Luxus-epoche (nach Beendigung des peloponnesischen Krieges) durchaus gebildete Männer (Lakonisten) gab, welche eben nur im Gegensatz zum Zeitgeschmack etwas darin suchten, sich ganz nach einfacher, altspartanischer Sitte (mit dem Tribon u. s. w.) zu bekleiden,<sup>4</sup> so fehlte es dagegen ebensowenig an eitlen Stutzern, die, gesalbt und gekräuselt, mit den feinsten Gewandungen angethan und mit Blumensträusschen oder Riechfläschchen in den Händen, auf Markt und Promenade geckenhaft tänzelnd flanirten.<sup>5</sup> — Anderen, so insbesondere den Aerzten,<sup>6</sup> machte schon ihre Beschäf-

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 73; F. Hermann. §. 22. not. 31. 32. —

<sup>2</sup> A. Böttiger. Ideen zur Archäologie der Malerei. I. S. 211 ff.; derselbe: Griechische Vasengemälde. I. (2). S. 52 ff.; O. Müller. Handbuch. §. 337 (5); A. Becker. Charikles. II. S. 338. — <sup>3</sup> Vergl. u. a. die *Ἡθικοὶ χαρακτήρες* des Theophrast. übers. von J. Hottinger. München. 1821. — <sup>4</sup> A. Becker. Charikles II. S. 322. — <sup>5</sup> Derselbe: I. S. 292. not. 14. — <sup>6</sup> A. Becker. Cha-

tigung an sich eine vorherrschend saubere und sorgfältige Kleidung zur gesellschaftlichen Pflicht, während wieder Andere, wie etwa die Pädagogen,<sup>1</sup> denen die Aufsicht über die Erziehung der Kinder anvertraut war, sogar eine besondere Tracht auszeichnete. Sie nämlich erschienen zumeist in Würde beabsichtigender Weise oder in zum Theil asiatisirender Kleidung<sup>2</sup> mit einem über dem Chiton geknöpften, verbrämten Schultermantel, hohen Stiefeln und leidlich hohem Krummstab; — und so abermals unterschieden von den Philosophen oder eigentlichen Sophisten und deren Schülern, die gewöhnlich die äusserste Aermlichkeit, zuweilen nicht ohne „kynische“ Pretension, zur Schau trugen.<sup>3</sup> Dabei gab es dann allerdings namentlich in Athen auch wirkliche Arme in Menge. Sie aber stellten sich wohl noch in spätester Zeit in gleicher Dürftigkeit dar, in der schon Homer den Iros (O. XVIII. 1) wie auch den (durch den Zauber der Athene verwandelten) Odysseus (Od. XIII. 431) auftreten lässt:

„Statt der Gewand umhüllt' ihn ein hässlicher Kittel und Leibrock,  
Beide zerlumpt und schmutzig, von hässlichem Rauche besudelt;  
Auch ein grosses Fell des hurtigen Hirsches bedeckt' ihn,  
Kahl von Haar; und sie reicht ihm den Stab, und den garstigen Ranzen,  
Häufig geflickt ringsum, und daran ein geflochtenes Tragband.“ —

Wenig abweichend von solcher Tracht, wenn auch nicht gerade in ähnlicher Zerlumptheit und Unsauberkeit, war in Griechenland die der niederen Handwerker und Gewerbetreibenden, insbesondere aber aller derjenigen dienenden Stände, die nicht als freie Griechen das vollgültige Bürgerrecht genossen. Für sie bestand in der That sowohl in Athen wie in Sparta ein gewisses gesetzliches Verhältniss, das sie hinsichtlich der äusseren Erscheinung in bestimmter Weise kennzeichnete. Die Verschiedenheit der politischen Grundlage beider Staaten war indess auch darauf nicht ohne entscheidenden Einfluss: In dem demokratischen Athen hatten sich derartige Beschränkungen eben nur auf die Fremden und die ebenfalls zumeist aus der Ferne hinübergeführten Diener (zu denen vor allen die Sklaven zählten) erstrecken können, bei den Doriern indess mussten sie schon von vornherein alle nicht-dorischen Stämme, also auch die ältere einheimische Bevölkerung — die Periöken und Heloten<sup>4</sup> — wesentlich mit berühren. Aber diesen letztern gerade ausschliesslich waren in Lakedämon theils der Landbau, theils Handel und Gewerbe überlassen, wohingegen sich in Athen ein ähnliches Verhältniss zwischen den freien Bürgern und den sogenannten Schutzverwandten oder Metoeken

rikles. II. S. 89 ff.; bes. S. 102; dazu F. Hermann. Privatalterthümer. §. 38. not. 1.

<sup>1</sup> A. Becker. a. a. O. I. S. 37; F. Hermann. §. 34. not. 15. — <sup>2</sup> Vergl. Th. Panofka. Griechen und Griechinnen. S. 16. Taf. I, Fig. 14. — <sup>3</sup> Vergl. A. Becker. II. S. 342. — <sup>4</sup> Vergl. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 42 ff.; dazu F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 195 ff.

doch erst sehr allmählig herausbildete.<sup>1</sup> Hier war auch den Bürgern die Ausübung gewerblicher Künste u. s. f. ohne irgend eine Rückwirkung auf die kleidliche Repräsentation verstattet.

Diese nun fand sowohl in Athen wie in Sparta vornämlich ihren Ausdruck in der ungehinderten Verwendung des Mantels oder Himations und des schon berührten (gesetzlichen) Zugeständnisses eines frei wallenden Haarschmucks. Dem gegenüber beschränkte sich somit die Kleidung jener arbeitenden und dienenden Klassen fast durchgängig auf das Untergewand oder den Chiton. Daneben hatte man indess, wie dies insbesondere bei den Doriern der Fall war, die mannigfachen nationalen Eigenthümlichkeiten der unterworfenen Stämme durchaus unberührt gelassen. Gerade von den Heloten ist ausdrücklich bezeugt, dass sie fortdauernd ihre alteinheimische, ländliche Tracht (die sie mit den Landbebauern von Megara und den urpelasgischen Arkadern theilten) treu bewahrten.<sup>2</sup> Diese nun, ausgezeichnet durch eine einfache Ledermütze mit breitem Rande und einen Schafpelz, dessen man sich vermuthlich ähnlich bediente, wie seiner noch heut die Hirten Siciliens u. a., unterschied

Fig. 267.



sie dann wiederum einerseits von den thessalischen und makedonischen Stämmen, die durch die Chlamys (S. 715) und den Petasos (S. 722) charakterisirt waren,<sup>3</sup> andererseits von den Aetoliern,<sup>4</sup> welche hauptsächlich hohe Schuhe, die Kausia (S. 723),

<sup>1</sup> F. Hermann a. a. O. not. 9; derselbe: Culturgeschichte. I. S. 155; F. Schömann. I. S. 349 ff. — <sup>2</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 29; S. 35 ff. — <sup>3</sup> O. Müller. Die Makedonier. S. 47 ff.; derselbe: Die Dorier. I. S. 2; S. 5. — <sup>4</sup> O. Müller. Handbuch. §. 338 (4).

eine hochgegürtete Exomis, ja vielleicht auch (neben der Chlamys) zum überziehen eingerichtete Chitonen von Fellen<sup>1</sup> oder gegerbtem Leder<sup>2</sup> anlegten.

Bei weitem gebräuchlicher indess als alle diese an sich mehr ländlichen, zumeist von Hirten und Arbeitsleuten getragenen Kleidungsstücke,<sup>3</sup> zu denen wohl noch hin und wieder, wie Homer (XXIV. 227) vom alten Laertes erzählt, „stierlederne Schienen“ und derbe „Handschuh“ — „dem ritzen den Dorne zur Abwehr“ — hinzukamen, waren bei den städtischen Handwerkern u. s. w. weisse, graue oder dunkelfarbene Hemden von mehr oder minder größerem Wollenstoff. Sie dann wurden den verschiedenen Zwecken angemessen, theils in Form des gewöhnlichen, ermellosen Chitons (Fig. 247), theils in Gestalt eines genähten, kurzermeligen Ueberzugs (Fig. 267. c. Amphimaskalos), theils auch entweder als ein nur mit einem Ermel<sup>4</sup> versehenes Kleid (Fig. 267. b; Eteromaskalos) oder als ein Gewand ohne Ermel, das zugleich die rechte Brust unbedeckt liess (Fig. 267. a; Exomis) in vielfältiger Abwechslung getragen.<sup>5</sup> Besonders diese halbe Gürtung

Fig. 268.



blieb den Schiffern und Sklaven<sup>6</sup> eigen, wozu letztere noch vorschriftsmässig die vollständige Haarschur zu beobachten hatten.<sup>7</sup> — Bei der Arbeit wechselten Handwerker nicht selten selbst noch jenes Kleid, indem sie dieselbe oft völlig entblösst<sup>8</sup> oder doch nur leicht, mit einem Schurz bedeckt, verrichteten (Fig. 268).

Weniger auffällig scheinen die kleidlichen Verhältnisse des dienenden weiblichen Geschlechtes, der Sklavinnen<sup>9</sup> u. s. w. gewesen zu sein. Hier bezeichnete die Magd höchstens einfachere Tracht (ob auch Zulassung des Mantels?),

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 337 (3); A. Becker. Charikles. II. S. 359; vergl. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XIV. Fig. 8. — <sup>2</sup> Zur Zeit des Pausanias (VIII. 1 [2]) bestand die Tracht der ärmeren Bewohner von Euböa und Phokis aus schweinshäutenen Chitonen. — Wie es scheint hatten die ledernen Hemden mitweilen Kapuzen. — <sup>3</sup> Vergl. die Anweisungen für den Landbau bei Hesiod. v. 535 ff. — <sup>4</sup> Ueber dieses Gewand insbesondere s.: L'Alectryonophore. Description d'une statue antique du Palais imperiale de la Tauride. St. Petersburg. 1834. — <sup>5</sup> O. Müller. Handbuch. §. 337 (2); A. Becker. Charikles. II. S. 311 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 21. not. 15; not. 16. — <sup>6</sup> A. Becker. Charikles. II. 20 ff.; F. Hermann. §. 12 ff. F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 349 ff. — <sup>7</sup> F. Hermann. §. 13. not. 13; §. 21. not. 15; dazu: A. Böttiger. Kleine Schriften (2). I. S. 292. — <sup>8</sup> Vergl. u. a. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. VIII. u. A. Becker. Charikles. II. S. 327. — <sup>9</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 39.

und im Einzelnen zuweilen ein über den Kopf gehängtes oder gebundenes Tuch.<sup>1</sup>

Die Hetären,<sup>2</sup> Flötenspielerinnen u. s. w. suchten allerdings nicht allein durch jene schon erwähnten Toilettenkünste

Fig. 269.



Fig. 270.



(S. 730) als vielmehr auch durch leuchtende Farben der Gewänder und die zierlichste wie zugleich üppigste Verwendung der eben auch deshalb ziemlich berüchtigten durchscheinenden, koi-schen und amorgischen (S. 704), sikelischen und argivischen Klei-der, zu denen das nachschleppende „Tarantinidion“ zählte,<sup>3</sup> das Auge der männlichen Jugend auf sich zu ziehen und deren Sinn-lichkeit zu entfesseln (vergl. Fig. 269; Fig. 270; Fig. 272. a.).

Kaum minder mannigfaltig als die bezeichneten Erscheinun-gen kleidlicher Repräsentation waren dann in Hellas auch dieje-nigen, welche sich dort unter dem unmittelbaren Einfluss der pri-vaten, der staatlichen und kultlichen Lebensbeziehun-

<sup>1</sup> Vergl. F. Creuzer. Zur Gallerie der alten Dramatiker. S. 83 (Anm. 284); E. Gerhardt. Berlins antike Denkmäler. S. 373. not. 17, 18. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 109 ff; F. Hermann. §. 29. not. 9. — <sup>3</sup> Vergl. F. Creuzer. Zur Gallerie der alten Dramatiker. S. 34 ff. Anm. 119; A. Böttiger. Kleine Schriften. III. S. 43; F. Creuzer. Ein alt-athenisches Gefäss. S. 36; S. 72; O. Müller. Die Dorier. II. S. 256; A. Becker. Charikles. I. S. 126 ff.; F. Hermann. §. 22. not. 14.

gen bei Doriern und Joniern nach Maassgabe der ihnen je eigenen Anschauungs- und Gefühlsweise zu verschiedenen, überhaupt aber mehr symbolischen Aeusserungsformen herausgebildet hatten. Im privatlichen Leben kamen sie, wie eben überall, in dem näheren Verhältniss der Geschlechter zu einander als allgemein gültige Bezeichnung theils für deren wechselnde Lebensstadien, theils für besondere Empfindungen und Zustände in weiterem Umfange zur Geltung; in ihrem Verhältniss zum Staat und Kultus indess übte auf sie die politische Schwankung noch manchen bestimmenden Einfluss aus.

1. Aber selbst in den Grenzen des engeren Privatlebens, insofern es mit dem Begriff der Familie<sup>1</sup> zusammenfällt, zeigte sich gleich von vornherein auch nach dieser Seite hin der merkwürdige Unterschied dorischer und ionischer Sitte. Während in Athen das Gesetz das Kind überhaupt als Privateigenthum der Eltern betrachtete,<sup>2</sup> fiel es in Sparta sofort dem Staate anheim.<sup>3</sup> Alle weiteren Bezüge der Jugenderziehung bei den Doriern beruhten somit fast einzig auf dem der lykurgischen Verfassung zu Grunde gelegten System körperlicher Abhärtung und Entsagung,<sup>4</sup> wogegen es eben den Athenern unbenommen war, je für Erziehung der Ihrigen nach eigenem Ermessen zu sorgen, — und so trat jener Wechsel denn schon in Behandlung des Neugeborenen mit in die äussere Erscheinung, da man es in Sparta nach dem allgemein üblichen ersten Bad durchaus belies, in Athen jedoch in wärmende Tücher hüllte.<sup>5</sup>

Diesem aber so bereits bei der Geburt von Doriern und Joniern beobachteten Verfahren entsprach zugleich deren fernere Wartung der Kleinen. Hinsichtlich ihrer kleidlichen Pflege ist es gewiss, dass man sie wiederum in Athen, bevor sie laufen gelernt, theils in einer sie schützenden Mulde, theils in einer Art Schwinde mit sich herumtrug und wiegte<sup>6</sup> (vergl. *Fig. 271. a*).

So lange die Kinder (Mädchen und Knaben) ungetrennt bei der Mutter verblieben<sup>7</sup> bestand ihre Kleidung, nächst zauber-

<sup>1</sup> Für die homerische Zeit insbesondere: L. Lenz. Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter. Hannover. 1790; B. Friedreich. Realien u. s. w. S. 196. §. 56. Ueber den stattgehabten Wechsel bis zur historischen Zeit: F. Hermann. Culturgesch. des klass. Alterthums. I. S. 134 ff.; dazu: A. Becker. Charikles. II. S. 414 ff.; G. Klemm. Allgemeine Culturgesch. VIII. S. 82 ff.; J. H. Krause. Geschichte der Erziehung u. s. w. S. 67—194; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 9. not. 3. §. 10 ff. Ueber die Stellung der Frauen überhaupt: A. Böttiger. Kleine Schriften (2). I. S. 295 ff. III. S. 132 ff.; O. Müller. Die Dorier. II. S. 282 ff.; hinsichtlich der Familienrechte u. s. w. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 11. not. 6. §. 63; F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 256 ff.; S. 501 ff. — <sup>2</sup> A. Becker. H. S. 21. — <sup>3</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 294. — <sup>4</sup> F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 26. not. 2. — <sup>5</sup> A. Becker. I. S. 20; F. Hermann. Privatalterth. §. 32. not. 11. — <sup>6</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 28; F. Hermann. §. 33. not. 7; Th. Panofka. Griechinnen. S. 3. — <sup>7</sup> Was mindestens bis zum sechsten Jahre der Fall war cf. A. Becker. a. a. O.

abwehrenden Amuletten, mit denen man sie wohl bald nach der Geburt behing<sup>1</sup> — auch schon vor der Luxusepoche — namentlich in Athen aus einem völligen Hemdchen; abermals gegensätzlich in Sparta nur aus einem doch dürftiger

Fig. 271.



deckenden Mantel<sup>2</sup> (vergl. Fig. 271. b.). — Dabei waren den Kleinen überhaupt allerdings weder Spiele noch Spielgeräthe<sup>3</sup> versagt, ebensowenig als man es sich auch angelegen sein liess, sie mit der Sohle oder der Ruthe oder dem Riemen zu züchtigen.<sup>4</sup>

Die (athenischen) Mädchen wurden bereits im fünften, bisweilen indess erst im zehnten Jahre der Göttin Artemis geweiht. Aus symbolischen Gründen erhielten sie dann, zugleich mit dem Beinamen „Bärinnen“, ein safranfarbiges Kleid.<sup>5</sup> Sie aber blieben fortan und zwar entgegen spartanischer Sitte (S. 708) fast auf das Haus und dessen Besorgung<sup>6</sup> beschränkt.

Ganz im Zusammenhange mit dem Abhärtungssystem der Spartaner bestand dagegen bei diesen der Brauch, die ohnehin zu Kampf und Mühen veranlasste,<sup>7</sup> männliche Jugend alljährlich am Feste der Orthia vor dem Altar der Artemis einer strengen Geißelung zu unterwerfen.<sup>8</sup> Ihr war es Gesetz, wie bemerkt, nur den Tribon zu tragen und selbst im Winter barfuss zu gehen.<sup>9</sup> Doch der athenischen Jugend verblieb auch während der Zeit ihrer ausserdem mehr auf die Bildung des Geistes abzweckenden Lehre der Gebrauch des Chiton und schützendes Schuhwerk geboten.

Jedoch mit dem Eintritt in das reifere Jünglingsalter, mit dem sechzehnten oder dem achtzehnten Jahre, dem eigentlichen Beginn der Ephebenzeit<sup>10</sup> war auch für den Knaben ein Wechsel der Kleidung verbunden. Dann ward zu Ehren des Schutzgottes sein Haar verkürzt und die Chlamys fortan seine vornehmste,

<sup>1</sup> F. Hermann. Privatalterthümer. §. 33. not. 12; vergl. C. Bötticher. Ueber das Heilige und Profane u. s. w. S. 24. — <sup>2</sup> F. Hermann. a. a. O. not. 25; M. v. Stackelberg. Gräber. XVII. 3. — <sup>3</sup> S. unten: Geräth. — <sup>4</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 34; F. Hermann. §. 34. not. 13; abbildlich bei Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. 1; Fig. 2; Fig. 4. — <sup>5</sup> Th. Panofka. Griechinnen. S. 4. — <sup>6</sup> Ueber die Beschäftigungen s. nächst A. Becker a. a. O. bes. Th. Panofka. Griechinnen. S. 4 ff. — <sup>7</sup> Vergl. alles darauf Bezüghabende bei O. Müller. Dorier. II. S. 38; S. 296; S. 298; S. 302 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 35 ff. — <sup>8</sup> O. Müller. a. a. O. I. S. 386; vergl. II. S. 306; F. Hermann. Gottesdienstliche Alterthümer. §. 27. not. 14; Staatsalterthümer. §. 26. not. 7. — <sup>9</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 365 ff. — <sup>10</sup> F. Hermann. Privatalterthümer. §. 35. not. 13.

ja wie es scheint (S. 715), oft einzige Bedeckung.<sup>1</sup> Erst nachdem er nun auch seiner staatlichen Dienstpflicht genügt (welches in Athen mit dem zwanzigsten, in Sparta mit dem dreissigsten Jahre, doch hier nur im weiteren Sinne überhaupt der Fall war)<sup>2</sup> und die Rechte des freien Bürgers erlangt, blieb ihm die Gründung des eigenen Hausstands belassen.

Ehe sich dazu indess namentlich der junge Athener bequeme — und eben dieser um so weniger, als ihm die in ganz Attika übliche, strengere Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts auf sich und Seinesgleichen verwies — zog er es demnächst vor, nach Maass seiner Mittel, nicht selten auch darüber hinaus, sich theils seinen Privatneigungen und „noblen Passionen“,<sup>3</sup> theils den gemeinsamen Uebungen in den Palästre, den Zusammenkünften in Bädern, öffentlichen Hallen u. s. w., theils aber auch, und zwar mit Vorliebe, freundschaftlichen Gastereien und Trinkgelagen in engerem oder weiterem Kreise hinzugeben. Vorzugsweise bei dieser letzteren Art von Vergnügungen, die zumeist in Gestalt eines Pickenicks (Zuschussmahls) abgehalten wurden, trat die allgemeine Sitte wiederum in mancherlei auch auf die kleidliche Ausstattung der Theilnehmer rückwirkenden Formen auf. Sie dann zeigten sich hier um so bestimmter, je entschiedener eine solche Vereinigung das Gepräge wirklicher Solennität trug.

Das Erscheinen bei Gastgeboten<sup>4</sup>, gleichviel ob sie auf gemeinschaftliche Kosten oder durch einen Einzelnen auf eigene Hand veranlasst waren, erforderte zunächst eine sorgfältigere Bekleidung wie gewöhnlich; dazu gehörte vor allem die Beschuhung, gleichwie man auch vorangegangene Badung und Salbung mit als Gesellschaftspflicht betrachtete.

Bevor man sich zur Mahlzeit lagerte<sup>5</sup> gebot ferner der Anstand, dass man sich der Sohlen entledigte. Dies geschah durch den Sklaven, der sie ausserdem in Verwahrhaft hielt. Hierauf wurde den Gästen, je von einem Diener des Hauses zur Waschung der Hände (mitunter auch zum baden der Füße), Wasser gereicht.

Während der Speisung, die nach jener Waschung sofort ihren Anfang nahm, blieb es dem Einzelnen mehr überlassen sich seiner Bequemlichkeit zu bedienen. Doch erheischte auch dabei die Sitte manche Besonderheit: — Im Verfolg der alten homerischen Gewohnheit, die dargebotenen Gerichte lediglich mit der

<sup>1</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 330. not. 1; W. Wachsmuth. Hellen. Alterthumsk. II. S. 558; F. Hermann. §. 23. not. 11. — <sup>2</sup> F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 264; S. 512. — <sup>3</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 64; S. 38; Th. Panofka. Griechinnen u. s. w. S. 18; dazu ders.: Bilder antiken Lebens u. s. w. und F. Hermann. Privatalterthümer. §. 52 ff. — <sup>4</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 411; bes. S. 418 ff.; F. Hermann. Privatalterth. §. 27 ff.; dazu Th. Panofka. Bilder antiken Leb. T. XII. — <sup>5</sup> S. unten: Geräth.

Hand zum Munde zu bringen, hatte die Verfeinerung der späteren Zeit (zugleich als Schutzmittel gegen die Hitze der Speisen) sogar zur Anwendung wirklicher Ess-Handschuhe oder eigentlicher Fingerlinge geführt.<sup>1</sup>

Nach Beendigung des Mahls wurde abermals Reinigungswasser gereicht und zwar in Verbindung mit wohlriechenden, seifenartigen Präparaten u. dgl. — Nunmehr begann der Nachtschmaus und mit ihm zugleich eine Vertheilung von Kränzen, dazu bestimmt die Gäste bei dem nun folgenden Haupttheil des Ganzen, dem Trinkgelage oder Symposion, festlich zu schmücken.

Zu den beliebtesten Mitteln der Art<sup>2</sup> gehörten Gewinde von Myrthen oder von Veilchen; doch noch über diese hinaus schätzte man die Rose. Daneben brachte man das Laub der Silberpappel und den rankenden Epheu nicht minder in Anwendung; ja auch mehrblumige Kränze, mit denen man dann, gleichwie mit jenen, nicht allein das Haupt, als auch die Brust, wohl selbst Arme und Beine umwand. —

Unter dem Einfluss des Weins und geselliger Spiele, ungeachtet jener nicht ungemischt genossen wurde und diese nicht ohne bestimmte Ordnung vor sich gingen, löste dennoch endlich die Laune jeglichen Zwang. Kamen, wie dies in späterer Zeit durchaus gewöhnlich war, zur Erheiterung der Gäste Hetären, Flötenspielerinnen und andere, gymnische Künstlerinnen hinzu, so lag natürlich auch sinnliche Ausartung nicht fern. Dann aber dauerten diese Gelage wohl bis zum dämmernden Morgen: — Nicht ohne Lärm, häufig von Fackelträgern und Flötenspielern begleitet zog dann ein Jeder heim noch kurzer Ruhe zu pflegen. —

Die in Sparta bereits durch Lykurg<sup>3</sup> ordnungsmässig eingeführten Syssitien (Phiditien) oder Gemeinmahle,<sup>4</sup> an denen selbst die Kleinen Theil nahmen und zu welchen die Jünglinge vom achtzehnten Jahre an täglich in den Agelen zusammenkamen, liessen es dort, auch abgesehen von der staatlich streng geregelten dorischen Lebensweise (wenigstens vor der gänzlichen Auflösung derselben) doch nie zu ähnlichen, ausschweifenden Vergnüglichkeiten kommen, wie so in Athen im weitesten Umfange geübt wurden. Dagegen begünstigte gerade jene lakedämonische Gesetzgebung einerseits durch die freiere Stellung, die sie dem weiblichen Geschlechte zugestanden, andererseits aber durch ganz entschiedene Bestimmungen hinsichtlich der Ehen,<sup>5</sup> die Gründung

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. I. 429. Ueber Handschuhe im Allgemeinen: A. Böttiger. Kleine Schriften. I. S. 200 (note). — <sup>2</sup> Vergl. A. Böttiger. Kleine Schriften. III. S. 104 ff.; A. Becker. Charikles. I. S. 495 ff.; F. Hermann. Privatalterth. §. 28. not. 23: mit zahlreichen bildl. Nachweisungen. — <sup>3</sup> M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. S. 351 ff. — <sup>4</sup> Vergl. O. Müller. Dorier. I. S. 186; S. 198. II. S. 269 ff.; F. Hermann. Staatsalterth. §. 22. not. 4. §. 27. not. 7. — <sup>5</sup> F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 27. not. 3. §. 47. not. 2; dazu O. Müller. Dorier. II. S. 193; S. 276 ff.; A. Becker. Charikles. II. S. 439.

eines Hausstandes bei weitem mehr, als dies jemals in Attika der Fall war, so dass eben die spartanischen Jünglinge auch schon bei weitem frühzeitiger (mit nur seltenen Ausnahmen)<sup>1</sup> dazu schritten, sich zu beweiben.

Neben einem besonders in Kreta und Lakedämon ausgebildeten, innigen Freundschaftsverhältniss zwischen den reiferen Knaben und Männern, das mit ähnlichen Ceremonien verbunden wie das Liebesverhältniss des Jünglings zur Jungfrau, auch auf die Tracht jener Auserwählten zurückwirkte,<sup>2</sup> war es doch vorzugsweise das letztere, welches in seinem Verlauf bis zur endlichen Heirath, wie in Attika so auch hier, wohl noch ersichtlichere Aeusserungsformen bedingte.

Jeder gesetzlichen Ehe<sup>3</sup> musste überhaupt die Einwilligung der Eltern von Seiten der Braut als das eigentliche Verlöbniß vorangehen. Hieran knüpfte sich in Sparta der uralte Brauch, die Verlobte (natürlich unter Genehmigung ihrer Familie) durch scheinbar gewaltsame Entführung zu gewinnen.<sup>4</sup> Demnach wurde sie von dem Bräutigam bei einer Freundin desselben (?) untergebracht. Dort ward ihr das Haar geschoren, sie selbst aber mit einem männlichen Gewand und mit Schuhen bekleidet in dunkler Kammer auf ein Binsenlager gebettet, bis jener, heimkehrend von dem Gemeinmahl, sie erhob und ihr das Symbol der Jungferschaft,<sup>5</sup> den Gürtel, löste. Erst nach längerer Dauer eines solchen (öffentlich-) geheimen Verhältnisses ward ihr vergönnt, das Haus des Manns zu betreten.

In Athen dagegen beschränkten sich die mit der blossen Verlobung verbundenen Formalitäten wesentlich auf Opfer für die Schutzgötter der Ehe, den Zeus, die Hera u. a. (Diod. V. 73). Doch in Trözen bestand noch die eigene Sitte, dass jede Jungfrau vor der Feier ihrer Vermählung eine Locke von ihrem Haar als Weihgeschenk im Tempel des Hippolyt niederlegte.<sup>6</sup>

Am Hochzeitstage nahmen Braut und Bräutigam ein Bad; am Abend erfolgte im Hause der ersteren<sup>7</sup> ein Schmaus, an dem sowohl Frauen als auch die Verlobte, von den Männern getrennt, Antheil hatten. Dabei erschienen natürlich Alle in reicherm Schmuck, jene jedoch in besonderer Weise bekleidet. Ausgezeich-

<sup>1</sup> „Hagestolze fielen der Verachtung anheim und waren genöthigt ohne Rücksicht auf Alter u. s. w. auch im Winter barfuss zu gehen“: Vergl. G. Klemm. Allgem. Culturgesch. VIII. S. 170; vergl. F. Hermann. §. 28. not. 17. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 285 ff.; S. 370; vergl. A. Becker. Charikles. I. S. 351 ff. — Nach Strabo (X. 4) erhielt der Jüngling, sobald er von seinem Liebhaber schied, von diesem ein Rind, ein Kriegskleid, eine Lanze und einen ehernen Becher. — <sup>3</sup> Vergl. bes. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 30. und die oben (S. 738 [1]) genannten Schriften. — <sup>4</sup> F. Hermann. a. a. O. §. 31. not. 11; dazu O. Müller. Dorier. II. S. 278. — <sup>5</sup> Th. Panofka. Die griechischen Trinkhörner. (Abhandlg. Berlin. 1850.) S. 24. — <sup>6</sup> Th. Panofka. Griechinnen. S. 9. — <sup>7</sup> Vergl. F. Hermann. Privatalterth. §. 31. not. 10 gegen A. Becker. Charikles. II. S. 469.

net durch einen Schleier, der sie vollständig verhüllte, trug sie mitunter, vielleicht im Gegensatz zu den Gästen, selbst farbige Kleider.

Nicht weniger reich war die Kleidung des Bräutigams; — ja es scheint, dass namentlich in späterer Zeit in dem bräutlichen Schmuck der reichen Athener auch kleinasiatisch-ionische Pracht vorgeherrscht hat <sup>1</sup> (vergl. Fig. 272. a. nebst Details b—c).

Fig. 272.



Wesentlich mit zur festlichen Zier gehörte sodann die Bekrönung. Diese theilten sämtliche Gäste. Für sie bedingte jedoch der feinere Anstand weisse Gewandung.

Mit beendigtem Schmaus fand die Heimführung statt. <sup>2</sup> Nunmehr bestieg die Braut einen mit Pferden, Ochsen oder Maulthieren bespannten Wagen. Während sie auf ihm in steter Verschleierung den ihr zwischen dem Bräutigam und einem nahen Verwandten angewiesenen Platz einnahm, reihte sich hinter dem Fuhrwerk die Zahl der Gäste. Voran je zur Seite desselben trat ein Fackelträger. So aber, nachdem von der Mutter die Hochzeitsfackel entzündet, setzte sich der Zug gegen die Wohnung der Neuvermählten unter dem Getön von Flöten und der Absingung des Hymenäos feierlichst in Bewegung.

Vor dem Hause angelangt ward (in Böotien) <sup>3</sup> die Deichsel des hochzeitlichen Wagens verbrannt. — Im Schlafgemach erst

<sup>1</sup> Vergl. J. Gerhardt. Die Vase des Midias. (Abhandlg. Berlin. 1839) bes. S. 298. — <sup>2</sup> Vergl. die Abbildgn. bei Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XI. — <sup>3</sup> F. Hermann. §. 31. not. 26; wo auch anderweitiger zum Theil lokal bestimmter, symbolischer Bezüge gedacht ist.

fand die Entschleierung statt. Am nächstfolgenden Tage sodann empfing das neue Paar Geschenke, die ihm von Freunden und Verwandten abermals in langem festlichen Zuge dargebracht wurden. Auch diesen voran schritt ein Knabe, weiss gekleidet, mit brennender Fackel. Ihm aber folgte ein Mädchen, einen Theil jener Gaben auf dem Haupte im Körbchen dahertragend. —

Ein nicht weniger ausgebildetes ceremonielles Gepräge zeigten schliesslich die mit der Todtentrauer verbundenen Aeusserlichkeiten.<sup>1</sup> In Sparta indess waren auch sie bereits durch Lykurg, soweit sie die privatlichen Verhältnisse berührten, auf ein einfaches Maass zurückgeführt worden; der dem ionischen Charakter eigene Orgasmus hatte sich jedoch auch dabei, trotz mannigfacher beschränkender Gesetze seit Solon, nicht begnügt und so an der Ausstattung schon allein der Leiche ein Formenwesen entwickelt, das, zugleich abhängig von zahlreichen Besonderfällen, namentlich in späterer Zeit selbst den Charakter des Schaupränges erstrebte.

Wenn die Sitte überhaupt gebot, dem Verstorbenen sofort Augen und Mund zu schliessen, sein Gesicht zu verdecken, ihn zu waschen, zu salben, auch in reine Kleider zu hüllen und ihn in ausgestreckter Stellung auf ein Lager zu betten und sein Haupt zu bekränzen, so beschränkte sich bei den Doriern doch alle weitere Ceremonie ihn nur in ein purpurrothes Tuch gewickelt, höchstens mit Oel- und Lorbeerzweigen bestreut, der Erde zu übergeben.<sup>2</sup> — Freilich wohl fehlte es auch hier nicht an mancherlei Schmerzensäusserungen und Wehklagen der Angehörigen, — aber jenes Geschrei von gemietheten Klageweibern, wie dies in Athen schon im Hause des Verstorbenen und zwar unmittelbar an dessen Lager begann, wurde jedenfalls durch ernstere Stimmung ersetzt. Aber auch ebensowenig theilte das ältere Sparta den athenischen Gebrauch, den Leichenzug durch Herbeiziehung vieler Freunde und Verwandte wie durch gedungene Fackelträger und Sänger, Flötenspielerinnen und Hornbläser, die Trauermusiken spielten, zu verherrlichen; auch statt dessen begnügte es sich mit stiller Trauer, die doch den Todten nicht minder ehrte, als jenes Gepränge.

Zeitweis wiederkehrende Gedächtnismahle, Schmückung der Gräber durch Bandumwindungen (Tänien) und gewisse Opfer für den Verstorbenen waren Doriern und Joniern gemein; gleichfalls, als Zeichen der Trauer, Entsagung jeglichen Schmucks, die Kürzung des Haars und besondere Gewänder.<sup>3</sup> Letztere, beim

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 166; O. Müller. Dorier. II. S. 391 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 38 ff.; dazu: Th. Panofka. Griechinnen. S. 12 ff.; derselbe: Bilder antiken Lebens. Taf. XX. — <sup>2</sup> Vergl. noch insbes. G. Schaaf. Encyklopädie der klassischen Alterthumskunde. Magdeb. 1839. II. S. 82; dazu C. Bötticher. Der Baumkultus der Hellenen. Berlin. 1856. S. 337. — <sup>3</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 202; F. Hermann. §. 39. not. 27.

Homer (Il. XXIV. 93) als dunkelfarbig bezeichnet, bestanden auch ferner zumeist in grauen oder schwarzen Ober- und Unterkleidern (Fig. 273. a. b). Nur in Argos herrschte die Sitte, während der Trauer weisse Gewänder zu tragen. —

Fig. 273.



2. Der Einfluss des staatlichen Lebens<sup>1</sup> auf die Tracht, namentlich in attributiver Beziehung, zeigt sich bereits auf dessen frühesten Entwicklungsstufen und zwar schon deutlich bei derjenigen Form, unter welcher in den Gesängen Homers die Volksgemeinde als eine auf patriarchalischen Grundlagen beruhende (erbliche) Monarchie erscheint. Schon die homerischen Könige,<sup>2</sup> ob weit entfernt von der despotischen Machtvollkommenheit und Vergötterung des orientalischen Herrscherthums, theilten dennoch mit diesem die Zeichen der Würde. Wenn auch das homerische Volk den Fürsten überhaupt stets nur als seinen Vertreter betrachtete und ihn durch die an seine Person geknüpften Ehren eines obersten Richters, Heerführers und Priesters nicht über das Gesetz erhob, vielmehr nur zum Vollstrecker desselben

<sup>1</sup> Insbesondere W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde; desselben Allgemeine Culturgeschichte. I. S. 177 ff.; F. Hermann. Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer. 3. Aufl.; F. Schömann. Griechische Alterthümer. I.: Das Staatswesen. — <sup>2</sup> B. Friedreich. Realien. S. 394; S. 408 ff.; dazu im Allgemeinen: W. Hinrichs. Die Könige. S. 81; F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 55; derselbe: Culturgeschichte des klassischen Alterth. I. S. 83.

nach Recht und Gewohnheit machte, trugen seine Insignien (da sie ja Zeus ihm selbst verliehen) dennoch wesentlich mit den Charakter unantastbarer Heiligkeit.

Das Scepter<sup>1</sup> — ob ursprünglich ein Hirtenstab<sup>2</sup> oder eine Lanze?<sup>3</sup> — behauptete dabei wiederum den ersten Rang. Als das passendste Bild ausübender Macht führten es die Könige zugleich als Symbol richterlicher Befugnis.<sup>4</sup> Ungeachtet sie, wie bemerkt, seinen Ursprung bis auf Zeus zurückverfolgten, standen sie doch nicht an, es gelegentlich auch in seiner urältesten, weltlichen Form — als Prügel — zu gebrauchen: So selbst der besonnene Odysseus gegen den schmähstüchtigen Thersites, denn

„ — — — rasch mit dem Scepter ihm Rücken und Schultern  
Schlug er; da wandt' sich jener, und häufig stürzt' ihm die Thräne.  
Eine Striem' erhob sich mit Blut anschwellend am Rücken  
Unter dem goldenen Stab.“ — — — (Il. II. 265.)

Seiner äusserlichen Beschaffenheit nach entsprach es vermuthlich den alten asiatischen Scepterstäben. Wenigstens ist anzunehmen, dass man sich seiner am häufigsten (wie hier Odysseus) in Gestalt eines vergoldeten oder eines mit kleinen goldenen Nägeln<sup>5</sup> umbuckelten Stabes bediente.

Zu den doch vielleicht weniger allgemein gültigen Merkmalen homerischer Könige gehörte sodann das im Orient ebenfalls dafür gebräuchliche Purpurkleid und zwar auch hier in noch weiterer, zierender Ausstattung mit goldenem Spangenwerk u. s. w. Durch einen so gefärbten Mantel zeichnete sich insbesondere der „Völkerfürst“ Agamemnon aus (Il. VIII. 221); dessgleichen auch „war das Gewand des edlen Odysseus purpurn und rauh

Zwiefach; aber daran die goldene Spange geheftet,  
Schliessend mit doppelten Röhren; und vorn war prangendes Stickwerk.<sup>6</sup>  
Zwischen den Vorderklauen des wild anstarrenden Hundes  
Zappelt' ein fleckiges Rehchen; und jeglicher schaute bewundernd,  
Wie, aus Golde gebildet, der Hund anstarrend das Rehkalb  
Würgete, aber das Reh zu entflieh'n mit den Füssen sich abrang.“  
(Od. XIX. 225.)

Noch zweifelhafter, wenn auch nicht durchaus unwahrscheinlich<sup>7</sup> ist es, dass sich jene Fürsten auch mit dem dritten Abzeichen orientalischer Herrscherwürde, dem Diadem oder der Stirnbinde schmückten, wohingegen es jedoch feststeht, dass das Scepter, aber wohl in weniger prunkender Ausstattung, auch

<sup>1</sup> F. Friedreich. Realien. S. 397 (b). — <sup>2</sup> W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde II. (1) S. 163. — <sup>3</sup> A. Böttiger. Griechisch Vasengemälde. II. S. 119. — <sup>4</sup> F. Hermann. §. 55. not. 6. — <sup>5</sup> A. Böttiger. Amalthea. III. S. 26. — <sup>6</sup> Vermuthlich nicht ein Stick-, sondern ein Ciselirwerk wie O. Müller. Handb. §. 73. not. 2. gewiss richtiger deutet. — <sup>7</sup> J. Eschenburg. Handbuch der klass. Literatur. (8. Aufl.) Berlin. 1837. S. 423 (3 ff.).

der nächsten Umgebung der Könige — den Herolden<sup>1</sup> und Priestern<sup>2</sup> — zustand. Einzelne der letzteren, wie die des Apoll(?), waren vermuthlich noch durch einen mit wollenen Bändern geflochtenen Scepterkranz (Stemma) besonders charakterisirt, während endlich die eigentlichen (?) Volksrichter<sup>3</sup> einen nur einfachen Stab geführt zu haben scheinen. —

Alle diese so im höheren Alterthum wurzelnden Insignien gingen auf die folgenden Epochen des Griechenthums über. Wie das Scepter des Zeus beim Homer, so vererbten sie in den Dynastenfamilien noch von Geschlecht zu Geschlecht, nachdem diese längst von ihren Thronen gestiegen waren. Doch in ihrer Bedeutung zum Herrscherthum wie zum Volk wechselten sie in demselben Maasse, als sich nach der dorischen Wanderung die Stämme bald nach dieser oder nach jener Staatsform neigten. So indess abhängig von der jeweiligen Sitte wie von dem herrschenden Zeitgeschmack überhaupt, änderte sich dann auch ihre Gestaltung im Ganzen und Einzelnen.

Bei den Doriern, wo Lykurg dem Königthum<sup>4</sup> als Diarchie oder Zueiherrschaft eine feste Basis gegeben hatte, konnte natürlich einderartiger Wechsel nur um so geringer sein, wie ja dessen Gesetzgebung überhaupt<sup>5</sup> keine Neuerung bezweckte. Jenes bildete somit wohl hier eine dem homerischen ähnliche Fort-

Fig. 274.



setzung und, vielleicht in nur schwacher Umgestaltung, zugleich die Aneignung aller damit verknüpften Einzelercheinungen. Trotz gesetzlichen Beschränkungen, denen die Könige Sparta's<sup>6</sup> insbesondere während der Friedenszeit unterlegen blieben, genossen sie ihrer heraklidischen (heroischen) Abstammung gemäss doch hohe ersichtliche Ehren. Nächst einem (also vielleicht dem homerischen ähnlichen) Königsschmuck, der sich vermuthlich dann nur wenig

von dem unterschied, mit welchem die Vasenmalerei und Skulptur Gott Zeus, den Beherrscher des Olympos, auszustatten beliebte<sup>7</sup> (vergl. Fig. 274), zeichnete sie (gegensätzlich privatlicher

<sup>1</sup> Vgl. B. Friedreich. Realien. S. 411 ff. — <sup>2</sup> Derselbe a. a. O. S. 446 ff.  
<sup>3</sup> Vgl. Iliad. XVIII. 497 ff. — <sup>4</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 93 ff. — <sup>5</sup> Zu obigen Schriften: M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. S. 350 ff. — <sup>6</sup> Vgl. F. Hermann. Staatsalterth. §. 18; §. 23 (not. 4—6): §. 24 ff; W. Hinrichs. Die Könige. S. 92 ff.; F. Schömann. I. S. 225. — <sup>7</sup> Vergl. Th. Panofka.

Sitte) auch noch ein überaus prunkvolles Begräbniss und zehntägige Landestrauer aus.<sup>1</sup> Der Markt ward geschlossen und mit Streu belegt; die Todesbotschaft durch Reiter im Lande verkündigt. Klageweiber, eiserne Becken zusammenschlagend, durchschritten die Stadt. Je in einem Hause legten mindestens zwei der freibürgerlichen Bewohner desselben (Mann und Weib) Trauergewänder an. Aus ganz Lakonien mussten eine bestimmte Anzahl von Periöken und Heloten nach Sparta eilen, um den Verstorbenen öffentlich zu beklagen. — Selbst wenn der König im Auslande, etwa im Kriege, sein Leben verlor, fand hier dennoch ein ähnliches Begräbniss statt. Konnte man seines Leichnams nicht habhaft werden (womöglich schaffte man ihn in Honig bewahrt zur Stelle), so suchte man ihn durch ein Bild zu ersetzen.

Wohl absichtlich im Vorbehalt dieser Würden für die Person des Königs, zu denen sie das ebenfalls ganz im homerischen Sinne ihr zugestandene Amt eines Priesters des Zeus noch besonders berechnete, traten bei den Doriern eigentlich sichtbare Kenn- und Ehrenzeichen für das neben, ja zum Theil über sie gestellte Beamtenthum<sup>2</sup> durchaus in den Hintergrund. So mächtig sich auch der lykurgische „Rath der Alten“ (Gerusia)<sup>3</sup> bethätigte, ja so übermächtig sich das demokratische Institut der Ephoren<sup>4</sup> herausbildete, so scheint doch in älterer Zeit weder die Mitglieder jenes noch dieses, ebensowenig aber die übrigen Beamten<sup>5</sup> irgend welches besondere Merkmal von den freien Ständen überhaupt unterschieden zu haben. Doch zur Aufnahme in den Rath war ein Alter von mindestens sechzig Jahren erforderlich. Dabei bewahrte indess der Stab als Symbol der Richtergewalt auch hier überall seine gewohnheitsrechtliche Bedeutung.

Fügt man zu dem aus der Reihe der in Sparta gebräuchlichen Strafen, welche übrigens je nach dem Maasse des Verbrechens theils von der Gerusia selbst, theils von den Ephoren oder in mehr privatlichen Fällen von den Königen u. s. w. verhängt wurden,<sup>6</sup> noch die der Ehrlosigkeit hinzu, da auch sie auf die äussere Erscheinung zurückwirkte, so schliesst damit für Lakedämon gewissermassen der engere Kreis jenes staatlichen Einflusses ab: — Dem Verurtheilten nämlich ward die Hälfte des Kopfhaares geschoren, aber er selbst zum tragen eines nur dürftigen, geflickten Rockes verdammt (s. a. unt. S. 751).

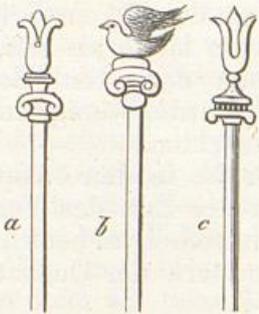
Die entschieden demokratische Grundlage auf der sich der attische Staat, und zwar wiederum vorzugsweise in seinem

Bilder antiken Lebens. Taf. IV. Fig. 10; Taf. XIII. Fig. 8; Taf. XVII. Fig. 3; dazu: O. Müller u. Oesterle. Denkmäler der alten Kunst. B. Taf. I. u. II.

<sup>1</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 112; S. 391; F. Schömann. I. S. 228. — <sup>2</sup> F. Hermann. §. 24 ff. — <sup>3</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 87. — <sup>4</sup> Derselbe a. a. O. II. S. 107; F. Hermann. §. 43 ff. — <sup>5</sup> Derselbe a. a. O. II. S. 123. — <sup>6</sup> Ueber die Rechtspflege: O. Müller. Dorier. II. S. 215.

Mittelpunkte Athen, frühzeitig bewegte, hatte selbstverständlich in ihm auch hinsichtlich jener Gewalt- und Ehrenzeichen durchaus zu anderen Anschauungen geführt, als man in Sparta damit zu verbinden gewohnt blieb. Die dem homerischen und so vielleicht auch dem dorischen Volke eigene Ansicht von einer Heiligkeit jener Insignien fand eben hier keinen günstigen Boden. Freilich waren letztere den achäisch-attischen Adelsgeschlechtern gleichfalls verblieben; ebenso wenig jedoch, wie es diesen glückte sich je wieder selbständig über das Volk zu erheben, sie vielmehr stets nur durch dies zu weltlichen Aemtern gelangten, so in gleichem Maasse war die symbolische Bedeutung auch jener ererbten, äusseren Bezeichnung zu der einer blossen profanen Zierde, höchstens zu der eines Merkmals der Abkunft geworden. Hiermit war ihr natürlich zugleich auch jedwede traditionelle Bestimmung in Rücksicht auf Form und Fassung benommen. Nur wo der Einzelne aus altem Geschlecht, doch wiederum eigens vom Volke als dessen Vertreter, selbst gegen den Adel erhoben ward und (wie die zeitweis eingesetzten Tyrannen) wenigstens scheinbar Herrscheransehn genoss, kamen die alten Zeichen der Würde — Scepter, Mantel und Krone — abermals zur Erscheinung. Doch galten sie nunmehr hier einzig als Theile des Schmucks, mit denen sich namentlich jene, ja nicht selten völlig nach orientalischer Weise reich zu bekleiden pflegten.<sup>1</sup> So dann bildete aber die ionische Vasenmalerei auch nach ihnen

Fig. 275.



vermuthlich den Zeus, wobei sie, während sie diesen so prächtig genug mit langfaltigem, befittertem und bemustertem Chiton, reich verziertem Gürtel, purpurverbrämtem Himation, köstlichen Sohlen und Diadem ausstattete,<sup>2</sup> ihr Augenmerk noch insbesondere auf den gefälligen Wechsel des hauptsächlichsten aller Insignien, des Scepters, richtete (Fig. 275. a—c). — Uebrigens war nach dem Sturz der Tyrannen mindestens Eleganz der Erscheinung selbst unter den demokratisch gesinnten Führern des Volkes durchaus nicht ungewöhnlich. Ganz abge-

sehn von einem derartig verschwenderischen Luxus, wie ihn Alkibiades, ja sogar der ältere Nikias beobachtet haben soll<sup>3</sup> und dem, welcher sich während der Zeit innerer Zerrüttungen dann wiederum bei den überall von neuem auftretenden Tyrannen

<sup>1</sup> F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 63 ff. §. 64 (not. 3). — <sup>2</sup> Vergl. u. a. Millin. Description de Tombeaux de Canose Pl. 2. no. 8. Pl. 3. 4. 6; bei O. Müller u. Oesterlei. Denkmäler. A. Taf. LVI; Th. Panofka. Zufluchtsgottheiten (Abhandlg. Berlin. 1853). Taf. III. Fig. 1, übrig. oft, so auch mehrfach bei Th. Hope. I. — <sup>3</sup> C. Meiners. Geschichte des Luxus der Athenienser. S. 55 ff.

nen u. s. w. Geltung verschaffte, wird doch ebensowohl schon dem ersten Themistokles, ja selbst dem sonst einfacherer Lebensweise ergebenen Perikles eine gewisse Vorliebe für stattliche Kleidung u. s. w. nacherzählt.<sup>1</sup> Aber Scepter und Krone führten sie nicht. —

So war es in Athen, gerade im Gegensatz zu Sparta, wohl die gänzlich verflachte Bedeutung dieser Insignien, welche dort auch die ältesten Königsgeschlechter, ungeachtet auf sie zunächst die Verwaltung des Staats übergegangen war, dennoch veranlasste sich ihrer wenigstens nicht mehr in alter Form zu bedienen. Selbst die erste Behörde der Art, die der Archonten,<sup>2</sup> der sogar ihr ursprüngliches Recht bis auf Solon vollständig verblieb, scheint sie bereits mit den Zeichen eines natürlichen Kranzes und eines nur einfachen Stabes vertauscht zu haben. Beides blieb denn fortan auch der einzige eigentlich amtliche Schmuck, womit der athenische Staat überhaupt seine höchsten Gesetzesvertreter zierte. Doch auch nicht auf diese allein und das Maass ihrer Stellung beschränkte er solche Merkmale der Würde, vielmehr ganz im demokratischen Sinne erhob er sie zu einem allgemein gültigen Zeichen der Ehre und des Verdienstes, jedem freien Bürger gleichmässig erstrebbar.

Dabei war indess die Beschaffenheit der Kränze wie die Form unter der die Bekränzung geschah, gewissen Bestimmungen unterworfen; solche bezogen sich selbst auf den Stab. — So bestand der Kranz der Archonten, an den sich zugleich die Unverletzlichkeit ihrer Person knüpfte, aus einem Geflecht von Myrte;<sup>3</sup> ebenso trug unter derselben Bedeutung der Redner in den Volksversammlungen den Kranz, doch nur so lange als seine Ansprache währte,<sup>4</sup> wohingegen dann wiederum der „Rath der Fünfhundert“, die später höchste Verwaltungsbehörde, wenigstens in gefeierter Funktion durchaus mit Kränzen erschien.<sup>5</sup>

Andere Kränze wurden den Siegern als Preise in den öffentlichen Spielen zu Theil,<sup>6</sup> wieder andere (ja in der Zeit des Verfalls nicht selten auch ohne Verdienst, als Schmeichelgeschenk),<sup>7</sup> den jeweiligen Günstlingen des Volkes, den Männern der Oeffentlichkeit überhaupt. —

Dem gegenüber verblieb der Stab seiner Bestimmung einzig als Richtersymbol getreuer. Als solches stand er jedem Beamten der Rechtsverwaltung zu. Doch mit der in Athen wohl erst in nachhomerischer Zeit zu allgemeiner Geltung gelangten Sitte, statt der Waffen (Thucid. I. 6) den Stock zu führen, trat ver-

<sup>1</sup> C. Meiners. a. a. O. S. 27; S. 31; Vergl. A. Debay. Les modes et les parures. Paris. 1857. S. 42. — <sup>2</sup> W. Wachsmuth. Hellen. Alterth. I. (1). S. 242 ff.; F. Hermann. Staatsalterth. §. 103 ff. — <sup>3</sup> Ders. a. a. O. §. 124. not. 5; §. 154. not. 1. — <sup>4</sup> Ders. a. a. O. §. 129. not. 12. — <sup>5</sup> Ders. a. a. O. §. 126 (16); vergl. W. Wachsmuth. I. (2). S. 35. — <sup>6</sup> S. unten: Kultus. — <sup>7</sup> F. Hermann. Staatsalterth. §. 165. not. 6; §. 171 (3).

muthlich die Nothwendigkeit ein, jenen noch in besonderer Weise zu zeichnen. Wenigstens wird bezeugt, dass die Stäbe der athenischen Richter je wie die Gerichtshöfe selbst<sup>1</sup> (roth, lauchgrün) bemalt und ihnen erst beim Eintritt verabreicht wurden.<sup>2</sup>

Zu den ferneren Besonderheiten, welche die Ausübung auch der attischen Gerichtsbarkeit zu kleidlicher Erscheinung brachte, gehören zunächst wiederum eine Anzahl von Strafen.<sup>3</sup> Eine solche berührte, wenn gleich nur als blosses Ordnungsmittel, selbst diejenigen Bürger, welche sich eine Versäumniss in dem Besuch der verordneten Volksversammlung zu Schulden kommen liessen: Der Lässige wurde vom Amtsdienner vermittelt einer Mennigschnur (roth) bezeichnet und sodann ihm der Sold entzogen (Aristoph. Acharn. 18. Eccl. 403).

Doch war es auch in Attika vor allem die Strafe der Ehrloserklärung (Atimie)<sup>4</sup>, welcher nach Maassgabe der Veranlassung mehr oder minder gravirende, äusserlich kennzeichnende Förmlichkeiten vorausgingen. So wurden z. B. vorzugsweise die den Ehebruch Ueberwiesenen einer öffentlichen Beschimpfung ausgesetzt. — In dem (allerdings altdorischen) Kreta herrschte der Brauch, Ehebrecher mit Wolle zu bekränzen. Bei den Lepreaten dagegen wurden sie drei Tage hindurch gebunden herumgeführt; Ehebrecherinnen aber hüllte man in ein durchsichtiges Gewand und stellte sie öffentlich auf dem Markte zur Schau, ja in Kyrene zwang man sie auf einen Esel umherzureiten. Feiglinge wurden, so namentlich in Thuri, mit einem Weibergewand bekleidet; Sykophanten und Betrüger durch einen Kranz von Myrike bezeichnet u. s. w. — Thätliche Misshandlung der Eltern von Seiten der Kinder ward an einigen Orten mit Verlust der strafwürdigen Hand geahndet, wohingegen die Todesstrafe am gewöhnlichsten durch Erdrosselung, Vergiftung mit Schierling, Enthauptung oder Hinabsturz von einem Fels, seltener durch Steinigung oder Aushungerung vollzogen ward. Brandmarkung, Kreuzigung und Folter fand zumeist nur an Sklaven statt, woneben jedoch das Verbot, den Leichnam auf heimischer Erde zu bestatten stets als besondere Schärfung überall Gültigkeit hatte. —

Unter den Vorständen anderweitiger staatlicher Institute nahmen sowohl in Athen wie in Sparta, doch hier in noch höherem Grade wie dort, die der Gymnasien eine kaum minder bedeutende Stelle ein, als die oben genannten. Auch sie gliederten sich zu einem zahlreichen Personal.<sup>5</sup> An der Spitze des-

<sup>1</sup> Vergl. Pausanias. I. 28 (8). — <sup>2</sup> Raoul Rochette. (Journal des Savants. Paris. 1833. S. 439; F. Hermann. §. 134. not. 17. — <sup>3</sup> S. W. Wachsmuth. Hellen. Alterthumsk. II. (1). S. 169 ff. — <sup>4</sup> F. Hermann. Staatsalterth. §. 124 ff.; §. 143. not. 18; §. 144. not. 2. — <sup>5</sup> H. Krause. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schriften und Bildwerken des Alterthums. Leipzig. 1841. I. S. 179; dazu: F. Hermann. §. 161. not. 3. §. 176. not. 18.

selben stand der Gymnasiarch,<sup>1</sup> in älterer Zeit ausgestattet mit selbständiger, zugleich richterlicher Befugniss und priesterlicher Würde. Nächst dem Aufwand, zu dem ihn sein Amt gewissermaassen verpflichtete, zeichnete auch ihn ein besonderer (?) Stab, bei Festen ausserdem ein mit Purpur verbrämtes oder durchgängig mit Purpur gefärbtes Obergewand aus<sup>2</sup> (s. unten). —

#### Das Kriegswesen,<sup>3</sup>

seit der dorischen Wanderung in Lakedämon wie in Attika aus der noch der „heroischen“ Zeit eigenen, mehr willkürlichen und formloseren Bethätigung zunächst zur Gemeindesache, dann aber namentlich im Verlauf kriegerischer Begegnungen zu einer Hauptangelegenheit des Staats erhoben, ist es sodann, welches auch in Griechenland den weiteren Kreis eines Einflusses auf die Tracht erfüllt. In Sparta bildete es, bereits durch Lykurg geregelt, die Grundlage für alle ferneren Einrichtungen; in dem auf friedlicherem Wege erstandenen Athen schloss es sich dagegen erst sehr allmählig als eine mehr selbständige, doch stets den ersten Rang mitbehauptende Verwaltungsbehörde dem gesammten Staatsorganismus an. Die so wenn gleich nach verschiedenen Principien doch überall ordnungsmässig gebundene Fortentwicklung desselben bis zur vollständig ausgebildeten Kriegs-Kunst, bewirkte aber hier einen wahrhaft taktisch begründeten Wechsel nicht allein in der Rüstungsweise seiner Einzelbestände, als zugleich in der Verwendung und Beschaffenheit auch der

#### Waffen.<sup>4</sup>

Vergleicht man die Beschreibungen welche Homer von dem vollständigen Waffenschmuck seiner Helden entwirft (S. 419 ff.), mit den bildlichen Darstellungen von gerüsteten Kriegern, die allerdings fast einzig auf griechischen Vasengemälden vorkom-

<sup>1</sup> Auch A. Böckh. Staatshaush. I. S. 494 (23). — <sup>2</sup> Vergl. die Abbildg. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. II. Fig. 4. — <sup>3</sup> H. Nast. Einleitung in die griechischen Kriegsalterthümer. Stuttgart. 1780; S. Köpke. Ueber das Kriegswesen der Griechen im heroischen Zeitalter u. s. w. Berlin. 1807. Die betreffenden Abschnitte bei W. Wachsmuth. Hellen. Alterthumskunde; O. Müller. Die Dorier. u. s. w.; F. Hermann. Staatsalterthümer. (Sparta §. 29; §. 30. Athen §. 152 ff.); desselben Culturgeschichte des class. Alterthums. I. a. m. O.; W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgesch. I. S. 192; F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. (Sparta. S. 280; Athen. S. 348 ff.) — Hauptwerk bleibt: W. Rüstow und Dr. H. Köchly. Geschichte des griechischen Kriegswesens. Nach den Quellen bearbeitet. M. Abbildgn. Aarau. 1852. <sup>4</sup> Hierfür insbesondere zu den genannten Werken: O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 342; G. Klemm. Allgemeine Culturgesch. VIII. S. 172; P. O. Brøndsted. Die Bronzen von Siris. M. Abbildgn. Kopenhagen. 1837. S. 17 ff.

men, so ergibt sich auch hier, dass die homerische Zeit bereits sachlich alle diejenigen Rüststücke besass, die das Griechenthum überhaupt nur kannte und nutzte.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den dafür gebräuchlichen Materialien und dem bei ihrer Verarbeitung beobachteten, rein technischen Verfahren. Auch hierin hatte nach den Schilderungen des Epos die historische Epoche im Ganzen nicht viel vor der früheren voraus. Von den schon um diese Zeit den kleinasiatischen (homerischen) Griechen bekannten Metallen<sup>1</sup> — Gold, Silber, Eisen (auch zu Stahl gehärtet), Kupfer (gleichfalls gehärtet), Zinn und Blei — zählte das eigentliche Hellas unter seinen Landesprodukten sogar nur wenig.<sup>2</sup> Mit Ausnahme dessen, was die Bergwerke von Laurium in Attika an Silber, die Insel Euböa an Kupfer und die anderweitigen Hüttenbetriebe an Eisen, zum Theil auch wohl an Blei<sup>3</sup> der einheimischen Industrie lieferten, sah gerade sie sich genöthigt für alles Fehlende, somit für den Mehrbedarf, die kleinasiatischen Kolonien in Anspruch zu nehmen.<sup>4</sup>

Hinsichtlich der Verarbeitung der Metalle insbesondere zu Waffen u. dergl. legt das homerische Epos gleichfalls die vielfältigsten Zeugnisse auch für die ebenso von den kleinasiatischen Kolonisten darin erlangte, hohe Geschicklichkeit ab<sup>5</sup> (S. 419; vgl. S. 445). Bekannt war ihnen das Schmelzen, Giessen, Zusammenschweissen, Löthen, Nieten und Poliren derselben, so auch deren rein mechanische Verbindung und, wie sonst schon angedeutet wurde, theils die Legirung von Gold und Silber (Electron), theils, wenn es auch nicht ausdrücklich bezeugt ist doch wohl sicher auch die von Kupfer und Zinn (Bronze). — Zudem befanden sie sich im Besitz eines verhältnissmässig höchst ausgebildeten Handwerksgeräthes. Ihre Schmiedewerkstätten, einschliesslich die der Gold- und Silberschmiede — wie denn eine Trennung der verschiedenen Zweige der Metallarbeit u. A. erst in spätester Zeit stattgefunden zu haben scheint<sup>6</sup> — entbehrten weder wohleingerichteter Schmelzöfen, noch der dazu erforderlichen Tiegel und Gebläse; ebensowenig gewiss nach Zweck der Arbeit sehr verschiedener Ambosse, Feuerzangen, Hämmer u. s. w.<sup>7</sup> — Zieht man nun noch in Betracht einerseits die Beschreibungen, welche Homer und Hesiod auch von der Ausstattung einzelner Waffen-

<sup>1</sup> B. Friedreich. Realien. S. 85. §. 21 ff. — <sup>2</sup> F. Hermann. Privatalterth. §. 2. not. 11—13. — <sup>3</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 47. — <sup>4</sup> Derselbe. a. a. O. S. 50 ff. — <sup>5</sup> B. Friedreich. S. 287. §. 88 ff. — <sup>6</sup> Vergl. F. Hermann. Privatalterth. §. 42. — <sup>7</sup> Man vergl. u. a. die Schmiede des Hephästos bei Homer. II. XVIII. 468 ff. mit Erwähnung einer Schmiede bei Herodot I. 68. u. dazu die vorzügliche Vasendarstellung einer solchen bei E. Gerhard. Trinkschalen des königl. Museums. Taf. XII; XIII S. 22. und Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. X. 5.

stücke<sup>1</sup> — so jener vorzugsweise vom Schilde des Achilleus<sup>2</sup> (II. XVIII. 478), dieser, doch vielleicht nur als Nachahmer des zuerstgenannten, von dem des Herakles (v. 139 ff.) — liefern, andererseits, dass die europäischen Griechen ja überhaupt erst mit auf Grund kleinasiatischer Technik zu weiterer selbständiger Betriebsamkeit gelangten,<sup>3</sup> so kann ein Unterschied auch zwischen den Waffen der homerischen Zeit und denen der folgenden Epochen, und so wiederum innerhalb der letzteren, im Wesentlichen allerdings nur in den Grenzen künstlerischer, vornämlich plastischer Ausbildung bestanden haben. Aber eben hiernach beschränkte er sich wohl nicht allein auf die ornamental-stilistische Umgestaltung des Einzelnen, als gerade diese jeweilig auch eine mehr praktische Durchbildung bewirkte.

Bei dem, wie vorerwähnt (S. 405; S. 700), gänzlichen Mangel an Ueberresten einer bildnerischen Thätigkeit des homerischen Griechenthums lässt sich natürlich auch kein sicheres Urtheil über das ihm eigene, ornamental-stilistische oder vielmehr künstlerische Gepräge fällen. Im Hinblick jedoch auf den durchaus assyrisch-ägyptisirenden Kunstcharakter der ihrer Entstehung nach selbst um mehrere Jahrhunderte später fallenden Zeugnisse ist wohl zuverlässig auch für jene Epoche mindestens doch kein eigentlich höherer Maassstab vorauszusetzen. Wengleich Homer und Hesiod selbst das Hierhergehörige in wahrhaft ergreifender Weise schildern, so ist eben dies rein Sache des sich in ihnen künstlerisch (-plastisch)<sup>4</sup> gestaltenden Reflexes wirklichen Lebens, unabhängig von der bildnerischen Kunstform als solcher, eher noch (doch auch erst im weiteren Verlauf allgemeiner Entwicklung) diese bedingend als jemals durch diese bedingt. —

Für die mit der Plastik der nachhomerischen Griechen bei ihnen gleichmässig vorgeschrittene ornamental-stilistische Behandlung auch der Bewaffnung sprechen sich dagegen noch vorhandene Fragmente, verschiedenen Epochen angehörend,<sup>5</sup> überzeugend aus. Sie liefern zugleich den Beweis, wie man bei zunehmender Gewandtheit in Bearbeitung der Metalle (hier besonders der Bronze) bemüht war, die Rüstung dem Körper kunstgerecht anzupassen und die Waffen zum Gegenstand einer künstlerischen

<sup>1</sup> S. die Zusammenstellung des Einzelnen bei B. Friedreich. a. a. O. S. 289. — <sup>2</sup> Derselbe a. a. O. S. 293. §. 89, wo zugleich die weitere Literatur darüber. — <sup>3</sup> U. a. F. Hermann. Culturgeschichte. I. S. 35. §. 4 ff.; bes. S. 41. §. 5 ff. — <sup>4</sup> So erscheint es uns; im kritischen Bedenken aber grundsätzlich genommen doch auch erst in Folge gewonnener Anschauung vollendeter Kunst, die dann eben wir mit in die Dichtung hineinbringen. — <sup>5</sup> Ein Verzeichniss (allerdings einschliesslich pompejanischer, etruskischer u. a. Funde) s. bei E. Gerhard u. Th. Panofka. Neapels antike Bildwerke. I. Stuttg. 1826. S. 213 ff. Abbildgn. u. a. im Museum Borbonic. III. 60 ff. (Darüber das Nähere im folgenden Kapitel). O. Bröndsted. Die Bronzen von Siris u. s. w.; F. Rockstuhl. Musée des armes rares u. s. w. Taf. XXXI.; Taf. LXXIX.; Llevelin Meyrik. Sammlung alter Waffen u. s. w. u. A. m.

Bethätigung zu erheben, so dass selbst hochbegabte Künstler nicht anstanden, zum Schmuck derselben wahrhaft vollendete Modelle zu fertigen.<sup>1</sup>

Gerade in diesen Beziehungen plastischer Ausbildung in der historischen Zeit zu der des homerischen Griechenthums dürfte denn aber jener, wie vermuthet ward, zugleich rein praktische Unterschied zwischen der homerischen und der späteren griechischen Rüstung seine Begründung finden: Denn wo wie insbesondere bei der Schutzbewaffung es wesentlich darauf ankam sie für den Körper mit voller Rücksicht auf dessen Beweglichkeit durchaus konform herzustellen, musste ja eben namentlich bei Verwendung nur ganzer metallner Platten, wie solche den Griechen eigen war, der Fortschritt bildnerischer Thätigkeit mit zur Hauptbedingung werden. — Weder die Aegypter<sup>2</sup> noch die Assyrier<sup>3</sup> und Perser,<sup>4</sup> ja wie es scheint kein eigentlich orientalisches Volk<sup>5</sup> war zur Ausbildung wirklicher Plattenrüstung gekommen. Auch bei Betrachtung der Waffen kleinasiatischer Stämme<sup>6</sup> liess sich eine Benutzung derselben allein mit Rücksicht auf das homerische Alterthum annehmen.<sup>7</sup> Ist jene somit überhaupt wohl als eine Erfindung der Griechen zu betrachten, so blieb doch nichtsdestoweniger auch sie dem allgemeinen Gesetz der Entwicklung unterthan. Wo und wie auch Homer der Plattenharnische gedenkt, in Wirklichkeit müssen sie doch, ganz abgesehen von anderweitigem Schmuck, kaum anders als schwer und ungelenk gedacht werden, im Stil aber jedenfalls von denen verschieden, welche die spätere historische Zeit in Bild und Fragmenten hinterlassen hat. —

Ihre Entstehung verdankte nun wohl auch diese Rüstung zunächst dem Bedürfniss nach möglichst kräftigem Schutz. Ohne Zweifel indess war dabei der den Griechen überhaupt eigene Plasticismus, ihr ihnen angeborner Bildtrieb, nicht minder thätig gewesen. Zuverlässig sagte ihrem plastischen Sinne der die reinen Formen des Körpers getreuer nachahmende Blechpanzer bei weitem mehr zu, als der dieselben durch Plumpheit und Schwere doch stets beeinträchtigende Ring-, Schienen- oder Schuppenharnisch der Orientalen. Zwar behielten namentlich die (ionisch-) attischen Krieger, wenigstens zum Theil, auch diese Rüstungsweisen bei, doch im Verlauf dann nicht minder kunstreich, ähnlich dem Plattenharnisch, zu einem wahrhaft ästhetischen Schmuck umgestaltet.

Dass sich bei alledem auch hier die höhere künstlerische Bethätigung nur auf die Bewaffung der Vornehmen und Reichen erstreckte versteht sich natürlich von selbst; dass jedoch auch

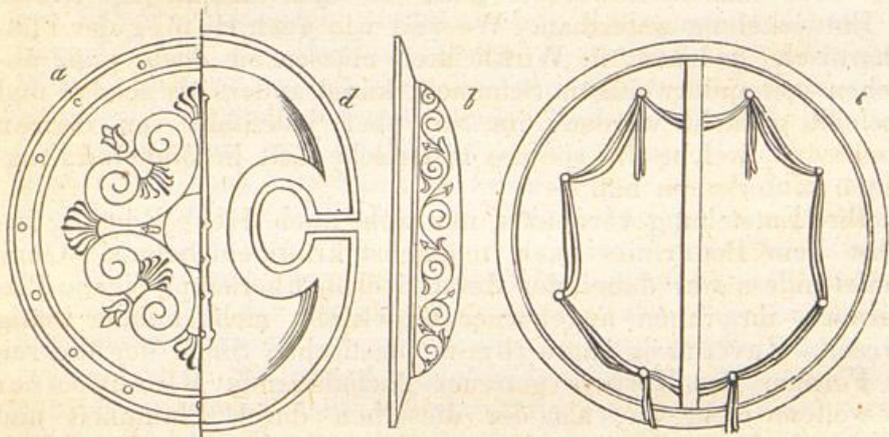
<sup>1</sup> Vergl. bes. O. Brøndsted, a. a. O. S. 89 ff. — <sup>2</sup> S. oben S. 55 ff. —

<sup>3</sup> Oben 221 ff. — <sup>4</sup> Desgl. S. 274 ff. — <sup>5</sup> Vgl. oben S. 130 ff.; S. 156; S. 178 ff.; S. 347 ff.; S. 489 ff. — <sup>6</sup> Oben S. 419; S. 459; S. 461 ff.; S. 466. — <sup>7</sup> Desgl. S. 421.

die Bewaffnung im Allgemeinen davon mitberührt ward, ist ebenso sicher. Für das letztere spricht schon allein der nicht unbeträchtliche Preis weniger kunstvoll gearbeiteter Rüststücke: Noch zur Zeit des Aristophanes (421—338 v. Chr.) kostete ein Helm eine Mine oder 22 Thlr. 22 Gr.; ein mit Kettchen ausgestatteter Brustpanzer zehn Minen oder 229 Thlr. 4. Gr. und eine Kriegstrompete sechzig Drachmen oder 13 Thlr. 18 Gr.<sup>1</sup> — Hiernach ist zugleich anzunehmen, dass selbst die Ausrüstung der eigentlichen Truppenmassen auch da, wo sie aus Staatsmitteln besorgt wurde, wengleich im Ganzen einfach und auf nur wenige Stücke beschränkt, mindestens doch solid und gut gearbeitet war. —

Mit Berücksichtigung des so angedeuteten Verhältnisses zwischen den Waffen der homerischen und denen der nachhomerischen Griechen nebst vergleichendem Hinblick auf das über die Bewaffnung der ersteren schon oben (S. 419 ff.) bemerkte, kann sich die Betrachtung des Einzelnen auf wenige, ergänzende Andeutungen beschränken:

Fig. 276.

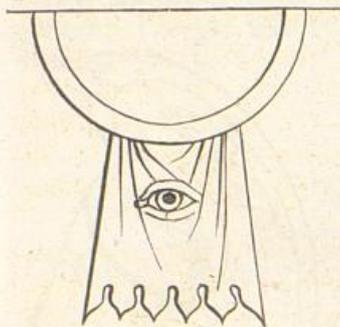


1. Die vornehmste Schutzwaffe war und blieb der Schild. Sämmtliche schon dem Homer bekannten Formen, wie der grosse Ovalschild (Fig. 186. d. c), der grössere und kleinere Kreischild (Fig. 276. a. b) mit ringsumlaufenden Handhaben im Innern (Fig. 276. c), vielfach verziert, stets gewölbt und zuweilen mit einem lanzenabfangenden Schurzbehang versehen (Fig. 277), erhielten sich durch alle Epochen. Auch in der Art ihrer Herstellung fand keine wesentliche Veränderung statt. Das Haupt-

<sup>1</sup> A. Böckh. Staatshaushalt der Athener. I. S. 218 ff.

material blieben die derben Felle des Stiers; mehrfach übereinander gelegt, mit Metall verstärkt und umrandet.

Fig. 277.



Für die historische Zeit tritt zunächst das Maass ihres Umfangs jedoch als sicher hinzu. Dies betrug für den grossen, ovalen Schild eine Breite von mehr als 2, eine Höhe von  $4\frac{1}{2}$  Fuss; für den kleineren, kreisrunden Schild dagegen einen Durchmesser von etwa 2 Fuss; sodann jene erwähnte (S. 419) „karische“ Erfindung der doppelten Handhabe<sup>1</sup> und das Bemalen der Schildfläche mit besonderen Zeichen. Letztere bestanden, folgt man den Vasendarstellungen, und zwar in Uebereinstimmung mit der Nachricht des Aeschylus (Sept. Theb. 387 ff.), bald in mannigfachen Abbildungen von Thieren — Schlangen, Skorpionen u. s. w. — bald in symbolisch-planetarischen Gebilden, als Sternen u. dgl.<sup>2</sup> Nach jenem Zeugen schmückte man auch den Schild, vermuthlich nach orientalischem Brauch, (wohl am Rande) mit kleinen Schellen und anderweitigen, tönenden Gehängen.<sup>3</sup>

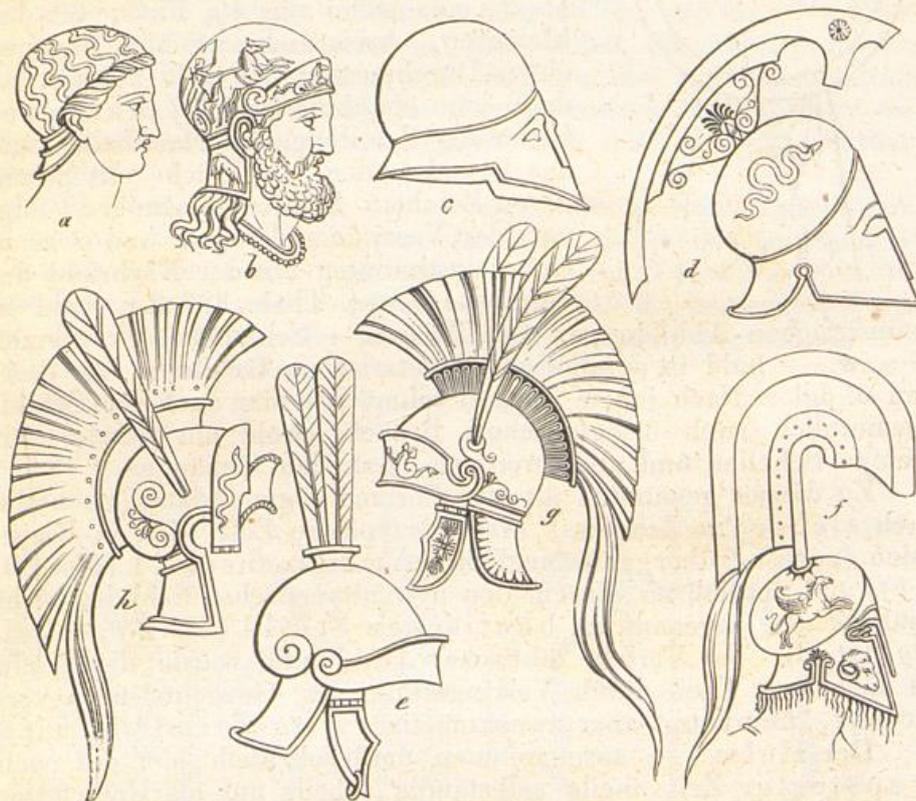
Zu diesen genannten ältesten Formen fügte sodann (ebenfalls nach sicherem Zeugnis) erst die spätere Zeit, den in Kleinasien (gewiss früher) gebräuchlichen Amazonenschild (Fig. 183. a. b), und endlich zu diesem den den altpersischen Schilden nicht unähnlichen, sogenannten böotischen Schild (Fig. 276. d; vgl. Fig. 151. a). Im Verfolg taktischer Ausbildung wurde die Waffe an sich zum Theil durch Verringerung des Gewichts noch verkleinert, überhaupt aber zweckmässiger umgeformt<sup>4</sup> (s. unt.).

Der Helm<sup>5</sup> — ausgenommen natürlich auch hier die noch in spätester Zeit theils selbständig, theils nur als Unterfutter

<sup>1</sup> Vergl. über die Art des alten Riemengehanges: W. Rüstow und H. Köchly. Gesch. des griech. Kriegswesens. S. 16. — <sup>2</sup> Vgl. u. a. Inghirami. I 5. 9. 41. 76; II. 113 - 116; III. 216. 287; IV. 320. Vergoldete Schilde: Paus. V. 10. 2; ders. ferner IV. 16 (4); V. 10 (2). 25 (5); X. 26 (1). — <sup>3</sup> Vergl. darüber auch C. Bötticher. Ueber das Heilige und Profane. S. 27. mit Hinweis auf das „Hannöversche Magazin. 1788. S. 1301. Anm. 3. 4. 5“: ferner, dass diese Sitte aus dem Orient stamme bes.: D. K. Rosenkranz. Neue Zeitschr. für die Geschichte der germanischen Völker. I. (1). Halle. 1832. S. 9 ff. — <sup>4</sup> Pausanias unterscheidet: VIII. 50 (1) runde, mit Eisen beschlagene argolische Schilde, vergl. II. 25 (6), ferner VIII. 50 (1) länglich viereckte, gallatische Schilde, vergl. I. 13 (2); X. 19 (3); sodann IV. 28 (3) Schilde mit lakedämonischen Abzeichen und X. 11 (5) echerne Schilde mit Inschr. — <sup>5</sup> Olenin. Observations sur une note de Millin. Petersburg. 1808; Ct. de Clarae. Descript. des Antiques u. s. w. no. 310 (S. 136); no. 398 (S. 169) ff. Eine von griechischen Formen durchaus abweichende kriegerische Kopfbedeckung, cylindrisch (wie eine Mithra) emporsteigend, ringsum horizontalstreifig verziert, kronenartig endigend mit hochstrebend mähenförmigem Busch bei Th. Baxter. Costume. Taf. 18.

gebräuchliche Fell- oder Filzkappe — wie einst zwar durchgehend von Erz, erscheint aber nunmehr abbildlich in den mannigfaltigsten Formen. Sie lassen sich je nach Verwendung der ihm überhaupt eigenen Einzeltheile (des Schädel-, Stirn-, Nasen-,

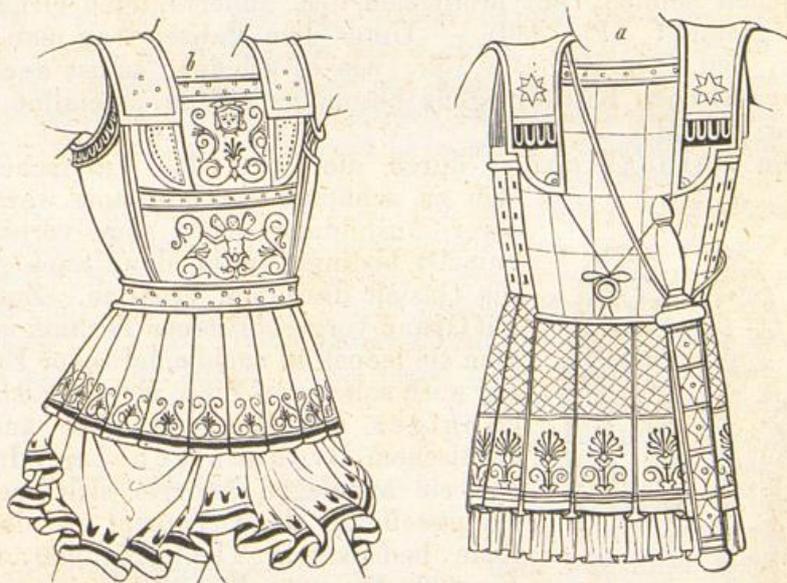
Fig. 278.



Wangen- und Genickschutzes, wie des Kammes oder des Bügels) selbst übergangsweise verfolgen. Ausgehend wiederum von der nur einfachen, halbeiförmigen Kappe, zeigen sie in fast ununterbrochener Wechselgestaltung deren Ausbildung zunächst bis zum vollständigen, festgeschlossenen, Stülp- oder Visirhelm der Lakedämonier<sup>1</sup> (vergl. Fig. 278. a—c. f.) und, anschließend an diesen, in gleichsam theilweiser Auflösung desselben zu (charnier-) beweglichen Gliedern alle gewissermaassen allmäligen Abwandlungen bis zum künstlichst hergestellten korinthischen,<sup>2</sup> böotischen<sup>3</sup> und ättischen Klappenhelm (vergl. Fig. 278 f.

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 342 (3). — <sup>2</sup> Vergl. O. Müller u. Oesterlei. Denkmäler. A. T. VI. (nur die hier befindlichen Abbildungen der äginetischen Krieger). S. auch O. Müller. Handbuch. §. 369 (3). — <sup>3</sup> Er war vielleicht gleich den festen Helmen gebildet, doch nur mit Nasen- und Wangenschutz,

und *e. g. h.*; dazu *Fig. 186*). — Sein vornehmster Schmuck bestand nach wie vor nächst erzenen oder vergoldeten, ja selbst goldenen Zierathen der Fläche u. s. w., in Bügel und Helmbusch. Beide dann wurden keinem geringeren Formenwechsel unterworfen; dem Busch mitunter noch Seitenzierden, als Adlerfedern u. dgl. hinzugefügt<sup>1</sup> (vergl. *Fig. 278. d—h*; dazu die folgenden Figuren und *Fig. 184—187*).

*Fig. 279.*

Die Bepanzerung des Oberkörpers,<sup>2</sup> in ihrer vermuthlich ältesten Form während der nachhomerischen Zeit nur noch attributiv in der ursprünglich ledernen, nicht selten geschuppten brust- und rückerdeckenden Aegis<sup>3</sup> der Athene nachbildlich erhalten,<sup>4</sup> ward also, wie vorbemerkt, hauptsächlich durch zwei den natürlichen Formen des betreffenden Körpertheils möglichst genau angepasste Erzplatten gebildet. Sie erstreckten sich

den Untertheil des Gesichts frei lassend: W. Rüstow und H. Köchly. a. a. O. S. 10; vergl. *Fig. 186. a. b.*

<sup>1</sup> Für die Helmform der makedonischen Epoche s. bes. die Portraits Alexanders u. s. w. O. Müller und Oesterlei. Denkmäler. A. Taf. LI. — <sup>2</sup> S. bes. A. Böttiger. Griechische Vasengemälde. I. (2). S. 68 ff. Nachweise bei O. Müller. Handbuch. §. 342 (4). S. hinsichtlich der Form die klassische Stelle bei Aristophanes. Pax. v. 1228 ff. — <sup>3</sup> S. J. F. Facius. Ueber die Aegis. Eine antiquarische Abhandlung u. s. w. Erlangen. 1774; A. Böttiger. Amalthea. I. S. 20. II. S. 212; S. 215. — <sup>4</sup> O. Müller. Handbuch. §. 368 ff.; dazu die Abbildgn. bei O. Müller u. Oesterlei. Denkm. A. Taf. VI. f. Taf. VIII. B. f. Taf. IX. 34. Taf. X. 37. Taf. XVIII. 92. a; insbesond. B. Taf. XIX—XXI. u. A.

auch fernerhin mit nur wenigen Ausnahmen<sup>1</sup> bis zur Taille, wurden durch Schulterblätter, Gürtel, Seitenhäkchen gehalten<sup>2</sup> und mit den schon im höheren Alterthum gekannten, dicht aneinandergereihten Flügeln<sup>3</sup> verlängert. Diese, wie insbesondere jene Platten boten dann vorzugsweise der oben berührten Verzierungskunst das geeignete Feld (*Fig. 279. a. b.*) — Insofern man und zwar wie gleichfalls bemerkt bis in spätester Zeit auch Schuppen-, Leder- und Linnenpanzer<sup>4</sup> beibehielt, wurden dann schliesslich auch diese, zuweilen ganz den metallnen Harnischen ähnlich, mit bronzenen und anderweitigen Ornamenten ausgestattet (*Fig. 286*). — Unter dem Panzer trug man, wie seither, den Chiton u. s. w., ja, wie es scheint, selbst auch die den homerischen Kriegerern ganz besonders eigene, metallne Leibgürtung (S. 421).

Die Beinschienen, durch die Form des Unterschenkels

*Fig. 280.*



den zu schützen sie bestimmt waren in ihrer Ausbildung schon von vornherein zumeist bedingt, hatten denn auch genau die Gestalt desselben erhalten. Zugleich auf Grund vorgeschrittener Technik stellte man sie jedoch in nachhomerischer Epoche nur noch selten von Zinn, vielmehr durchgängiger von dünnem, aber äusserst elastischem Bronzeblech her. In der Art sie anzulegen änderte sich nichts.<sup>6</sup> Hauptstelle für das Ornament war der das Knie bedeckende Theil (*Fig. 280*; vergl. *Fig. 186*; *Fig. 286*; *Fig. 287*).

Dazu wurde dann der früher ausschliesslich sandalenförmige Schutz der Füsse,

<sup>1</sup> Unter den hauptsächlich auf Vasenbildern u. s. w. des späteren (schönen) Stils vorkommenden Harnischen finden sich nicht selten solche, die (durchaus vorbildlich dem römischen Kürass) unter den Hüften nicht mit dem Gurt horizontal; sondern (ungegürtet) den Leib mitbedeckend rundlich abschliessen und dann hier mit kürzeren Panzerflügeln versehen sind; (vielleicht indess ist diess specifisch etruskisch?). Nur beispielsweise: Th. Panofka. Vasi di Premio. Taf. II. b; Dubois Maisonneuve. Introd. Pl. XXX.; Inghirami. Monum. Etr. V. 15; E. Gerhard. Antike Bildwerke. Taf. XXXV. — <sup>2</sup> Pausanias. X. 26 (2). — <sup>3</sup> Xenophon. De re equ. 12. — <sup>4</sup> Nach Plutarch legte der makedonische Alexander vor der Schlacht von Arbella einen doppelt gewirkten, also vermuthlich wohl aus Linnen oder Baumwolle gefertigten Panzerrock an. Vergl. C. v. Minutoli. Notiz über den u. s. w. Mosaikfussboden. S. 4 ff. — <sup>5</sup> Eine sehr merkwürdige Abbildung bei Th. Baxter. Darstellung u. s. w. des Costums. Taf. 18. zeigt einen vermuthlich ledernen oder filznen Panzerrock ohne Ermel, der, dem Körper genau anliegend, etwas über die Scham hinabreicht, lange Schulterdecken hat und je zu den Seiten mit runden Blechen, unterhalb aber in horizontalen Reihen mit anderen Zierden besetzt ist; dagegen auf Taf. 22 eine Brustrüstung, die nur aus zwei sich über der Brust kreuzenden Riemen besteht, welche oben 2, darunter 1 breites Rundblech festigen. — <sup>6</sup> S. die sie erläuternde Darstellung bei O. Müller u. Oesterle. Denkmäler. B. Taf. XLII. no. 516.

doch erst in späterer Zeit durch ein solideres Schnürwerk ersetzt, bis endlich auch statt des letzteren, mindestens zum Theil, der nach seinem Erfinder sogenannte „iphikratische“ Kriegsschuh — vermuthlich eine Art starksohliger Halbstiefel — in Aufnahme kam (s. unten). Daneben blieb es indess Gebrauch, auch durchaus unbeschuh in den Kampf zu gehen (vgl. *Fig. 184 ff.*; *Fig. 283*; *Fig. 286*; *Fig. 287*).

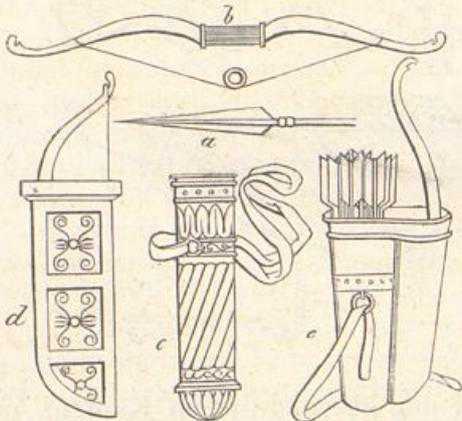
2. Aus der Reihe der altherkömmlichen Angriffswaffen behauptete der Speer seine ihm angestammte Wichtigkeit. Nach Maassgabe der Vasendarstellungen betrug seine Länge 5—7 und 8 Fuss (*Fig. 254. c*; *Fig. 287*); davon kamen etwa 6—7 Zoll auf die Klinge, 4—6 Zoll auf den Schuh. Jene wie dieser wurde aus Erz, später jedoch auch aus Eisen angefertigt. Erstere bewahrte zumeist die ihr urthümliche lanzettliche oder scharf zugespitzte (rhomboidische) Gestalt (*Fig. 281. a*), letzterer dagegen erhielt zuweilen eine konische, herz- oder blattförmige<sup>1</sup> Bildung. Für den Schaft blieb hauptsächlich das Holz, vorzugsweise das der Esche in Anwendung, doch führte man auch, wie ersichtlich ist, durchaus erzene Speere.<sup>2</sup> Dabei war Form und Durchmesser des Schaftes nicht immer gleich: Entweder hatte er, gewöhnlich bei 1 Zoll Dicke, durchgehend dieselbe Dimension, oder, theils gegen die Mitte, theils gegen eines seiner Enden zu, eine

allmähliche Verstärkung von etwa einem halben Zoll. — Besonders kostbare Speere schützte man durch ein Futtrale. Im Uebrigen bediente man sich ihrer fortdauernd, je nach der Grösse, zu Stoss und Wurf.

Weniger in Geltung als eigentlich griechische Waffe blieben dagegen Bogen und Pfeil<sup>3</sup> (*Fig. 281. b—d*). Da Beides, sammt Zubehör, bereits seit ältester Zeit vornämlich im Orient die höchste Ausbildung erlangt hatte (S. 423 ff.), konnte

darin auch in der historischen Epoche keine wesentliche Veränderung, höchstens mit Ausnahme des Ornamentalen, mehr stattfinden. Ueberhaupt aber war die grössere Zahl von Bogenschützen

*Fig. 281.*

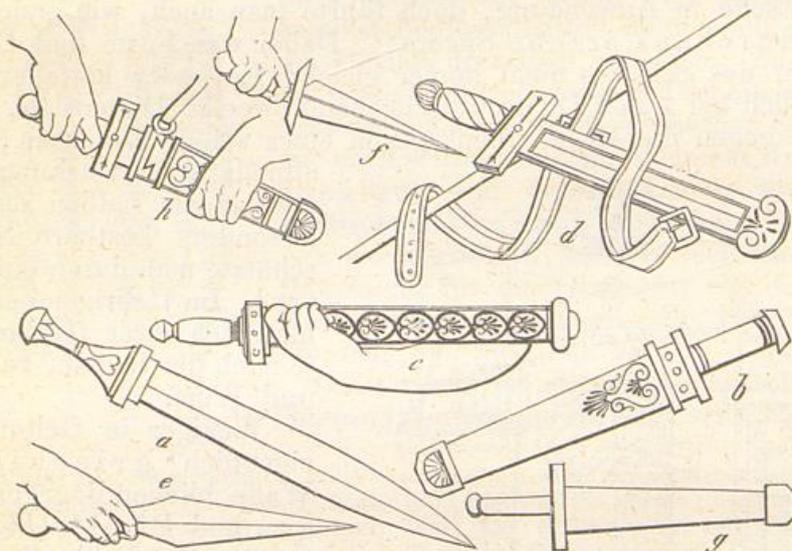


<sup>1</sup> U. a. b. E. Gerhard. Antike Bildwerke. Taf. XXXV. — <sup>2</sup> Vergl. E. Gerhardt. Die Heilung des Telephos. Berlin. 1843 (m. Abbildgn.). S. 6; S. 7. — <sup>3</sup> Auf Vasengemälden erscheinen sie nur selten in den Händen griechischer Krieger.

der späteren hellenischen Heere aus fremden, „barbarischen“ Völkern rekrutirt<sup>1</sup> (s. unt.).

Aehnlich verhielt es sich mit der Schleuder. Obgleich auch sie im Massenkampf in Anwendung blieb, wurde sie doch als wenig würdige Waffe stets nur Fremden oder den untergeordneten Kämpfern, den mitunter aus Nothwehr herbeigezogenen Unfreien (Knechten und Sklaven) zuertheilt. Folgt man jüngeren Berichten, so muss indess deren Geschicklichkeit in Handhabung gerade dieser Waffe ausserordentlich gewesen sein. Nach Livius (XXXVIII. 29) sollen einzelne Stämme im Peloponnes selbst die balearischen Schleuderer (S. 687) übertroffen haben. Dass sie ihr Ziel mit Sicherheit zu erreichen wussten wird noch einerseits durch den Tod des Mardonius, andererseits durch den des Pyrrhus, durch Schleuderwürfe herbeigeführt, bestätigt (Plut. Aristid. Justin. XXV. 5).

Fig. 282.



So denn stellt sich während der geschichtlichen Kämpfe, neben dem Speer, fast einzig das Schwert als die Hauptwaffe im Nahekampf auch zugleich als die zweite, zumeist geschätzte Waffe der Griechen dar; daneben das dolchartige Messer. — Schon als bei weitem weniger geachtet zeigt sich sodann das Beil und, aber überhaupt nur als Ausnahme, die Keule.

Letztere ging (ähnlich wie die Aegis der Athene) attributiv in die Kunstdarstellungen des Herakles über.<sup>2</sup> Doch war

<sup>1</sup> So kennt Pausanias I. 23 (4) nur die Kreter als gute Bogenschützen; dazu kamen u. a. (in Athen) selbst skythische Abtheilungen. — <sup>2</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 410; dazu dessen Denkmäler der alten Kunst. A. Taf.

sie zur Zeit des Pisistratos in Athen im Gebrauch, wo dieser selbst eine Abtheilung von Keulenträgern, freilich aus zusammengelaufenem Volk, rüstete (Herod. I. 59).

Das Schwert hingegen blieb von der volleren Rüstung durchaus unzertrennlich. In unverändertem Gebrauch als Hieb- und Stichwaffe war es vermuthlich ohne wesentlichen Wechsel aus der homerischen Epoche auf die geschichtlichen Zeiten übertragen und auch im Verlauf derselben wenigstens formal keinen durchgreifenden Verbesserungen unterworfen worden. Die Klinge, von Erz (später von Eisen),<sup>1</sup> bewahrte die alte Form eines zweischneidigen, vorn zugespitzten Messers (*Fig. 282. a*). Abbildlich stellt sich ihre Grösse auf etwa 15 Zoll Länge bei 2 bis 2½ Zoll Breite; die Länge des Griffs auf etwa 6 bis 7 Zoll. Dabei hatte letzterer fast ohne Ausnahme die einfache Kreuzesform: Weder Gefäss noch Bügel. Um so mehr zierte man ihn theils mit Elfenbeinschnitzerei, theils mit reicher Ciselirarbeit in Gold, Silber oder Erz.<sup>2</sup> Ebenso die (lederne) Scheide sammt dem Geriemsel (*Fig. 282. b. c. d. h*); erstere war mitunter breit genug, den Querarm des Griffs mit aufzunehmen (*Fig. 282. b*). — Getragen wurde das Schwert nachdem neben ihm der gleichzeitige Gebrauch des Dolchs oder des kleineren Schwerts (*Fig. 282. e. f. g*) als einer selbständigen Waffe allgemeiner geworden war (vgl. S. 423), bald an der rechten, bald an der linken Seite (*Fig. 187; Fig. 283; Fig. 287*). —

In Anwendung der Beile beharrte man gleichfalls bei den einmal hergebrachten und so als zweckmässig erkannten Formen ein- und zweiklingiger Streitäxte<sup>3</sup> (*Fig. 183. k. l. m*). Sie indess brauchte man nur hauptsächlich noch bei Belagerungen u. s. w., namentlich im Festungskriege, als eigentliches Pionir- und Handwerksgeräth. —

Die unbehinderte Führung der Waffe, ganz nach Brauch der homerischen Zeit,<sup>4</sup> betrachtete jeder eingeborne (freie) Grieche als ein durch Selbstwehr gebotenes, ihm angestammtes Recht. In der meisterhaften Schilderung welche Thukidides (I. 5 ff.) von der ursprünglichen Lebensweise der hellenischen Bevölkerung entwirft, bemerkt er ausdrücklich, „dass es, ähnlich wie einst, noch bei den ozolischen Lokrern, Aetoliern und Akarnanern durchaus gebräuchlich sei, stets bewaffnet zu gehen; denn (so fährt jener fort) wegen der Unsicherheit des Verkehrs und der überall offenen (unbefestigten) Plätze war es vordem in ganz Hellas, gleich wie bei den barbarischen Stämmen, allgemein Sitte,

XXXVIII; dazu insbes. Th. Panofka. Argos Panoptes (Abhandlung der k. Akad. Berlin. 1837. S. 103. Taf. IV. 2.

<sup>1</sup> Pausanias. III. 6. (1). — <sup>2</sup> Alcaeus. Fragm. 33; Pausanias. VI. 19 (3). — <sup>3</sup> Vergl. Pausanias. X. 14 (1. 2); dazu O. Müller. Die Dorier. I. S. 362. — <sup>4</sup> Vergl. B. Friedreich. Realien. S. 355.

sich selbst im gewöhnlichen Leben zu rüsten. Doch die Athener (so heisst es dann weiter) waren die ersten, welche zunächst übergehend zu friedlicheren, ja selbst üppigen Zuständen, auch alsbald diesem alten Brauche entsagten.“ —

Anders indess verhielt es sich in den von den Doriern eingenommenen Ländern.<sup>1</sup> Insofern jene deren Besitz der Kraft ihrer Waffen verdankten und ihre Herrschaft wesentlich mit davon abhing, dauerte dort auch die Führung derselben, aber nunmehr allein unter den Siegern, als ein besonderes Zeichen ausübender Macht und der freien Geburt in um so entschiedenerer Weise fort. Bei diesen beruhte

#### die Gliederung des Heers

auf einer erziehungsmässig gebundenen Unterordnung aller Spartiaten: Jeder dem andern befehlend, war Diener des Anderen.<sup>2</sup> In Athen bestimmte die Wahl die Führer des Kampfs; hier sogar galt der Dienst zu Pferde als Zwangspflicht, und was nicht zur Wehrpflicht zählte musste durch Söldner<sup>3</sup> ersetzt werden. — So aber behauptete in Sparta schon die einfache Rüstung durchaus den Charakter des höchsten männlichen Schmucks, wogegen sie in Athen, selbst im weiteren Sinne, mehr das Gepräge der Nothwehr,<sup>4</sup> aber in reicherer Form nur das eines prunkenden Luxus bewahrte.

Der dem homerischen (kleinasiatischen) Griechenthum eigenen Verwendung von Kriegswägen war das vorherrschend felsige Terrain von Hellas nicht günstig. Sie erscheinen in der historischen Zeit vollständig ausser kriegerischem Gebrauch, nur noch benutzt bei Spielen und Wettkämpfen. Selbst erst spät ersetzte man sie durch Reiterei;<sup>5</sup> auch in Sparta, wenn gleich schon Lykurg als deren Begründer genannt wird. Ihre Hauptbildungsstätte lag im Norden, nördlich vom Oeta und Othrys und in den mit barbarischen Reitervölkern frühzeitig durchsetzten, thessalischen Ebenen.<sup>6</sup> — Den eigentlichen Kern aller griechischen Heere machte das Fussvolk (Hopliten) aus; insbesondere durchgängig bei den Lakonen, welche den Reiterdienst überhaupt gern den Geringeren und Schwächeren überliessen.<sup>7</sup>

<sup>1</sup> Vergl. u. a. M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. S. 370 ff. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 235. — <sup>3</sup> Regelrechte Soldzahlung wurde jedoch erst durch Perikles eingeführt. — <sup>4</sup> Obgleich Rüstungsgegenstände (Schwelter, Waffen, Pferdegeschirr, Riemenwerk) Ausfuhrartikel des griechischen Handels bildeten, war es doch streng verboten, Waffen als Unterpfand zu nehmen: F. Hermann. Privatalterthümer. §. 43. not. 16; §. 45. not. 10; §. 67. not. 6. — <sup>5</sup> Vergl. überhaupt W. Rüstow und H. Köchly. Geschichte des griechischen Kriegswesens. S. 30 ff. — <sup>6</sup> O. Müller. Dorier. I. S. 5. — <sup>7</sup> O. Müller. a. a. O. II. S. 237 ff.

In der Gesamtheit des lakonischen Heers bildeten die freien Spartiaten (dienstpflichtig vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre) das Centrum der Kraft. An diese schlossen sich die alten Lakedämonier oder Periöken, und erst an diese, als eine mehr irreguläre Hülfsstruppe, die als Sklaven betrachteten Heloten an.

Dabei bestand die ganze Bewaffnung zunächst bis zu Ende der ersten persischen Kämpfe, ja wie es scheint <sup>1</sup> selbst bei den noch zumeist gerüsteten spartanischen Truppen allein in dem grossen, zuweilen mit Lederbehang versehenen argivischen Kreisschild, <sup>2</sup> dem 7 bis 8 Fuss langen Speer und

einem nur kurzen <sup>3</sup> Schwert. Einzelne führten dazu den Helm und den Schurz (*Fig. 283*), vielleicht nur Wenige noch Harnisch und Beinschienen. Doch vor Beginn des Kampfes schmückten sich Alle mit purpurfarbenen Gewändern und den Helm oder das lange Haar mit frischen Kränzen. <sup>4</sup>

*Fig. 283.*



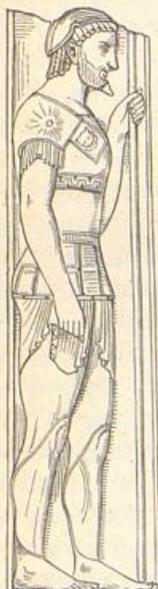
Leichter noch war die Bewaffnung der übrigen Abtheilungen. Diese entbehrten wohl sämtlich eines metallnen Schutzes. Zusammengesetzt aus den verschiedenen Stämmen des Landes, nur mit kurzen Speeren, Knitteln und Schleudern versehen, zogen sie durchaus in der ihnen eigenen, alteinheimischen Tracht daher (S. 735). Sie denn waren zum Theil sogar nur mit Fellen von Ziegen und Schafen, zum Theil (wie die Bergarkader) mit Wolfs- und Bärenhäuten bekleidet, <sup>5</sup> während die Lakonen sich auch in der Schlacht ihrer breitschirmigen Hüte bedienten. <sup>6</sup>

In den athenischen Heeren indess, deren bestimmtere Massenabsonderung sich erst langsamer aus den der Volkseintheilung zu Grunde liegenden Stamm- und Geschlechtsverbänden ergab, herrschte vermuthlich bei den schwerer Gerüsteten bei weitem früher die (ja schon die achäisch-homerischen Krieger aus-

<sup>1</sup> Vergl. O. Müller. Dorier. II. S. 240 ff.; M. Duncker. a. a. O. S. 375 ff. dagegen F. Hermann. Staatsalterth. §. 30. not. 3; W. Rüstow u. H. Köchly. S. 32 ff. — <sup>2</sup> Noch insbes. darüber O. Müller. Dorier. I. S. 74. — <sup>3</sup> Die Kürze der lakonischen Schwerte reizte die Athener selbst zum Spott; s. A. Becker. Charikles. II. S. 287. — <sup>4</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 247. — <sup>5</sup> Pausanias. IV. 11 (1). — <sup>6</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 267.

zeichnende) völliger Plattenrüstung vor. Letztere zeigt sich nicht nur in den eben zumeist von attischen Künstlern gefertigten Vasendarstellungen in weitestem Umfang verbildlicht, auch wird ihr Gebrauch bei atheniensischen Kämpfern schon für die Zeit jener früheren griechisch-persischen Kriege durch die erhaltene Sculptur des bei Marathon heldenmüthig gefallenen Attikaer Arisstion unwiderleglich bezeugt (*Fig. 284*). Dieses Relief lässt nach einzelnen an ihm vorgefundenen Spuren einstiger Bemalung zugleich auf eine in Wahrheit stattgehabte farbige Tracht zunächst des Genannten, dann aber auch auf eine allgemeinere kleidliche Buntheit der athenischen Hopliten dieser Epoche schliessen. „Von seinem attischen Helm“ — so lautet die Beschreibung des Augenzeugen<sup>1</sup> — „ist die anliegende Kappe (von dünner Bronze zu denken) und hinten der untere Anfang des Kammes erhalten; der Helmaufsatz fehlt. Unter der Kappe herab in den Nacken und an Stirn und Schlaf liegen die regelmässigen Lockenschichten; an die Lippen geht ein feiner Schnurrbart<sup>2</sup> in den breiteren Wangenbart, der vom Schlaf am Ohr herab um den Kiefer hervor sich am Kinn abspitzt. Der Panzer liegt unter dem Halse um und hat auf der Schulter ein breites Blatt aufliegen, woran ein schmaleres quer über die Brust reicht; unter der Brust zieren ihn Horizontalbänder;<sup>3</sup> vom untersten hangen tafelförmig die Fittigplatten, ansitzend auf Leib und Hüften. Der Panzer ist als dünnes Metall behandelt; wie auch an den Schienen die natürlichen Sehnen und Muskeln ausgedrückt sind. Der Gewandvorstoss an Schooss und Schenkel

*Fig. 284.*



und am Oberarme macht den Eindruck sehr feinen Stoffes. Im Reliefgrunde sitzt etwas rothe Farbe; die Rüstung scheint blau gewesen zu sein;<sup>4</sup> der Panzerrand an der Achsel hat Karmoisinroth, und diese Farbe scheint auch ein Zierrath auf dem Schulterblatte, ein Mäander am Bande des Panzers, die Ver-

<sup>1</sup> A. Schöll. Archäolog. Mittheil. aus Griechenland. I. (1). S. 28 (n. 20). —

<sup>2</sup> Dass die spartanischen Krieger den Schnurrbart schoren wurde oben bemerkt; vergl. noch F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 30. not. 6. — <sup>3</sup> Auch das obere (quer über die Brust) laufende Band ist nicht bloss Zierde, sondern diente, gleich dem Hüftgürtel, zum zusammenhalten der Vor- und Rückenplatte. Dies wird besonders deutlich durch eine Darstellung bei Millin. Peint. des Vases ant. II. Pl. 15; in verkleinerter Nachbildung bei Th. Panofka. Griechinnen und Griechen. Taf. I. Fig. 12; vergl. unt. Fig. 287. — <sup>4</sup> Dies erscheint zur Bezeichnung von Bronze seltsam; vielleicht ein mattes blau- oder braun-grün?

zierung des unteren Panzers und der Fittigplatten“ getragen zu haben. —

Fig. 285.



Mannigfaltigere Buntheit gestattete natürlich die auch von attischen Kämpfern mitunter beliebte, gänzliche Weglassung von Panzer und Beinschienen. Dann erstreckte sie sich auf Chiton und Mantel (Chlamys), wobei man jenen nicht selten noch durch besonders zierende Zuthat, Stick- und kleineres Metallwerk, verschönte<sup>1</sup> (Fig. 285). — Prächtig vor allen jedoch entwickelte sich, wie bemerkt, die Rüstungsweise der Vornehmen gleichviel ob sie nun so, oder noch mehr nach asiatischer Weise, zugleich aus Schuppen- und Linnenbepanzerung oder (hellenisch) aus ganz metallnen Schienen und Platten zusammengesetzt war (Fig. 286; Fig. 287). In solcher Form allerdings, in der sie allein jenem im Einzelnen angedeuteten Wechsel nach Stoff und Arbeit die Hand zu bieten vermochte, wurde sie dann wohl einzig zu einem Alleingut der Führer, diese zugleich als solche bezeichnend. Aber auch hierbei steht zu vermuthen,

dass eine derartige Auszeichnung nur im athenischen Heere zur Geltung gelangte;<sup>2</sup> wenigstens musste sie einem wie der lykurgischen Verfassung eigenen System durchaus widersprechen. Zudem fand weder hier noch dort eine eigentlich durchgreifende Uniformirung der Truppen statt. Ausser einzelnen darauf abzielenden Einrichtungen der späteren Zeit hinsichtlich der Bewaffnung u. s. w. und jenen genannten dorischen Purpurkleidern übte auf sie (doch auch nur in uneigentlichem Sinne) höchstens vielleicht der handwerkliche Betrieb der Waffenschmiede insofern einigen Einfluss, als er die für die niederen Kämpfer bestimmten Rüststücke eben mehr fabrikmässig, sämmtlich nach einem Muster, lieferte. —

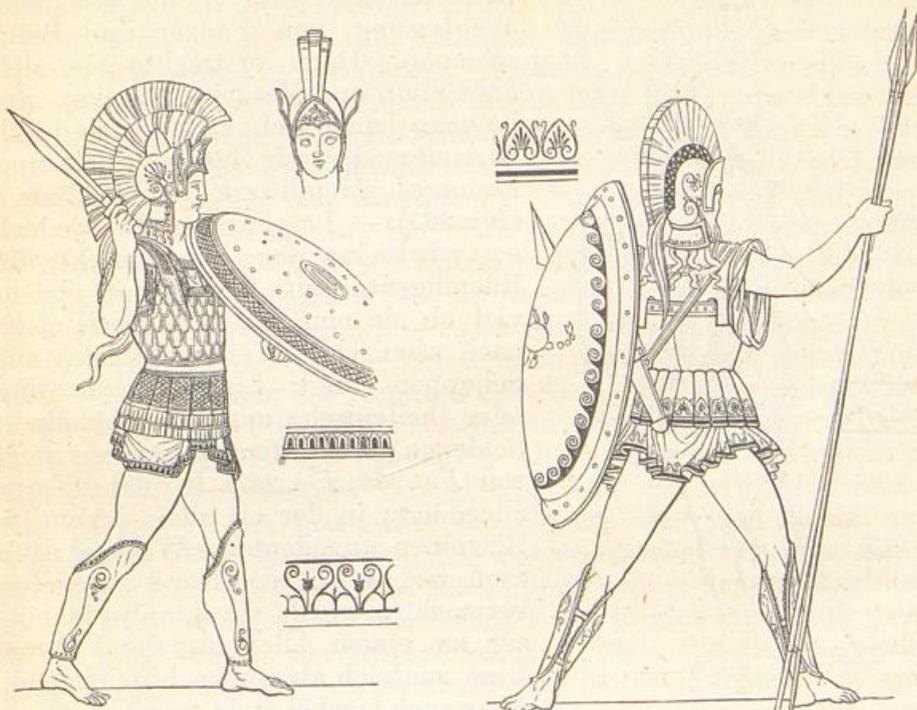
An der Spitze des lakedämonischen Heeres<sup>3</sup> stand, durch Lykurg bestimmt, stets einer der beiden Könige. Ihm zur Seite standen, als Kriegsoberste, die Polemarchen; unter ihnen sodann rangirten die übrigen Führer. Ihn selbst umgab eine Leib-

<sup>1</sup> Vergl. u. a. Th. Panofka. Vasi di Premio. ? Taf. I. Taf. II. — <sup>2</sup> Vergl. A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 314. — <sup>3</sup> O. Müller, Dorier. II. S. 230 ff.

wache der edelsten und tapfersten Spartaner. Aus ihr wurden die Gesandten erwählt und andere für den Krieg erforderliche,

Fig. 286.

Fig. 287.



wichtige Stellen besetzt. Jene, dem homerischen Heroldsthum entsprechend, galten als heilig und unverletzlich. Ausgezeichnet durch Stab und Purpurgewand, waren sie Jedem erkennbar.<sup>1</sup>

Die oberste Leitung der athenischen Kriegsmacht wurde, wie bemerkt, durch Wahl bestimmt. Sie ernannte dazu alljährlich als höchste Behörde zehn Strategen und, zum Theil als deren mitberathende Gliedschaft, zehn Taxiarchen; dazu noch insbesondere für Reiterei zwei Hipparchen und zehn Phylarchen und, für den Dienst zur See, je nach Grösse der Flotte, eine gewisse Anzahl von Trierarchen.<sup>2</sup> Abtheilungen-Führer waren natürlich auch allen diesen mehr oder weniger untergeordnet. — Die athenischen Gesandten<sup>3</sup> theilten Tracht und Würde der dorischen; ebenso die der Aeolier,<sup>4</sup> ja aller hellenischen Stämme; mit nur geringem kleidlichen Unterschied die der Kretaer, welche

<sup>1</sup> O. Müller. a. a. O. II. S. 248; F. Hermann. Staatsalterth. §. 10. not. 3; §. 55. not. 10; §. 125. not. 6. 7; §. 154. not. 4. — <sup>2</sup> F. Hermann. Staatsalterth. §. 152 ff. — <sup>3</sup> Herodot. II. 67; VII. 134. Pindar. Olymp. VI. 132; Thukydides. VIII. 70. — <sup>4</sup> Herodot. I. 152.

nicht purpurne, sondern mit Fucus<sup>1</sup> gefärbte Gewänder trugen (Meurs. Creta. 312).

Eine derartige Regulirung der Verhältnisse fand jedoch wesentlich erst nach Beendigung der persischen Freiheitskämpfe, gewissermassen mit als ein Ergebniss derselben, im weiteren Umfange statt. Ueberhaupt aber waren es letztere, welche zunächst eine eigentlich taktische Ausbildung des griechischen Kriegswesens begründeten und so, durch die ferneren Kriege genährt, auch jenen oben angedeuteten Wechsel in der Bewaffnung im Ganzen und Einzelnen mit herbeiführten.

Gleichwie das spartanische Heer während der Dauer jener Kämpfe aus den beiden genannten Abtheilungen der schwerer Gerüsteten (Hopliten) und der diesen hinzugefügten Schaar von theils leicht bewaffneten Periöken und durchaus willkürlich bewehrten Heloten zusammengesetzt war, so auch gliederte sich zu gleicher Zeit das Heer der Athener vornämlich in die erwähnte stärker geschützte Schaar lanzentragender Fussgänger und ein ihnen gleichfalls nur beigeordnetes, jenen Heloten durchaus entsprechendes Gefolge.<sup>2</sup> In Argos führte es, eben seiner Schutzlosigkeit wegen, den Namen der Gymnesoi; in Sikyon, nach seiner Knittelwaffe, den der Korynephoren. — Von Aufführung einer mitkämpfenden Reiterei ist vorläufig weder bei Lakädämoniern noch bei Attikaern die Rede, wohingegen die letzteren bereits Bogenschützen mit zur Verfügung hatten.<sup>3</sup> — Alle Signale beschränkten sich auf Feuerzeichen und helltönende Trompeten oder Hörner (Fig. 288 a. b).

Fig. 288.



Mit Rücksicht auf die Rüstung der Gepanzerten steht zu vermuthen, dass sie sich während der Schlacht, der freieren Bewegung wegen, des Panzerschurzes entledigten, auf dem Marsch aber Helm und Schild vom Diener nachtragen liessen. Den Speer

<sup>1</sup> Bekanntlich ein aus Seetang bereitetes Roth. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 50. — <sup>3</sup> Vergl., wie überhaupt für das folgende, insbes. W. Rüstow u. H. Köchly. Geschichte des griechischen Kriegswesens. S. 44 ff.

(meistens mehrere, mindestens zwei) führten die Krieger stets selbst (*Fig. 287; Fig. 254. c*); im Kampf indess nur noch selten zum Wurf, vielmehr zum Stoss.

In dem lakedämonischen Bürgerheere<sup>1</sup> war, wie es scheint bald nach Beendigung der persischen Kämpfe, eine wesentliche Veränderung vor sich gegangen. An der Stelle der früheren, einfachen Anordnung der Truppen hatte sich eine bestimmte Gliederung derselben und eine ordnungsmässigere Verschmelzung der eigentlichen Spartiaten (Hopliten) mit den bis dahin weniger berücksichtigten Abtheilungen der Periöken Geltung verschafft. Dem gegenüber bestand der für sich gesonderte Stamm der Skiriten<sup>2</sup> fast allein als eine vermuthlich leichtgerüstete Infanterie fort, welche „Vorpostendienst im Lager, Avant- und Arrieredienst“ versah. Somit im Ganzen genommen gliederte sich nunmehr das Heer ausschliesslich in schwerer Gerüstete (Hopliten) mit nur dürftiger (periodischer) Beimischung von bogenbewehrten Heloten und noch dürftiger ausgestatteten, sehr vereinzelt Reitern. Die frühere, massenhaftere Verwendung eines helotischen Trosses fand nicht mehr statt. Nur noch als Schildknappen ihrer Herren zogen sie mit zu Felde.

Mannigfaltiger, namentlich rücksichtlich der Truppengattung, hatte sich sodann daneben das athenische Heer zu einer auch demgemäss noch weiter gegliederten Ordnung entfaltet. Im Fortbestand der seit Kleisthenes eingeführten Eintheilung desselben nach den zehn Phylen, von denen die drei obersten zum Hoplitendienste verpflichtet waren, entwickelte sich zunächst hier, durch Aushebung der reichsten unter ihnen zum Reiterdienst (im Gegensatz zu Sparta) ein besonderes Corps ständiger Cavallerie; zudem, aus der vierten Klasse der Bürger, je nach Bedürfniss mit Bögen u. s. w. bewaffnet, eine regelrechter formirte, leichtere Truppenmasse. So auch theilte man sehr bald Hopliten und Reiter in schwerer und leichter gerüstete Schaaren, wie man denn bereits zu Beginn des peloponnesischen Krieges 1200 Cavalleristen und darunter 200 Bogenschützen ins Feld zu stellen vermochte. Dazu traten allmählig noch zahlreiche fremde Söldner und mit ihnen auch mancherlei nationalverschiedene Rüstungsweisen hinzu. Ursprünglich gewann man durch sie, wie „thrakische und arkadische Speerträger, rhodische Schleuderer, kretische Bogenschützen u. s. w.“, vornämlich nur leichte Truppen. Nachdem indess in Athen Perikles einen Kriegssold auch für die Bürger eingeführt und bestimmt hatte,<sup>3</sup> steigerte sich nicht nur mit der Zahl der Söldner auch deren Waffenart, als dadurch zugleich die Verwaltung des Heerwesens wiederum in ihren Beständen vermehrfacht ward.

<sup>1</sup> W. Rüstow u. H. Köchly. S. 90; vgl. O. Müller. Dorier. II. S. 230 ff. — <sup>2</sup> Vergl. O. Müller. Dorier. II. S. 237. — <sup>3</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 292 (20) ff.

Ungeachtet aller dieser Organisationen blieb die Bewaffnung namentlich die der Hopliten in Sparta wie in Athen dennoch wesentlich die alte. Daneben zeigte sich indess vermuthlich schon jetzt das Bestreben, insbesondere die Last der metallnen Schutz- waffen so viel als möglich zu erleichtern: — „Der erzene Kürass wird ziemlich allgemein von dem ledernen Koller (etwa nur noch mit erzner Brustplatte und erznen Schulterstücken ausgestattet, verdrängt worden sein“; Helme und Beinschienen wurden wohl dünner gearbeitet, dagegen behielt man den grossen Ovalschild auch ferner bei, ihn aber nunmehr nicht nur mit individuell ge- wählten, als häufiger mit stammbezeichnenden Insignien ver- zierend. So wurden die Lakedämonier an einem  $\Lambda$ , die Sikyonier an einem  $\Sigma$ , die Thebäer an einer Keule oder dem Shpinx und die Athener an der Eule erkannt.<sup>1</sup> — Die vornehmsten Trutz- waffen gleichfalls blieben der dorische Spiess und insonderheit bei den Lakonen das kürzere, jetzt vielleicht etwas gekrümmte Schwert oder Messer. — Dabei erscheint allmählig, als nächstes Ergebniss der Truppenstellung, ein mehr durchgehendes Exercitium in Handhabung namentlich des Spiesses. Er wird auf Kommando gefällt und aufgerichtet; stets mit der rechten Hand, im ersteren Falle doch immer in der Mitte gefasst und so weit vorgestreckt, als es, bei horizontaler Lage, seine Schwere gestattet. Auf dem Marsche wird er über die rechte Schulter gelehnt u. s. w.

Das an Stelle der Heloten (und Sklaven) zumeist durch Werbung gewonnene leichte Fussvolk,<sup>2</sup> allmählig zum wich- tigen Bestandtheil des Heers herangewachsen, theilte sich in Nah- und Fernkämpfer. Demnach gliederte es sich zunächst in zwei Hauptklassen und zwar in Schildgerüstete oder „Peltasten“ und in die schon genannten Ungerüsteten oder „Gymnesoi“. Sie dann unterschieden sich wiederum, je nach der Waffe, als Speerschützen, Bogenschützen und Schleuderer, wozu sich endlich an diese, doch wohl nur gelegentlich noch Haufen zusam- mengelaufenen Volkes anschlossen, die dann jedoch einzig als „Steinwerfer“ in Thätigkeit waren. — Die Ungerüsteten ent- behrten nach wie vor irgend welcher Schutzwaffe: Die ganze krie- gerische Ausstattung der Bogenschützen beschränkte sich, na- türlicher mit Ausschluss der Kleidung, auf den Bogen, einen Kö- cher mit 20 Pfeilen und, jedoch ohne Regel, auf ein Messer oder kurzes Schwert. Die Schleuderer führten Steine und Bleiku- geln in einer Hängetasche mit sich; auch die Speerschützen, keineswegs uniform, hatten zumeist nur kurze, 3 bis 4 Fuss lange Spiesse, je nach Anzahl verschieden.

<sup>1</sup> W. Rüstow und H. Köchly. S. 104 ff., denen ich mich auch hier um so lieber anschliesse, als das dort über die Ausbildung der Bewaffnung Gesagte auch durch die Vasenbilder, soweit sie darüber überhaupt Belehrung enthalten (denn Vieles lassen auch sie unberücksichtigt) Bestätigung findet. —

<sup>2</sup> Derselbe a. a. O. S. 123 ff.

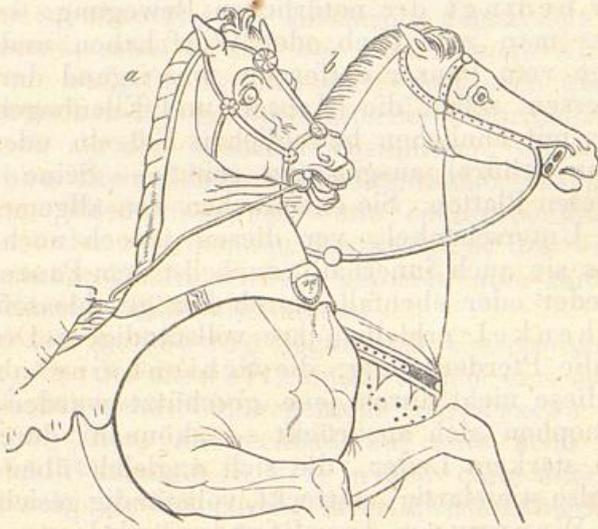
Nur die Peltasten, eine den Thrakiern entlehnte Waffe, waren von jenen mehr willkürlich gerüsteten Trupps, wenigstens im Ganzen einerseits durch den Schild, andererseits durch bestimmtere Nah- und Fernwaffen als ein gewissermassen mehr uniformer Körper charakterisirt. Ihr Schild, vermuthlich nur leicht von Holz mit Lederüberzug hergestellt, hatte einen Durchmesser von etwa 2 Fuss. Im Uebrigen schützte auch sie höchstens eine starke, lederne Kappe. Neben einer Anzahl von Wurfspiesen führten sie gewöhnlich noch einen längeren, wohl bis 5 Fuss hohen Speer. An ihm war zur Zeit des Xenophon, zu mancherlei Zwecken bestimmt, eine lederne Schleife befindlich. Daneben trugen sie, die Uebergangsstufe zu den Hoplitern bezeichnend (als Seitengewehr) gleichfalls das Schwert. —

Während die Lakedämonier erst spät, nicht vor der Zeit des Agesilaos (369 v. Chr.) dazu gelangten, diese an sich überaus brauchbare Truppe ihrem Heere als leicht bewegliche Glieder an- und einzufügen,<sup>1</sup> sich vielmehr bis dahin hauptsächlich mit den ihnen eigenen 600 Mann vielleicht ähnlich bewaffneten Skiriten begnügten, hatte dieselbe in Athen bereits völlig Wurzel gefasst. Weniger schnell, wenn immer im Gegensatz zu Sparta nicht ohne bedeutenden Vorsprung, war zugleich auch dort die Ausbildung der Reiterei<sup>2</sup> vor sich gegangen. Eben nur aus den reichsten Bürgern bestehend, gleichzeitig zur Verherrlichung von Festen mitverwandt,<sup>3</sup> hatte ursprünglich sie überhaupt mehr dem Prunke als dem Kriege gedient. Doch gerade dadurch war in Athen das Interesse für diese Truppengattung rege geblieben, so dass sie dann hier allerdings von dem Zeitpunkte an, wo sie zum Heere geschlagen ward, immerhin schneller vorschreiten konnte, wie bei den Spartiaten. Bei diesen war es wiederum Agesilaos welcher es versuchte sie aus der Kindheit, in der er sie fand, zu mehrerer Geltung emporzubringen. Zwar wurde sie durch die thebäischen Kriege wohl im Allgemeinen mit gefördert, dennoch erhob sie sich, natürlich mit Ausnahme der stets berühmten thessalischen und böotischen, ja wesentlich erst durch diese, doch nur sehr allmähig und weder in Sparta noch in Athen zu wirklich höherer Bedeutung. Vorzugsweise war es die Ausrüstung dieser Truppe an sich, welche ihrer taktischen Entwicklung von vornherein hemmend entgegenstand; denn so leicht sich auch die Reiter bei festlichen Gelegenheiten, bei Aufzügen<sup>4</sup> und Wettspielen<sup>5</sup> (vermuthlich nicht selten nur mit der Chlamys) zu bekleiden pflegten, so schwer und ungelenk wappneten sie sich (wenigstens zur Zeit des Xenophon) im Kriegsdienst.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 240. — <sup>2</sup> W. Rüstow. a. a. O. S. 134 ff. — <sup>3</sup> F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 153. not. 10. — <sup>4</sup> S. wiederum die Reiter-schaaren der Epheben auf dem Friesse des Parthenon (oben S. 715. not. 3). — <sup>5</sup> Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. III. — <sup>6</sup> Dem feinkünstlerisch-plastischen Gefühl der Griechen mochte die so schwer gerüstete Reiterei zum Ge-

Bei den Bürgerreitern war Ross und Reiter gepanzert. Das Geschirr des Pferdes bestand aus einer Satteldecke, dem zu ihrer Befestigung erforderlichen Bauchriemen und einer Kandare; letztere wie überhaupt seit ältester Zeit, aus Gebiss, Kopfstück und Zügel (*Fig. 289. a. b.*). Dazu kam dann

*Fig. 289.*



mitunter noch ein Halsriemen und, für Stall- und Lagerdienst, die Halfter. — Dass man das Beschlagen der Hufe kannte ist nicht wahrscheinlich,<sup>1</sup> wohl um so weniger, als auch Xenophon nur von einer Härtung derselben spricht (*Xenoph. de re equest. 4 ff.*). —

Die Rüstung des Reiters bildete wiederum nach bestimmter, jedoch zum Theil nur vorschläglicher Angabe des eben Genannten (c. 12), vor allem Panzer und Helm. Zu diesem wird vornämlich der böotische und zwar deshalb empfohlen, weil er den Kopf zumeist deckt ohne im sehen zu hindern. Dabei soll vorzugsweise der Panzer gut, dem Körper durchaus anschliessend gefertigt sein, auch einen den Nacken bedeckenden Kragen haben, gross genug, dass man in ihn das Gesicht bis zur Nase zurückziehen kann. Zum Schutz der Scham und des

genstände einer Kunstdarstellung wohl nicht zusagen. Auf Vasenbildern z. B. finden sich nur hin und wieder Andeutungen, die sich mit Sicherheit darauf zurückführen lassen. Selbst die späteste, makedonische Epoche hat nichts derartiges hinterlassen. Im Ganzen indess mag sie wohl der schwer gerüsteten römischen Reiterei (s. d. folg. Kapitel) nicht unähnlich gewesen sein; vergl. übrigens: Hancarville. *Antiquités étrusques etc* IV. Taf. 33; Duc de Luy-nes. *Choix des Vases grec.* Pl. 1.

<sup>1</sup> Vergl. O. Müller, *Handbuch.* §. 424 (1); dagegen A. Becker. *Charikles,* I. S. 88.

Unterleibs soll der sonst übliche Schurz (am Panzer befestigt) aus metallnen „Federn“ oder Schuppen hergestellt, die Arme aber, je in besonderer Weise, mit Schienen bedeckt werden. — Die Schiene für den linken Arm, bereits vor der Zeit des Berichterstatters (im Orient sicher) im Gebrauch, deckte zugleich Schulter, Ellenbogen und Faust, ausserdem den vom Panzer entblössten Theil unter der Achsel. Ihrer Zusammensetzung nach folgte sie nur bedingt der natürlichen Bewegung: — denn „die Rechte muss man zum Hieb oder Wurf haben und somit hier alles dasjenige vom Panzer entfernen, was irgend daran hindert; aber statt dessen sollen die (Achsel- und Ellenbogen-) Gelenke dieses Arms mit ähnlichen beweglichen Flügeln oder Schuppen (wie etwa der Schurz) ausgestattet sein.“ — Seine übrige Bedeckung bildeten Platten. Sie entsprachen den allgemein üblichen Schienen der Unterschenkel, von diesen jedoch noch darin verschieden, dass sie auch innerhalb (zunächst dem Panzer) entweder durch Kalbsleder oder ebenfalls durch Erz geschlossen waren. — Die Oberschenkel erhielten ihre vollständigere Deckung zum Theil durch die Pferderüstung; die Schienbeine aber und die Füße, da diese nicht durch jene geschützt wurden, sollen — oder wie Xenophon sich ausdrückt — „können“ durch eine Bekleidung von starkem Leder, die sich zugleich über Füße und Schienbeine (also stiefelartig) erstreckt, vollständig gesichert werden.

Für die Wappnung des Pferdes wird vor allem eine Kopfbepanzerung, ein Bruststück und jene, den Reiter mitschützende Hüftenbepanzerung angeordnet. Alles dies vermuthlich aus Platten, Schienen und Kettchenverband zusammengesetzt. — Steigbügel nutzte man nicht. Statt des Sporns scheint man eine Art Stachel (*μύωψ*) angewendet zu haben.

An Trutzwaffen führten die Reiter, doch nur im aktiven Dienst, eine 8—9 Fuss lange, verhältnissmässig nur schwach gearbeitete Stosslanze; dazu das Schwert. Dagegen rath Xenophon, grösserer Handlichkeit wegen, erstere mit zwei kurzen Wurfspeeren, letzteres mit einem für den Tiefhieb geeigneteren (krummen) Säbel (Kopis) zu vertauschen. — Ausser dem Felde, in der Stadt und auf der Wacht, bedienten auch sie sich eines vermuthlich kleineren Rundschildes.

Als Begleitung dieser so überaus schwergerüsteten Reiter machten sodann die ihnen beigeordneten Reitknechte gewissermaassen eine zweite, wenn auch kaum gefechtsmässige Abtheilung aus; eine wirklich leichte Cavallerie aber, die dem Hipparchen mit zugeordneten Corps von berittenen Speerwerfern und Bogenschützen. —

Wie viel inzwischen die gewaltigen kriegerischen Begegnungen seit dem Beginn des peloponnesischen Krieges auch mit dazu beigetragen hatten, die Schlachtentaktik bei Lakedämoniern

und Athenern zu einer früher kaum geahnten Höhe zu steigern,<sup>1</sup> so war sie der Hauptsache nach, trotz dem Bestehen von Reiterei, dennoch während der ganzen Dauer auch jenes Krieges fast einzig auf den Hoplitenkampf — auf die Ausbildung einer zweckentsprechenderen Verwendung des schwer gerüsteten Fussvolks — beschränkt geblieben.<sup>2</sup> Erst durch die seit der Rückkehr des vielversuchten Anführers der „Zehntausend“ von ihm selbst eingeleitete, auf vielseitigste Erfahrung gegründete Behandlung des Kriegswesens, sollte es sich der alten Fesseln entwinden (400 v. Chr.). Zwar bedurfte es dazu auch jetzt noch geraumer Zeit, doch die thebäischen Kriege wurden fernere Lehrmeister. Namentlich mit durch sie der höchsten Ausbildung, einem vollständig strategischen Ineinandergreifen sämtlicher Truppengattungen nach Stellung, Gliederung und Waffe entgegengeführt, wich es sodann erst mit der eintretenden Kraftlosigkeit des Volkes hinter der makedonischen Taktik zurück, nunmehr aber auch dieser, seit Alexanders Eintritt, Alles überlassend.

Jener so mit Xenophon beginnende Umschwung blieb nicht ohne Folgen für die Bewaffnung. Schon ums Jahr 392 trat der athenisch-böotische Söldnergeneral Iphikrates mit Reformen hervor.<sup>3</sup> Diese abzweckend auf eine noch weitere Erleichterung der Waffenlast (S. 771) griffen dann aber um so entschiedener durch, als sie nächst ihrer Zweckmässigkeit auch in staatlich-ökonomischer Beziehung von Wesenheit waren. — So viel sich aus den darüber vorhandenen im Einzelnen allerdings nicht widerspruchsfreien Angaben älterer Autoren ermessen lässt,<sup>4</sup> erstreckten sie sich indess zunächst nur auf die von ihm geführte Heeresabtheilung, auf die der Söldner. Ihre bereits mehrfach erprobte Wichtigkeit vollauf erkennend armirte er muthmasslich sie, wenn gleich mit Rücksicht auf eine grössere Bewegbarkeit derselben im Allgemeinen, doch in zwei verschiedene Corps: In leichter und schwerer Gerüstete. Immer noch weit entfernt von der einstweilen nach altem Zuschnitt fortbestehenden Armatur der Hopliten bewaffnete er sodann jene letzteren höchst wahrscheinlich mit einem nicht über 2½ Fuss Durchmesser betragenden, vielleicht mit Erzbeschlägen verstärkten Kreisschild und (ohne jedoch den ihnen eigenen, ebenfalls mit Erzplättchen ausgestatteten ledernen Brustschutz wesentlich zu verändern) mit der nach ihm benannten, wohl halbstiefelförmigen Fussbekleidung. Vielleicht auch liess er an die Stelle des allgemein üblichen Metallhelms eine nur mit Erz beschlagene Kappe treten, aber wohl sicher ihren alten Spiess etwa bis auf die Hälfte, mindestens bis auf 12 Fuss verlängern.

<sup>1</sup> F. Hermann. Culturgesch. S. 191. — <sup>2</sup> W. Rüstow u. H. Köchly. a. a. O. S. 142 ff. — <sup>3</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 240; F. Hermann. Staatsalterth. §. 30. not. 9; ders. Culturgeschichte. S. 194; S. 196. — <sup>4</sup> S. die Untersuchung: W. Rüstow u. H. Köchly. S. 163 ff.

Daneben beliess er sodann die leichter gerüsteten Speerschützen im Ganzen wohl unberührt (S. 772). Höchstens versah er sie noch, zu grösserer Brauchbarkeit zum Kampf im Handgemenge, theils mit starken gesteppten linnenen Wämsern und jenen Halbstiefeln, theils mit längeren und schmälere, bis zu 3 Fuss langen Degen.

Wie die Hopliten so blieben einstweilen auch die Reiter nach herkömmlicher Weise gerüstet. Sehr wahrscheinlich ist es indess, dass jene Reformen allmählig auch darauf zurückwirkten und so namentlich mit dazu beitrugen, den schwerfälligen Ovalschild der Zuerstgenannten durch den kleineren Rundschild mit doppelter Handhabe zu verdrängen. In Sparta war dies seit der Mitte des dritten Jahrhunderts wirklich der Fall. Hier wenigstens hatte, also wohl mit auf Veranlassung der iphikratischen Neuerungen zuerst Kleomenes III. nicht nur diesen, als auch an Stelle der alten Speere, die längere, makedonische Lanze (Sarissa) eingeführt.<sup>1</sup> Andere Verbesserungen, doch mehr hinsichtlich der Heeresstellung, verdankte man ferner dem wiederum athenischen Söldnergeneral Chabrias (378), bis endlich Epaminondas durch seine Erfindung der „schiefen Schlachtordnung“<sup>2</sup> den Grund zu allen weiteren, doch nun die griechische Bewaffnung an sich kaum mehr berührenden Entwicklungsphasen legte. — —

War bei den Lakedämoniern das Heer zum Zweck eines Krieges zusammenberufen, trat sofort der jeweilig damit beauftragte König an die Spitze desselben. Er selbst eröffnete den Feldzug zunächst mit einem Opfer an Ort und Stelle, das dem Zeus dargebracht ward und dem, war er an der Landesgrenze angelangt, ein zweites, jetzt zugleich für Athene, folgte. — Dem Heere voran schritt ein Arespriester mit dem heiligen Feuer.<sup>3</sup> Dies, schon am ersten Opferherde entzündet, wurde bis zum Schluss des Krieges mit grösster Sorgfalt erhalten. Auch bei Lagerung der Truppen aufgestellt, diente es diesen als Zündstoff für ihre Zeltflammen. —

Das Leben im Lager war, so auch bei den Athenern, wenigstens bis auf die Zeit makedonischer Ueppigkeit überaus streng geordnet. Die Wachen, je nach dem Dienst in Tag- und Nachtwachen eingetheilt, unterlagen durch häufige Patrouillen schärfster Kontrolle. Zudem waren sie gehalten zu jeder Zeit auf den Schall entweder einer kleinen Glocke oder einer Pauke fest und bestimmt zu antworten.<sup>4</sup>

In nächster Umgebung des Oberbefehlshabers befanden

<sup>1</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 241. — <sup>2</sup> W. Rüstow und H. Köchly. S. 179 ff. — <sup>3</sup> Vergl. O. Müller. Dorier. II. S. 236; C. Bütticher. Ueber das Heilige und Profane u. s. w. S. 27. — <sup>4</sup> H. Nast. Einleitung in die griech. Kriegsalterth. S. 216.

sich stets Eilboten und Trompeter.<sup>1</sup> Durch sie wurden die Befehle an die Truppen erlassen. Auch bediente man sich dazu des Nachts, wie schon erwähnt, optischer Signale; bei Tage zuweilen fahnenartiger Stangen.<sup>2</sup> Letztere waren je aus einem hölzernen Schaft und einem daran befestigten, meist purpurfarbenen Stück Tuch gebildet; nicht selten, ähnlich wie die Schilde, mit einem Sinnbild verziert. Ihre Erhebung galt als Zeichen des Angriffs, ihre Senkung als Befehl zum Rückzug.

Vor dem Beginn der Schlacht pflegte der Feldherr im Angesichte des Feindes eine Ziege zu opfern. Mit dem Signal zum Anmarsch setzten sich die Kolonnen theils (wie bei den Kretaern) nach dem Takt der Lyra, theils (wie bei den Spartiaten) nach dem Klang der Flöte in gleichsam rhythmische Bewegung.<sup>3</sup>

Während der Schlacht die getödteten und verwundeten Feinde ihrer Waffen zu berauben war untersagt;<sup>4</sup> eben so wenig suchte man sich den Sieg durch Verfolgung zu sichern.

Nach der Schlacht sorgte man zunächst für die Bestattung und zwar mit nur seltenen Ausnahmen<sup>5</sup> gleichmässig für die der befreundeten wie der feindlichen Leichen. Häufig auch fand eine gegenseitige Auswechslung statt.<sup>6</sup> — Dem Leichenbegängniss folgten sämmtliche Truppen, wie es scheint, namentlich in späterer Zeit, mit umgekehrten Waffen.<sup>7</sup> Ein Vollendungsoffer, zu dem man sich festlich mit Kränzen schmückte, machte den Beschluss.

Die Beute verblieb selbstverständlich dem Sieger. Sie ward dem Oberbefehlshaber ausgeliefert und von diesem, nach seinem Ermessen, doch nur zum geringeren Maasse den Truppen, zum grössern dem Staate zugewiesen.<sup>8</sup> Einen Theil derselben erhielten, als Weihgeschenke, die verschiedenen Tempel;<sup>9</sup> ein anderer wurde zu Ehren der Götter auch wohl verbrannt (Herod. IX. 79). Die Gefangenen, insofern sie nicht bei Erstürmung und Schleifung ganzer Städte in die Hand des Siegers gefallen waren, wobei man sie dann als Sklaven zu behandeln pflegte,<sup>10</sup> beliebte man auszuwechslern oder durch Loskauf in Freiheit zu setzen.<sup>11</sup>

Ueber das persönliche Verhalten der Einzelnen während des Krieges entschied ein von Waffengefährten gebildetes Kriegsge-

<sup>1</sup> Th. Panofka. Griechinnen u. s. w. S. 26. — <sup>2</sup> S. Köpke. Ueber das Kriegswesen der Griechen. S. 297. — <sup>3</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 246; S. 326. —

<sup>4</sup> F. Hermann. Staatsalterth. §. 30. — <sup>5</sup> Herod. VII. 238. IX. 77—80. —

<sup>6</sup> Thukidides. I. 63. II. 34; Aelian. var. hist. XI. 27. — <sup>7</sup> H. Nast. Einleitung. S. 254 ff. — <sup>8</sup> A. Böckh. Staatshaush. I. S. 317; II. S. 127 ff. —

<sup>9</sup> S. u. a. das Verzeichniss bei A. Böckh. a. a. O.: Beilagen a. m. o. — <sup>10</sup> F. Hermann. Privatalterthümer. §. 12. not. 22. — <sup>11</sup> Derselbe a. a. O. §. 58. not. 19.

richt.<sup>1</sup> Es bestimmte einerseits, für Verletzung der Kriegsgesetze u. s. w., die Strafen, andererseits wie zu vermuthen steht für die besonders sich Ausgezeichneten auch die Belohnungen. Uebrigens galt bei den Doriern als Mittel der Subordination der Stock.<sup>2</sup> — Verrath und Ueberläuferei wurde mit dem Leben gebüßt, Feigheit fast noch eindringlicher durch öffentliche Beschimpfung geahndet (S. 751). Dagegen bestanden die Belohnungen,<sup>3</sup> namentlich in makedonischer Epoche oft übermässig und weniger verdient, zunächst für die Befehlshaber selbst in kostbaren, ihnen vom Volke überreichten Rüstungen, in Ehrenmonumenten, Statuen und Büsten; ferner, doch auch für die übrigen Krieger, theils in metallenen Kopfreifen, worauf die Waffenthat verzeichnet stand, theils in Ehrenkränzen vom Laub der Olive oder der Eiche. —

Das makedonische Heer,<sup>4</sup> aus mehr „barbarischen“ (thracischen) Volksstämmen<sup>5</sup> zusammengesetzt, hatte sich erst um vieles später als das der Griechen, ja überhaupt erst an diesem zu einer geregelteren Kriegsführung herangebildet. Zur Zeit des Archelaos (413—399?), welcher es versuchte dasselbe zu ordnen, scheint es trotzdem noch jedes festeren Haltes entbehrt zu haben. Erst mit dem Eintritt Philipps in die Regentschaft, gefördert einerseits durch die ihm zur Behauptung derselben abgezwungenen blutigen Kämpfe im eigenen Lande, andererseits durch das Vorbild iphikratischer und thebäischer Schlachtenführung<sup>6</sup> gelangte es zu wirklicher Bedeutung; durch die im Anschluss an jene von ihm angeordnete „makedonische Phalanx“, wie durch gleichzeitige Verwendung einer dem Gesammtheer gewiss ursprünglich eigenen, doch ebenfalls erst durch ihn aus Thessalien verstärkten Reiterei, erhob es sich dann aber selbst über die bis dahin hochausgebildete, griechische Taktik zur vollen Herrschaft.

So weit die Nachrichten verlauten, zählte das Heer über 30,000 Mann Fusssoldaten und etwa 3000 Mann Reiter; dabei theilten sich erstere in die stets an Masse das Centrum der Schlachtordnung bildenden schwer Gerüsteten (Hopliten, Phalangiten), in leichter Gerüstete oder „Hypaspisten“ und in Schützen. — Die eigentlich makedonische Cavallerie behauptete sich als schwer Gerüstete; daneben bestanden leichtere Trupps, die „Sarrissophoren“, deren Zahl sich allmähig von 800 bis auf 1200 steigerte.

Auch die Bewaffnung aller dieser Corps war, wie anzunehmen ist, im Wesentlichen der der Griechen nachgebildet; dennoch hatte sie manche Besonderheiten bewahrt, wodurch sie sich

<sup>1</sup> F. Hermann. Staatsalterth. §. 146. not. 2. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 285. — <sup>3</sup> H. Nast. Einleitung. S. 261; S. Köpke. Kriegswesen. S. 235 ff. — <sup>4</sup> W. Rüstow u. H. Köchly. S. 232 ff. — <sup>5</sup> W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgesch. I. S. 169 ff. — <sup>6</sup> Vergl. F. Hermann. Culturgesch. S. 206 ff.

nicht nur national unterschied,<sup>1</sup> sondern jene auch wohl im Ganzen an Zweckmässigkeit übertraf.

So entbehrte die Rüstung sogar der Phalangiten der bei den Griechen für diese Truppengattung (Hopliten) doch stets gebräuchlichen metallnen Brustbepanzerungen. Statt dessen trugen sie je einen nur ledernen Koller, der, wie es scheint, lediglich vor der Brust (und zwar auch hier nur stellenweis) mit erzen Beschlügen versehen war. Dazu führten sie, ganz nach iphikratischer Anordnung, den mit einer Erzplatte benagelten kleinen Kreisschild von etwa 2 Fuss Durchmesser; ausserdem, statt eines metallnen Helms, die filzne, makedonische Kausia (S. 722). Die Beine schützten leichte — ob ebenfalls iphikratische? — Schienen. Ihre Trutzwaffen bildeten ein kurzes Schwert, vor allem aber die „makedonische Sarisse“: Ein Spiess von mindestens 14 bis 16 Fuss Länge.<sup>2</sup>

Das leichtere Linienvolk (Hypaspisten) scheint demzufolge, ähnlich den Peltasten des Iphikrates, den diesen eigenen Linnenpanzer, deren Fussbekleidung und langes Schwert, und (nächst der makedonischen Kausia) auch den Peltastenschild, dazu aber gegensätzlich zu jenen, einen nur kurzen Handspiess getragen zu haben. Insofern indess diese Truppe als ständige Beigabe des Königs gleichsam als dessen Schildknappen oder Trabanten mitrangirte, mag sie wohl im Ganzen oft reicher ausgestattet gewesen sein, wie die Gesammtmasse jener dem Hofstaat ferner stehenden Krieger.

Neben diesen Abtheilungen zerfiel die der Schützen in „agrianische Akontisten“ (Speerschützen) und in makedonische Bogenschützen. Von beiden, welche den niederen Volksklassen angehörten, wurden sodann vermuthlich die ersteren, doch auch nur zum Theil und nach jeweiligem Bedürfniss, gleichfalls mehr oder minder peltastisch armirt.

Die Ausstattung der schwerbewaffneten Cavallerie entsprach im Wesentlichen nicht minder der der griechischen, doch scheint letztere ausschliesslich die Stosslanze geführt zu haben; die Sarissophoren kämpften dagegen stets mit dem von den Infanteristen getragenen, 14 bis 16 Fuss langen Speer. —

In der Weise gerüstet befand sich das Heer, als Alexander den Thron seines Vaters bestieg.<sup>3</sup> Ohne darin wesentliche Veränderungen zu treffen, war er jedoch zunächst darauf bedacht es für seine orientalische Unternehmung zu theilen und zugleich

<sup>1</sup> Hierbei ist wiederum, im Gegensatz zu den Griechen, der Mangel vollständiger Plattenrüstung bemerkenswerth, so dass also diese auch wohl die Makedonier da, wo sie bei ihnen erscheint, von jenen entlehnt haben werden (vergl. oben S. 755). — <sup>2</sup> Nach einigen Autoren bis 24 Fuss lang; vergl. jedoch die einleuchtende Untersuchung darüber bei W. Rüstow u. H. Köchly. S. 238. not. 17 ff. — <sup>3</sup> Dieselben S. 244 ff.

durch Bundestruppen und Herbeiziehung fremder Söldner zu verstärken. Demnach zog er thessalische Reiterei und thrakische Hilfsvölker (Fusstruppen und leichte Reiterei), Pharsalier, Päonier u. a. heran. So bekam dasselbe denn allerdings ein bei weitem bunteres Ansehn, als es vordem jemals gehabt. Eine derartige Buntheit nahm indess noch während des Zuges selbst, durch Einreihung der in Asien unterworfenen Stämme, fortdauernd in steigendem Maasse zu. Die dadurch herbeigeführte verschiedenartige Vermehrung der Truppenmasse wie die örtlich auf das mannigfachste bedingte Verwendung derselben blieb dann aber im Ganzen auch hier nicht ohne Folgen für deren Gliederung und Bewaffnung. Die Unerlässigkeit einer besonders im plänkleren geübten leichten Reiterei hatte sich bald herausgestellt. Sie ward nunmehr zum grösseren Theil aus Asiaten gebildet. Abtheilungsweise ordnete man sie als Speer- und Bogenschützen den anderen Corps zu (330 v. Chr.). Im weiteren Verfolg der arrianischen Eroberungen wurde die Armee ferner aus „Baktier, Paropomisaden, Arachosier, Sogdianer, dahische Bogenschützen“ u. a. vielfach rekrutirt, auch durch indische Reitertruppen ergänzt, — ja aus so vielerlei Nationalitäten zusammengesetzt, dass dagegen endlich der alte Kern gleichsam zu einem Häuflein einschmolz: Ueberall entstanden neue Corps unter neuen Befehlshabern. Neben den „Garden“ und „Eliten“ wurden (wie die ihrer silbernen Schilde wegen so genannten „Argyraspiden“) oft prächtig genug geschmückte Leibtruppen („Hofhypaspisten“) Pagen, Leibwächter u. s. w., daneben aber auch Strafcompagnien, „Corps der Unrangirten“, in wechselnder Folge gebildet. Nächst dem Sold kamen, ganz nach asiatischer Weise, Ehrengeschenke aller Art auf die Tagesordnung; dergleichen wie bei Alexander selbst, so auch bei den Oberbefehlshabern die reichere, persische Tracht und Bewaffnung allmählig in Aufnahme (S. 267). Ungeheure Massen von Kriegsgeräth ward erfordert; zum Tross gesellten sich Weiber und Kinder. Endlich steigerte sich auch deren Zahl zu einer kaum überschaubaren Menge. —

Mit dem Tode Alexanders löste sich auch sein Heer.<sup>1</sup> Durch die Feldherrn zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zersplittert, kämpfte es fortan gleichsam gegen sich selbst. — In den europäischen-hellenischen Staaten dagegen bestanden schon lange fast einzig noch Söldner. Auf ihre Taktik und Rüstungsweise hatten jene asiatischen Kriege indess weniger Einfluss ausgeübt. Hier herrschte zumeist auch noch später die vormakedonische, mehr selbständig griechische Art. — In Makedonien aber, so unter Pyrrhos,<sup>2</sup> hatte jedoch um so mehr die alexandrische Vereinigung makedonischer und asiatischer Nationalwaffen vollauf Be-

<sup>1</sup> W. Rüstow u. H. Köchly. S. 336 ff. — <sup>2</sup> Derselbe. S. 358 ff.

stand. Hier dann bildeten erstere auch fernerhin, als schwerer Gerüstete, den eigentlichen Kern, letztere aber nebst vielen andern, ja selbst gallischen Söldnerschaaren, die wohl zumeist berittenen, leichter gerüsteten Abtheilungen. — —

3. Den vielfachen Wandelungen gegenüber welche das Kriegswesen als vorzugsweise integrierender Theil der Staatsverwaltung zugleich mit dieser bis zu ihrem gänzlichen Verfall durchmachte, behauptete das eigentliche kultliche Verhalten der Griechen<sup>1</sup> als eine bereits seit ältester Zeit mit deren privatlichen Beziehungen innig verschmolzene und nur so in das Staatsleben derselben übergegangene, aber schon traditionell mehr durchgebildete Bethätigung, einen auch bei weitem festeren Bestand: — „Von einer kirchlichen Dogmatik, die die Priester lehren, von einem orthodoxen Glauben, den sie zu bewahren verpflichtet gewesen wären, ist im griechischen Alterthum nicht die Rede. Die Götter, die seit der Väter Zeiten im Staat galten, anzuerkennen und zu verehren, ihnen den Kult zu weihen, der nach altem Brauch ihnen zukam, das war die einzige Forderung, die der Staat und die Priesterschaft an die Bürger stellte, und diese Forderung konnte jeder mit gutem Gewissen erfüllen, da ihm über die Weise wie er sich die Götter dächte und über die Bedeutung, die die Kultgebräuche für ihn hätten, kein Glaubensbekenntniß abverlangt und keine Glaubensregel vorgeschrieben wurde. Das Gemeinsame und Bindende, die Basis, auf welcher sich der Gebildete mit dem Volke zusammenfand, war nur die Verehrung der alten Götter in den hergebrachten Kultusformen und diese war bei dem einen wie bei dem andern,“ — ja bis zur Entartung und dem gänzlichen Untergange des Kultus,<sup>2</sup> — „gewiss zumeist eine wahrhaft fromme und herzliche.“<sup>3</sup>

Wenn indess ursprünglich (in homerischer Epoche) die Ueberwachung und Ausübung des Kultus nur wenigen Priestern einzelner Tempel sammt den Königen und den Gliedern ihres Geschlechts überlassen blieb, die Darbringung von Opfern an die Götter aber jedem Einzelnen unbehindert verstattet war (S. 456), so hatte doch die im Laufe der Zeit gesteigerte Mannigfaltigkeit und zunehmende Pracht desselben eine grössere Anzahl spezieller damit beauftragter Personen nothwendig gemacht. Gleichwie sich jedoch die priesterliche Würde und Befugniss in jenen alten Geschlechtern nur als angestammtes Gewohnheitsrecht vererbte, ohne

<sup>1</sup> Namentlich dafür dürfte es allein genügen auf F. Hermann, Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen. Heidelberg. 1846 (als Theil II. der Antiquitäten u. s. w.) zu verweisen. Hier ist das Quellenmaterial im Ganzen und Einzelnen in vollständigster Uebersicht gegeben und zugleich scharf kritisch verarbeitet. Dazu die allgemeinere Entwicklung der religiösen Verhältnisse in desselben Verf. Culturgeschichte des klassischen Alterthums. I. S. 46 ff. — <sup>2</sup> Derselbe: Gottesdienstl. Alterth. §. 12 ff. — <sup>3</sup> Vergl. F. Schömann. Das sittlich religiöse Verhalten der Griechen. Greifswald. 1848. S. 19 ff.

diese dadurch selbst als höhere, etwa göttlich Geweihte, aus dem ihnen überhaupt eigenen Kreise ihrer Gerechtere herauszuheben, ebensowenig erhob sie auch die ihnen nunmehr vom Staate zugewiesene, gottesdienstliche Stellung über die der staatlichen Beamten im Allgemeinen. „Es gehört aber dies wiederum wesentlich zu dem Charakterzug der Freiheit, der sich in allen Institutionen Griechenlands von Anfang an erkennbar darstellt. Bei allen, namentlich orientalischen Völkern gab es ein für sich geschlossenes, geheiligtes Priesterthum, welches nach fester Satzung das Volk als Herrn und Lehrer beherrschte. Bei den Griechen gab es nichts so festes; die Priester machten keinen geschlossenen Stand aus, sie wurden meistens durch jährliche Wahl bestimmt, und wenn auch in einzelnen Fällen gewisse Geschlechter zur Priesterschaft eines bestimmten Gottes ausschliesslich berufen waren, so gab dies nur den Ehrenvorzug der Opfer, höchstens einen vorübergehenden Einfluss durch die Deutung der Orakel, niemals Gelegenheit zur bleibenden Leitung des Volks.“<sup>1</sup>

An der Spitze der eigentlichen Staatsbeamten des Kultus,<sup>2</sup> deren Menge sich mit der allmäligen Vermehrung der Kulte und der damit verknüpften Zunahme der Tempel sammt deren Besitzthum u. s. w. fast gleichmässig und nach sehr verschiedenen Richtungen hin bis zu einem allerdings ausserordentlichen Maass steigerte, standen vor allen die mit der Gesamtverwaltung aller darauf Bezug habenden Aeusserlichkeiten betrauten und so den verschiedenen Tempeln je vorgesetzten Hieromnemonen. Ihnen folgten zunächst, als Verwalter einzelner Kulte im staatlichen Interesse, die Epimeläten oder Kuratoren, und erst nach diesen in langer, vielgegliederter Reihe die ihnen wieder mehr oder minder untergeordneten Tempelbaumeister, Tempelwächter, Schatzmeister u. s. w.; endlich die namhafte Zahl der ihrer muthmasslichen Funktion nach gleichsam den Uebergang zu den eigentlichen Priestern bildenden Hierapolen. Ihr Amt, vielleicht dem einer Aufsichtsbehörde nicht unähnlich, scheint sich vornämlich darauf beschränkt zu haben, bei Opfern und Festlichkeiten, welche von der Gemeinde bestritten wurden, diese nur gottesdienstlich zu vertreten, wohingegen denn eben die Priester stets die Stelle des Gottes selbst, gewissermaassen als sein lebendiges Symbol, einnahmen und kultlich durchführten. — Noch andere Aemter erforderten wiederum die je von Staatswegen zu veranstaltenden grossen Opferschmäuse, die öffentlichen Schaustellungen und Festspiele, wie denn namentlich in Athen sogar die Käufer der dazu erforderlichen Opferthiere durchaus noch nicht zu der Klasse der untergeordneten Beamten zählten.

<sup>1</sup> C. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. II. S. 6 ff. — <sup>2</sup> F. Hermann. Gottesdienstl. Alterth. §. 11 ff.

Anschliessend an diesen mehr rein staatlichen personalen Geschäftskreis theilten sich sodann die eigentlich ausübenden Personen des Kultus<sup>1</sup>, je nach den ihnen obliegenden oder von ihnen selbst gewählten Verrichtungen, hauptsächlich in die den Verkehr zwischen der Menschheit und den Göttern leitende und befördernde, theils männliche, theils weibliche Priesterschaft und in die zwar seit ältester Zeit damit zusammenklingende, doch auch allmählig davon selbständig abgezweigte Klasse der Weissager und Zeichendeuter. So folgereich sich nun auch die den Zuletztgenannten eigene Art der Vermittelung zunächst durch Begründung fester Orakelstätten<sup>2</sup> schon in vorhistorischer Epoche<sup>3</sup> herausgebildet hatte, so büssten doch diese weiteren Vertreter derselben, durch deren wachsendes Unwesen selbst herbeigeführt, wenigstens im Allgemeinen sehr bald, die höhere Achtung öffentlicher Meinung ein. Der Priesterschaft hingegen blieb sie von vornherein schon durch die sie mehr bindende Funktion bei weitem länger gesichert. Indem man sie aber ihr als dem eigentlichen Organ des religiösen Kultus überhaupt dauernder bewahrte, übertrug man sie denn selbstverständlich zugleich auch auf die so durch sie (allerdings scharfsinniger) gepflegte Art der Weissagung. Auch nur ihr allein lag der unmittelbare Dienst in den Tempeln wie die Ausübung aller damit verbundenen gottesdienstlichen Gebräuche ob.

Aus dieser von den Priestern eingenommenen Stellung als einer den Göttern wenigstens näher gerückten Beamtenklasse und so von den eigentlich staatlichen Verwaltern des Kultus immerhin (anschauungsweise) ausgezeichnet, hatten sich indess auch namentlich für sie ganz bestimmte Forderungen nicht nur in kleidlicher, als vielmehr auch in körperlicher Beziehung ergeben. Abgesehen von anderweitigen Eigenschaften, welche ihre Wahl wesentlich mitbedingte, galt dazu doch stets, als ein Hauptforderniss<sup>4</sup>, vollkommene Makellosigkeit der Gestalt. Gleichwie man sich den Gott in voller Schönheit dachte, so auch sollte sein Vertreter ihm und seinen Verehrern selbst äusserlich durchaus würdig und angenehm erscheinen; ja an einzelnen Orten, so in der Stadt Aegion in Aachaia<sup>5</sup> und in Thebä<sup>6</sup> wählte man eben deshalb für gewisse Götter vorzugsweise nur jugendliche, noch unbärtige Knaben. Ueberhaupt aber pflegte man das Priesterthum je abhängig von dem eigentlichen Wesen seiner Gottheit, obschon

<sup>1</sup> F. Hermann. §. 33 ff. — <sup>2</sup> Vergl. u. a. D. Hüllmann. Würdigung des delphischen Orakels. Bonn. 1837; W. Götte. Das delphische Orakel in seinem politischen, religiösen und sittlichen Einfluss auf die alte Welt. Leipz. 1839; A. Arneth. Ueber das Orakel zu Dodona. Wien. 1840; W. Lassaulx. Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona. Würzburg. 1841. — <sup>3</sup> B. Friedrich. Realien. S. 454. ff. — <sup>4</sup> F. Hermann. §. 34. not. 3. — <sup>5</sup> Pausanias. VII. 24 (2). — <sup>6</sup> Derselbe. IX. 10 (2).

nicht selten durch Kinder, doch auch durch mehr oder minder bejahrte Personen zu bestellen.

Mit zu den persönlichen Vorrechten der Priester im Allgemeinen (denn einen Oberpriester kennt erst die Zeit des Verfalls) gehörte ein Ehrenplatz im Theater, wie bei allen öffentlichen Zusammenkünften, Volksversammlungen und Festen. Sodann aber zeichnete sie insbesondere im Amt, namentlich von der Tracht der Laien, die talarartige Weite ihrer ausserdem zumeist von Bissus (Linnen) gefertigten Gewänder,<sup>1</sup> deren Reinheit Glanz und Zartheit des Gewebes und (da sie stets mit unbedecktem Haupte fungirten) langes Haar nebst einer Bekrönung oder Umwindung desselben mit wollenen Binden ebenso schmuckvoll als festlich aus.<sup>2</sup>

Die Farbe der Gewänder, wenngleich durchgehend das schimmernde Weiss des sorgfältigst gebleichten Stoffes bewahrend, ward dennoch mitunter durch den Kultus bedingt. So wenigstens blieb, vielleicht nach alter homerischer Königssitte (S. 746), dem Jupiter Sosipolis in Magnesia, und demnach auch wohl dessen Priester, das Purpurgewand geweiht; ebenso spielte dasselbe nach anderen Zeugnissen eine nicht unwesentliche Rolle im Dienste der unterirdischen Götter. Wenn indess Aeschylus (Eumenid. 975) gewiss mit speciellem Bezug darauf der Athenä zum Chor sagen lässt

„Mit strahlendheller Fackeln Licht geleit ich dich  
Hinab zum Hades, zu der Todten dunklen Reich  
Mit Tempeldienerinnen, die in heil'ger Hut  
Mein Bild bewachen. Komme denn, du liebstes Aug'  
Des Thesaidenlandes, edelbürt'ge Schaar  
Von Mädchen, Frauen, greiser Mütter würd'ger Zug  
Mit eurer Purpurfestgewande Pracht geschmückt;“ —

und hiermit zugleich das vollständige Bild einer derartigen Feierlichkeit entrollt, so steht doch ausserdem zu vermuthen, dass sich in späterer Zeit auch noch fernere Priestergrade durch dies althergebrachte Repräsentativmittel höchster (königlicher) Macht auszeichneten (vergl. S. 418).

In ähnlicher Weise richtete sich auch die Beschaffenheit des Kranzes ganz nach dem Wesen der Gottheit, das man vertrat. Je nachdem diesem die eine oder die andere Pflanze als heilig galt, musste aus ihr auch der Kranz gewunden werden.<sup>3</sup> Damit übereinstimmend scheinen dann ebenfalls die wollenen Binden theils ihre Form, theils ihre Stelle am Körper (Haupt, Arme und Hüfte) gewechselt zu haben<sup>4</sup>.

Bei gewissen festlichen Gelegenheiten aber fand von Seiten der Priester und Priesterinnen selbst eine der Gestalt ihrer Gottheit durchaus entsprechende, wirkliche Verkleidung statt. In ihr

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 334 ff. — <sup>2</sup> F. Hermann. §. 35. not. 15 ff. —

<sup>3</sup> Ders. §. 24. not. 7. — <sup>4</sup> Ders. a. a. O.

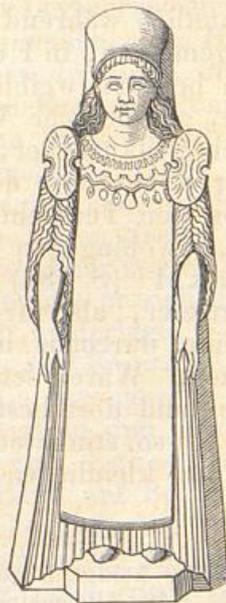
erschieden sie dann zwar dem Volke als eine lebendige Verkörperung des Gottes, doch sicherlich stets nur als in der Form eines ihr zur Schau gestellten Abbildes. Dahin gehörte u. a. der im tyrisch-syrischen Kulte tief wurzelnde Gebrauch auf Kos, dem Herakles nur in weiblicher Kleidung zu opfern,<sup>1</sup> wie der innig damit verbundene Kleiderwechsel seiner männlichen und weiblichen Verehrer (S. 210). Doch zählten zum ceremoniellen Apparate auch dieses Tempels, vermuthlich eben zur priesterlichen Repräsentation, die jenem besonders attribuirten Keulen.

So auch pflegte bei den grossen Mysterien am Tempel der Eleusinia der sie leitende Priester eine Maske der Demeter Kidaria anzulegen (Paus. VIII. 15), während z. B. die Priesterinnen der Artemis wiederum in der ihrer Göttin eigenen Tracht, mit Köcher, Bogen u. s. w.,<sup>2</sup> auftraten, und die libyschen Jungfrauen, als Dienerinnen der Minerva, doch insofern deren Tracht nachahmten, als sie sich (an Stelle der Aegis) mit rothgefärbten und mit Troddeln besetzten Ziegenfellen bekleideten.<sup>3</sup> Ganz dem ähnlich trugen denn wohl die Priesterinnen

Fig. 290.



Fig. 291.



des Apoll, wenngleich bei sonst allgemein üblicher, schmuckvoller Kleidung, doch wesentlich auch dessen bedeutsamsten Attribute (Fig. 290). — Wie indess mannigfache Kunstdarstellungen,

<sup>1</sup> Vergl. Chr. Movers. Untersuchungen über die Religion und die Göttheiten der Phönizier u. s. w. S. 453 ff.; vergl. O. Müller. Dorier. I. S. 452; F. Hermann. §. 36. not. 20. — <sup>2</sup> Heliodor. Aethiop. I. 2 ff. — <sup>3</sup> A. Böttiger. Amalthea. II. S. 212.

so eine Terrakotte, welche die Hera von Aegion in Achaia darstellt<sup>1</sup> (*Fig. 291*), anzudeuten scheinen, war die kleidliche Ausstattung der Götter und Göttinnen keineswegs durchgehend eine gleiche, vielmehr je nach Zeit, Oertlichkeit und Stamm ziemlich verschieden.<sup>2</sup> Somit dürfte aber auch jenes kleidliche Verhältniss keinem geringeren Wechsel unterworfen gewesen sein.

Das nächst den Priestern zur Ausübung des Kultus erforderliche anderweitige Tempelpersonal,<sup>3</sup> wie insbesondere die bei den Opferungen nothwendigen Assistenten, die „Widderträger“ u. s. w., wurde zum Theil nur für den jeweiligen Zweck, jedoch stets unter der allgemein priesterlichen Bedingung körperlicher Schönheit,<sup>4</sup> aus der Gemeinde ergänzt. Dabei umfasste sodann die den Tempeln dauernd zugeordnete Dienerschaft, je nach den Kulte aus Männern und Weibern bestehend, hauptsächlich einerseits die Neokoren (Küster), Herolde, Sänger, Musiker, ja in späterer Zeit auch Schlächter, Weinschenker u. s. f.; andererseits, so namentlich im Kulte der weiblichen Gottheiten, die zu deren Dienst vorzugsweise bestellten oder sich ihm freiwillig geweihten Hierodulen.<sup>5</sup> Die Tracht aller dieser Personalien scheint indess keinen wesentlichen Bestimmungen unterlegen zu haben. Es verstand sich natürlich von selbst, dass sie sich sämmtlich während der gottesdienstlichen Verrichtung, dieser stets angemessen, in Festgewänder kleideten. Doch hatte vermuthlich bei den weiblichen Hierodulen zugleich auch jene oben berührte, gottähnliche Verkleidung in weiterem Umfange statt.

Noch willkürlicher, wenn immerhin allgemein priesterlich, war aber wohl sicher die äussere Erscheinung der sich unabhängiger von den Tempeln bewegenden Wahrsager und Zeichendeuter,<sup>6</sup> wohingegen dann die mit diesen Stätten verbundenen Orakel<sup>7</sup> (S. 783) doch wiederum nicht nur für deren Leiter und Vertreter, als für die damit verknüpften Ceremonien überhaupt eine durchaus bestimmte, auch kleidliche Repräsentation erforderten. Waren letztere nun auch unter sich, abhängig von dem hier und dort bestehenden Lokalkulte, im Einzelnen verschieden,<sup>8</sup> so stimmten sie im Ganzen und insbesondere hinsichtlich der kleidlichen Gebräuche wohl zumeist mit den Bedin-

<sup>1</sup> Th. Panofka. Von dem Einfluss der Gottheiten auf die Ortsnamen (Abhandlg. der königl. Akademie der Wissensch.). Berlin. 1842. S. 9. Taf. I. Fig. 10. — <sup>2</sup> Im Allgemeinen würden somit wohl die Kunstdarstellungen der Götter auch zugleich maassgebend sein für die diesfällige Tracht ihrer Priester. S. daher die Reihe bei O. Müller u. Oesterlei. Denkmäler. B. Taf. 1 ff. — <sup>3</sup> F. Hermann. §. 36 ff. — <sup>4</sup> Vergl. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XIII. — <sup>5</sup> A. Hirt. Die Hierodulen. Mit Beil. von A. Böckh u. Ph. Buttmann. Berlin. 1818; J. Kreuser. Der Hellenen Priesterstaat mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hierodulen. Mainz. 1824. — <sup>6</sup> F. Hermann. §. 37 ff. — <sup>7</sup> Derselbe. §. 40 ff. — <sup>8</sup> Vergl. O. Müller. Die Dorier. I. S. 218 ff.; F. Hermann. §. 40. not. 22; dazu über die orientalischen Orakel in Syrien u. s. w.; W. Götte. Das delphische Orakel. S. 132 ff.

gungen der vornehmsten dieser Stätten — mit denen des pythischen Appollo zu Delphi — überein.

Bei dieser war es die Ausstattung des weissagenden Weibes, der „Pythia“ selbst, auf die sich die priesterlichen Vorschriften zunächst erstreckten. Ursprünglich nahm man nur Jungfrauen, später indess nicht unter fünfzig Jahr alt, die aber trotzdem in der Kleidung stets jugendlich erscheinen mussten.<sup>1</sup> Dabei bestand ihr Anzug in einem langen, kurzermeligen Chiton, einem gestickten Mantel darüber und einer schuhförmigen Fussbekleidung.<sup>2</sup> — Mit aufgelöstem Haar, doch erst nachdem sie Lorbeerblätter gekaut und aus der heiligen Quelle getrunken, bestieg sie den von Dampf und Lorbeerzweigen umhüllten Dreifuss. Ihre Antworten waren nur kurz und vereinzelt. Erst von den Propheten und dessen Beiständen gedollmetscht, erhielten sie die (je nach dem Loos) im Vorgemach harrenden Fragsteller.

Ehe es indess diesen überhaupt gestattet ward, das Heiligthum zu betreten, mussten sie dem Gotte vor allem reichlich opfern, sich selbst aber besonderen Reinigungen und Waschungen unterziehen.<sup>3</sup> Auch an den Eingängen zum Tempel befanden sich Weihbecken, aus denen die Priester (vermittelst eines Wedels) die Eintretenden benetzten. Diese erschienen zwar reich geschmückt, doch durften sie sich der mit Lorbeerzweigen gezierten Pforte nur mit verhülltem Gesichte nähern. Das Haupt mit einem Lorbeerkranze umwunden und in der Hand theils Lorbeerzweige oder mit Binden umschlungene Kränze haltend, wurden sie unter dem betäubenden Klang von Pauken und Trompeten in die Halle, vor die in Dämmerung gehüllte Pythia, geführt.

Auf den Empfang der Antworten erfolgten abermals glänzend ausgestattete Opfer und Feste. Auch sie waren Sache des Fragenden. Bekränzt, wie er erschienen, so auch zog er von dannen. Erst in der Heimath angelangt entledigte er sich des Kranzes, wo er ihn dann im Tempel des Apoll niederlegte. —

Einen noch bei weitem ausgedehnteren Ceremonial-Apparat als die Spruchorakel hatten neben diesen die sogenannten Traumorakel<sup>4</sup> entwickelt. Mit zu den wichtigsten und geachtetsten derselben zählte das des Throphonios von Lebadea.<sup>5</sup> Wie jedoch die Orakel überhaupt mit allen ihren auf Betäubung der Sinne abzweckenden, physikalischen Geheimkünsten<sup>6</sup> ihre einzige Stütze im Aberglauben fanden, so war dieser auch gleichzeitig mit eine ergiebige Existenzquelle für eine grosse Zahl von

<sup>1</sup> W. Götte. a. a. O. S. 79. — <sup>2</sup> S. u. a. P. Jahn. Vasenbilder Hamburg. 1839. S. 1 ff. Taf. I.; vergl. Th. Panofka. Griechinnen u. s. w. Taf. II. Fig. 11. Eine Reihe darauf bezügl. Darstellungen bei J. Overbeck. Gallerie heroischer Bildwerke. Atlas. Taf. XXIX. — <sup>3</sup> S. W. Götte. Das delphische Orakel. S. 102 ff. — <sup>4</sup> F. Hermann. §. 41 ff. — <sup>5</sup> O. Müller. Orchomenos u. s. w. S. 150—160. — <sup>6</sup> S. besonders die Schilderung bei W. Götte. Das delphische Orakel. S. 100 ff.; S. 135 ff.

Individuen geworden, die ebenfalls unter dem Scheine geheimer Wissenschaft und in den mannigfaltigsten Gestalten das Volk theils unmittelbar, durch frömmelnde Bettelei, theils mittelbar, durch Verkauf von Amuleten u. dergl., auf alle nur mögliche Weise brandschatzten.

Unter den so feilgebotenen Amuleten<sup>1</sup> nun, denen man je nach ihrer Beschaffenheit besondere Heilkräfte oder jegliches Uebel abwehrenden Zauber und Gegenzauber zuschrieb, stand vorzugsweise der Amethyststein in hoher Achtung.<sup>2</sup> Von diesem auch glaubte man, dass er gegen Trunkenheit schütze. Zu dem Ende trug man ihn (bald in Form eines Ringes am Finger, bald an einer Schnur am Halse) vornämlich bei Trinkgelagen. — Nächst den Amethysten nahmen andere, mit geheimen Zeichen versehene Ringe keine unwesentlichere Stelle ein;<sup>3</sup> daneben aber, als ein Hauptmittel gegen Bezauberung, die verschiedensten, oft skurrilsten Nachbildungen des männlichen Zeugungsgliedes (Phallos).<sup>4</sup> Indem man sich ihrer und so hauptsächlich bei Kindern zum Schutz gegen Fascination bediente, benutzte man sie zugleich zu einer Art Halszier. Demnach wurden sie aus den verschiedensten Stoffen, ja nicht selten sogar von edeln Steinen, Gold u. s. w. oft ziemlich kunstvoll hergestellt. —

Alle diese und andere Zauberkünste, die mit den Fortschritten der Wissenschaft eher zu- wie abnahmen, fanden indess grösstentheils ihren Schutz im Anschluss an die nach Griechenland übertragenen, sich hier aber immer weiter verbreitenden, ausländischen Kulte. Ihnen dann gehörten zumeist auch jene oben erwähnten bettelhaften Personen an. Sie, männlichen wie weiblichen Geschlechts, insbesondere in spätester Zeit nicht selten zu ganzen Banden vereinigt, suchten ihr Bestehen aber um so mehr unter einem Schein des Aussergewöhnlichen zu sichern, als sie weder der Staat, noch die herrschende Religion schützte. In solcher Weise denn wurden vor allen die vorgeblich im Dienste der „syrischen Göttin“ die westlichen Länder durchziehenden Schaaren der Gallen oder Cybelen auch ihres wahrhaft zigeunerischen Auftretens wegen in weitestem Sinne berüchtigt. Gewiss ähnlich wie sie der allerdings erst späte Apulejus mit lebendigen Farben schildert,<sup>5</sup> waren sie somit auch wohl sicher lange vor ihm den europäischen Griechen bekannt:<sup>6</sup>

„Der Bande voran ging ein Trompeter, der ihre Ankunft in den Dörfern, an den Meierhöfen, oder auch in den Gassen einer Stadt mit seinem Blasinstrumente, einem krummgewundenen Horn, in der Gestalt einer Schlange, ausposaunte. Ihm folgten in phan-

<sup>1</sup> F. Hermann. §. 42. not. 17. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 294 (32). — <sup>3</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften (3. Aufl.) III. S. 411 ff. — <sup>4</sup> J. Emele. Ueber Amulete und was darauf Bezug hat. Mainz 1827. M. Abbildgn. S. 28; S. 42 ff. — <sup>5</sup> Ch. Movers. Untersuchungen über die Religion u. s. w. S. 681; vergl. oben. S. 418. — <sup>6</sup> Vergl. F. Hermann. §. 42. not. 13.

tastischem Aufzuge die bettelnden Priester und Gallen mit ihrem Oberhaupt; der Esel, welcher das verschleierte Symbol der Göttin sammt dem Bettelsack trug, in ihrer Mitte. Sie waren in buntpfarbige Frauengewänder gekleidet, Gesicht und Augen gleichfalls nach Frauenweise bemalt, den Kopf mit gelben, leinenen u. a. Turbanen umwunden; andere trugen weisse Kleider, vorn mit der rothen, herabhängenden Clava<sup>1</sup> geschmückt. Die Arme waren bis zur Schulter aufgestreift; grosse Schwerter und Beile, auch die Geissel, dann Klappern, Pfeifen, Cymbeln oder Tympanen in den Händen, zogen sie mehr tanzend als gehend unter dem Schall einer wilden Musik die Strasse.“ — „An einem Meierhofe angekommen stellen sie ihre Gaukeleien an. Ein misshelliges Geheul eröffnet die Scene. Dann fliegen sie wild durcheinander, das Haupt tief zur Erde gesenkt, aber in Kreisen sich herumdrehend,<sup>2</sup> so dass das aufgelöste Haar durch den Koth schleift. Dabei zerbeissen sie sich zuerst die Arme und zerschneiden sie zuletzt mit den zweischneidigen Schwertern die sie zu tragen pflegen. Dann beginnt eine neue Scene. Einer von ihnen, der es in der Raserei allen zuvorthuet, fängt unter ächzen und stöhnen an zu prophezeien, er klagt sich öffentlich seiner begangenen Sünden an, die er durch die Züchtigung des Fleisches bestrafen will, nimmt die knotige Geissel, welche die Gallen bei sich führen, zerschlägt den Rücken, zerschneidet sich mit Schwertern, bis das Blut von dem verstümmelten Körper heruntertrief. Das Ende vom Ganzen ist eine Kollekte. Einige werfen ihnen Kupfer-, Andere auch wohl Silbermünzen in den vorgehaltenen Schooss, Andere bringen Wein, Milch, Käse, Mehl herbei, was sie gierig zusammenraffen, in dem dazu bestimmten Säckel neben der Göttin dem Esel auf den Rücken legen, dann bis zum nächsten Dorf oder Landhaus weiter ziehen, wo das ganze Ceremoniell aufs Neue wiederholt wird. Am Abend in der Herberge angekommen, entschädigen sie sich durch einen Schmaus von den blutigen Kasteiungen des Tages und, wenn es ungesehen geschehen kann und die Gelegenheit ihnen einen geeigneten Bauernburschen zuführt, treiben sie unnatürliche Unzucht und andere Ausgelassenheiten.“ —

Neben diesen Arten von betrügerischer Bettelei und dem Verkauf jener Amulete verschmähte nun die öffentliche Mantik im weitesten Sinne ausserdem kein Mittel um sich ihre Existenz zu sichern. Sie sogar suchte sich den Schein einer selbst den Willen der Götter bestimmenden, magischen Gewalt zu gewinnen.<sup>3</sup> Vorgebend im Besitz ihn leitender Bann- und Zaubersformeln zu sein, maass sie sich zugleich die Kunst der Fernwir-

<sup>1</sup> Ein breiter Purpurstreif: s. d. f. Kapitel. — <sup>2</sup> Vergl. die ähnliche Beschreibung eines persischen Tanzes bei Xenophon. Anabas. VI. 1. 10; Heliodor. Aethiop. IV. 7. — <sup>3</sup> F. Hermann. §. 42. not. 18.

kung, die Kraft durch gewisse symbolische Handlungen den menschlichen Willen nach Belieben zu lenken, in unbegrenzter Ausdehnung an. Dabei bestanden ihre Geheimmittel, nächst gewissen Zeichen und zum Theil gänzlich unverständlichen, doch seltsam klingenden Sprüchen, vornämlich in dem Gebrauch pflanzlicher Stoffe, dem Tragen von Eppich<sup>1</sup> u. s. w. und in eigens zubereiteten Tränklein und Elixiren. Einzelnen dieser letzteren, aus Zauberkräutern gepresst, schrieb man vorzugsweise die Wirkung zu, Liebe zu erregen oder erloschene Liebe wieder zu erwecken.<sup>2</sup> Zu gleichem (häufiger versuchtem) Zweck wurde ferner auch das Verbrennen gewisser Zweige oder des wächsernen Bildes des geliebten Gegenstandes als besonders wirksam empfohlen. — Als eine magisch bedeutsame Geberde<sup>3</sup> galt das Ineinander-schlingen der Hände, das Falten derselben u. dergl. mehr. —

Sehr verschieden von allen derartigen Gebräuchen, die, als mehr gewaltsame, den frommeren Griechen wohl auch als unheilig erscheinen mussten, waren natürlich die mit ihrer herrschenden Religion verbundenen, rein gottesdienstlichen Ceremonien.<sup>4</sup> Sie, unmittelbar hervorgegangen aus ihrer Anschauungsweise der Götter und so auf uraltem, traditionell geheiligtem Brauch beruhend, kamen somit auch bei jeder besonderen kultlichen Handlung in einer stets nur ihr angemessenen und demnach je eigenen, doch immerhin allgemein gültigen Weise zur Erscheinung. Dies war denn nicht allein wiederum in der Tracht, als vielmehr noch in der Geberde und zwar dabei noch um so entschiedener der Fall, als diese sich stets ganz bestimmt gegen die Götter richtete, denen man diente und man sich eben diese, je nach ihrem Wirkungskreise, zugleich als auch örtlich begrenzte dachte. Hierdurch zunächst war selbst die Form des Gebetes, das Anflehen derselben eine durchaus bedingte:<sup>5</sup> Während sie bei den olympischen Göttern erforderte, dass man beide Hände, flach zurückgebogen, gen Himmel erhob,<sup>6</sup> bestimmte sie für die Beherrscher des Meers, dass man die Arme vorwärts strecke,<sup>7</sup> für die unterirdisch thronenden Mächte indess, mit dem Fusse gegen die Erde zu stampfen.<sup>8</sup> Alles dies musste in aufrechter Stellung geschehen.<sup>9</sup> Dagegen wurde die sitzende Stellung als ein Zeichen der Trauer, aber verbunden mit einem Umschlingen der Knie oder einer Verschränkung der Arme, als Merkmal äusserster Trübniß und gänzlicher Niedergeschlagenheit betrachtet.<sup>10</sup>

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 113 (5). — <sup>2</sup> Ueber den Liebeszauber s. bes. A. Böttiger. Kleine Schriften. (2). I. S. 184; II. S. 248 ff.; F. Hermann. §. 42. not. 19. — <sup>3</sup> Vergl. A. Böttiger. a. a. O. I. S. 82; S. 87; A. Becker. Charikles. II. S. 125. — <sup>4</sup> F. Hermann. §. 21 ff. — <sup>5</sup> S. bes. O. Müller. Handbuch. §. 335 ff. — <sup>6</sup> A. Böttiger. Ideen zur Kunst-Mythologie. Dresden. 1826. S. 51: „Geberden bei der Adoration“; dazu derselbe: Kleine Schriften (2. Aufl.). II. S. 354 (56). — <sup>7</sup> B. Friedreich. Realien. S. 437. — <sup>8</sup> Ders. a. a. O.; W. Welker. Griech. Tragiker. S. 295. — <sup>9</sup> F. Hermann. a. a. O. — <sup>10</sup> O. Müller. Handbuch. a. a. O.; A. Becker. Charikles II. S. 125.

Wiederum andere Formen traten bei Flüchen und Eidschwüren,<sup>1</sup> noch andere zu diesen hinzu, wenn die an sich schon heilige Handlung mit Opfern verbunden ward. Dann erforderte, ganz abgesehen von ähnlichen Bedingungen wie sie für einzelne Fälle angeordnete Sühngebräuche<sup>2</sup> aufstellten, vornehmlich eben die Feier der Opferung auch für alle dabei Beteiligten eine zugleich kleidliche Repräsentation: Ausser Reinigungen und Waschungen die fast nach orientalischem Vorbilde sämtlichen gottesdienstlichen Aeusserungen der Griechen vorangingen, doch, wie es scheint, namentlich bei jenen besonderen Vorkommnissen<sup>3</sup> mehr den eigentlichen Mittelpunkt ausmachten, bestimmte der kultliche Zweck, dass der sich dem Gotte Nahende nicht minder geschmückt erscheine als dessen priesterlicher Vertreter selbst (S. 784). Vor allem aber sollte er nächst der von ihm im Allgemeinen zu beobachtenden weissen Festgewandung, mit letzterem einerseits die dem jedesmaligen Kultus entsprechende Bekränzung, andererseits die Umwindung mit wollenen Binden (ausgedehnt auch auf die Zweige die er während der Ceremonie trug) gleichmässig theilen.<sup>4</sup>

Eine noch weitere Ausdehnung der ceremoniell-kleidlichen Repräsentation hatten daneben schon früh, zum Theil ebenfalls innerhalb des Lienthums, die zahlreichen Feste<sup>5</sup> hervorgerufen, die, anschliessend an die Verehrung der Götter, in ihrer Ausstattung ebenso mannigfach wechselten, als sie sich je nach den verschiedenen Oertlichkeiten und Kulden in ganz bestimmter Weise von einander sonderten. Gleichviel ob sie, als öffentliche oder mehr private, von Einzelnen aus der Gemeinde, von dieser selbst oder, wie dies in späterer Zeit namentlich in Athen fast durchgängig der Fall war, von Seiten des Staats bestritten wurden,<sup>6</sup> blieb deren Oberleitung doch stets Sache damit besonders beauftragter, gewöhnlich zu dem Zweck erwählter und so neben dem dabei fungirenden, ständigen Priesterthum, mit amtlicher Befugniss versehener Personen.<sup>7</sup> Schon damit war eine kleidliche Auszeichnung verbunden. Sie indess bestand, ihrer nur jeweiligen Würde entsprechend, in einem mehr amtsmässigen Schmuck, als dass sie auf das Fest selbst, auf den Gott dem es galt, einen näheren Bezug gehabt hätte. Inwiefern aber dies in weiterem Umfange bei den Priestern der Fall war, wurde bereits oben angedeutet (S. 784); für die Laien hingegen ent-

<sup>1</sup> Vergl. u. a. A. Böttiger. Kleine Schriften (2). S. 252; A. Becker. Charikles. I. S. 388; F. Hermann. §. 22. — <sup>2</sup> F. Hermann. §. 23 ff. — <sup>3</sup> S. u. a. die Schilderungen bei C. Bötticher. Ueber das Heilige und Profane u. s. w. S. 4 ff.; O. Müller. Die Dorier. I. S. 327. — <sup>4</sup> Vergl. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XIII; besond. Fig. 7. — <sup>5</sup> M. G. Hermann. Die Feste von Hellas, historisch philosophisch bearbeitet u. s. w. Berlin. 1801; F. Hermann. Gottesdienstliche Alterthümer. §. 49. — <sup>6</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 224 (12). — <sup>7</sup> Ders. a. a. O. I. S. 487 (22).

schied gerade nach dieser Seite hin die Bedeutung der Festlichkeit allein, ja bei ihnen noch ganz bestimmt, ob sie nur mittelbar oder, durch selbstthätige Verherrlichung, unmittelbar daran Theil nahmen.

Zu den in historischer Epoche allen Hellenen gleich bedeutsamen und wichtigsten Feierlichkeiten zählten vor allen die vier grossen Nationalfeste: Die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele. — Die Gründung derselben, vermuthlich auf einer mit dem Kultus innig verknüpften politischen Vereinigung einzelner Stämme beruhend, verliert sich im tiefsten Dunkel vorgeschichtlicher Zeit. Der Sage nach galten schon Pelops, Herakles, Theseus und Adrastus, wie der nicht minder in Mythe gehüllte Iphitus als Begründer, ja zum Theil sogar schon als Wiederhersteller derselben. Um ihr zu ausserordentlichem Glanze gesteigertes Bestehen durchaus zu sichern, hatte man für ihre Dauer besondere Einrichtungen getroffen. Zu diesen gehörte, als eine der wichtigsten, der sogenannte Gottesfriede. Er gab der aus allen Theilen dazu herbeiströmenden Menge auch selbst während den wirrsten Zeiten des Krieges sicheres Geleit. So jeglicher persönlichen Gefahr überhoben, konnte jeder auf ihnen unbewaffnet erscheinen.

Die olympischen Spiele,<sup>1</sup> die sich mit Ausnahme weniger Pausen bis zur Regierung des Kaisers Theodosius (394 n. Chr.) alle vier Jahr wiederholten, wurden in Elis an dem seiner reizenden Lage wegen hochgerühmten Ufer des Alpheios begangen. Der Zutritt zu ihnen war, bis auf Alexander, allen ehrenhaften hellenischen Männern und Staaten gestattet. Nur verheiratheten Frauen und Jungfrauen blieb er versagt; ausgenommen den der Demeter Chamyne geweihten Priesterinnen. Doch war es den Weibern erlaubt eigene Gespanne zum Wettlauf zu stellen.

Die Begehung des Festes bedingte für Jeden, der auf demselben erschien, festlichen Schmuck. Wetteifernd darin entfalteten zunächst die Theoren, die Abgesandten der hellenischen Staaten, ausnehmende Pracht. Sie zierten reich gestickte Gewänder und Kränze, kostbare Wägen und, für die Dauer ihres Aufenthaltes, nicht minder prächtige Zelte.

Daneben erschienen die Ordner des Festes, insbesondere die Leiter der gymnischen Spiele und Wettkämpfe, die Hellanodiken, gleich wie die Gymnasiarchen,<sup>2</sup> mit Stab und Purpurmantel geschmückt. Ihnen beigeordnet waren Unterbeamte, Stabträger und Herolde, dazu bestimmt die Ordnung aufrecht zu halten.

In den Kampfspielen selbst trugen die Kämpfer, doch nur bis zu Olympiade 15 den Schurz. Seit dieser Zeit, wo der Zufall

<sup>1</sup> J. H. Krause. Olympia oder Darstellung der grossen olympischen Spiele. Wien. 1838. — <sup>2</sup> S. oben S. 751 am Ende.

ihn löste, <sup>1</sup> blieb für sie völlige Entblössung gymnisches Gesetz. <sup>2</sup>

Die Sieger wurden durch Preiskränze geehrt. Sie galten, im Gegensatz zu den früher (in homerischer Zeit) gebräuchlichen Preisen (S. 448), als eine Erfindung der Dorier; auch sollte in Olympia der erste Kranz und zwar in der siebenten Olympiade dem Dorier Daikles gegeben sein <sup>3</sup> (vergl. *Fig. 257*; *Fig. 258. b*; *Fig. 262. a*). Die Kränze waren aus den Zweigen des dort geheiligten, im Haine Attis ummauerten Oelbaums gewunden. Ihre Vertheilung geschah durch einen der Hellanodiken. Dabei umschlang er das Haupt des Siegers mit einer wollenen Binde, legte darüber den Kranz und in dessen Hand einen grünenden Palmzweig. Mit lautem Jubel, unter zuwerfen von Kränzen, Blumen und Guirlanden, ward er so von der Versammlung begrüsst.

Die pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele <sup>4</sup> waren den olympischen, als den unfehlbar ältesten und demnach wohl zuerst zu höherer Bedeutung gelangten, muthmasslich nachgebildet. Ausser einem bei ihnen stattgehabten Wechsel der Schaustellungen u. s. w. nach Zeit und Raum und dem vorherrschenden der einen oder der anderen <sup>5</sup> wiederholten sie sämmtlich, selbst bis ins Einzelne, die bei jenen üblichen Ceremonien. Eine gewisse Ausnahme davon machten indess später die Nemeen. <sup>6</sup> Da man sie seit der Zeit der marathonischen Schlacht mit zu einem Leichen-Agon umgebildet hatte, erschienen bei ihnen die Kampfrichter nicht mehr in die sie sonst allgemein auszeichnenden Purpurgewänder, sondern durchgehend in Trauerkleider gehüllt. In weiterem aber blieb bei allen diesen Festen der eigentlich kleidliche Unterschied hauptsächlich nur auf die Beschaffenheit der Preiskränze und auch dabei einzig auf ihren kultlich bedingten Wechsel der Pflanzenarten beschränkt: Bei den pythischen Spielen bestanden sie (mit Ausnahme eines goldenen Kranzes, den Jason für denjenigen Staat bestimmt hatte,

<sup>1</sup> Noch die Kämpfer Homers trugen den Schurz. „Die völlige Nacktheit kam zuerst bei den gymnischen Uebungen in Kreta und Lakedämon auf. Olymp. 15 verliert Orsyppus von Megara im Stadion zu Olympia den Schurz durch Zufall und wird dadurch Sieger; Akanthos von Lakedämon tritt nun im Diaulos gleich von Anfang an nackt auf und für die Läufer ward es seitdem Gesetz; bei anderen Athleten aber war die völlige Nacktheit noch nicht lange vor Thukydides aufgekommen“: O. Müller. Handbuch. §. 465 (4). „Selbst Alexander trug kein Bedenken, als er auf der Küste von Ilium den Göttern und Heroen Opfer brachte, im Wettlaufe um Achilles Grab sich jeder Hülle zu entledigen.“ C. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. II. S. 109. —

<sup>2</sup> S. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. II. ff.; Derselbe: Griechinnen. N. 19. Mit Abbildg. — <sup>3</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 301. — <sup>4</sup> J. H. Krause. Die Pythien, Nemeen und Isthmien aus der Schrift und Bildwerken des Alterthums dargestellt. Leipzig 1841. — <sup>5</sup> So u. a. bildeten bei den pythischen Spielen vorzugsweise musikalische Wettkämpfe den Mittelpunkt derselben. — <sup>6</sup> H. Krause. a. a. O. S. 107—165.

der dem pythischen Apoll den schönsten Stier liefern würde) <sup>1</sup> aus einem Geflecht von Lorberzweigen; bei den nemeischen, bis nach den Perserkriegen, aus Zweigen des Oelbaumes, von da ab aber aus Eppich; bei den isticischen, wo zugleich die Preisrichter bekränzt erschienen, in älterer Zeit ebenfalls aus Eppich, dann, wie erzählt wird, auch hier zunächst nach den Perserkriegen, aus Fichtenreis, später indess wiederum aus dem alten, geheiligten Eppich. — Dazu erhielten die Sieger bei allen Spielen die Palme; in den pythischen mitunter als besondere Zugabe noch Aepfel. <sup>2</sup> —

Ueber die kleidliche Mannigfaltigkeit der zahlreichen Sonderfeste wie sie fast jeder kleinere oder grössere Stamm im eigenen Bezirke beging, lässt sich kaum mehr im Ganzen, geschweige denn im Einzelnen mit Zuverlässigkeit urtheilen. Dass sie indess überall in höherem oder geringerem Maasse statt hatte, ist ebensowenig zu bezweifeln, als es darüber mindestens an Andeutungen nicht fehlt. Unter ihnen zeichneten sich insbesondere die peloponnesischen Feste wenigstens zum Theil noch ganz bestimmt durch eine unmittelbare Theilnahme des weiblichen Geschlechtes aus. So unter anderen in Achaja, Arkadien und Elis. <sup>3</sup> Namentlich unter den in zuletztgenannter Landschaft stattfindenden heiligen Spielen fielen einzelne den Weibern sogar durchaus anheim. Dahin gehörte vor allen das zu Ehren der Hera alle fünf Jahr wiederkehrende Fest der Heräa. Dies wurde von sechzehn auserlesenen Frauen und ebensoviel ihnen zugeordneten Dienerinnen geleitet. <sup>4</sup> In den dabei vorkommenden Spielen, die in Wettläufen bestanden, traten nur Jungfrauen auf. Sie, je nach dem Alter, zu Gruppen abgetheilt, erschienen dann einzig in dem wenig verhüllenden, hochgeschürzten, dorischen Chiton (*Fig. 248. b*). — Die Siegerinnen erhielten einen Oelzweig und einen Theil des Rindes, das der Hera geopfert ward. Auch blieb es ihnen verstatet, ihre Bildnisse öffentlich aufzustellen.

Unter den übrigen zahlreichen Festen des dorischen Peloponnes waren sodann einzelne mit einem scherzhaften Kleiderwechsel beider Geschlechter, andere, wie die vorzugsweise in Sparta gefeierten Gymnopädien mit Waffentänzen u. s. w. verbunden, welche die männliche Jugend völlig nackt, nur mit Helm, Schild und Schwert geschmückt, beging. <sup>5</sup> Wieder andere, wie namentlich Feste der Artemis, trugen selbst einen mehr blutigen Charakter. Er äusserte sich in einer Geisselung am Altare der Göttin, zum Theil in ziemlich gestrenger Form (*S. 739*).

Von allen griechischen Landschaften war jedoch Attika <sup>1</sup> am

<sup>1</sup> H. Krause. S. 38. — <sup>2</sup> Derselbe a. a. O. S. 49. — <sup>3</sup> F. Hermann. §. 51 ff. — <sup>4</sup> Vergl. Pausanias. V. 16 (1). — <sup>5</sup> F. Hermann. §. 52 ff. — <sup>6</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 338; dazu die Abbildg.; Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. IX. Fig. 3. — <sup>7</sup> F. Hermann. §. 54 ff.

reichsten mit Festfeiern versehen. Zudem hatten sie gerade hier, gefördert durch den eben dem ionischen Stamme besonders eigenen Hang zu prächtigen Schaustellungen und allen nur möglichen Arten von Lustbarkeiten, auch ein zu meist prunkvolles Gepräge gewonnen. Bei den Hauptfesten steigerte sich dies nicht selten bis zu äusserstem Pomp, ja zeitweise bis zur Erschöpfung der Staatskassen.<sup>1</sup>

Gleich schon mit dem Beginn des attischen Jahres nahmen die Festlichkeiten auch hier ihren Anfang. Bei ihnen entwickelte sich höchste kleidliche Pracht. Vor allen indess waren es die grossen und kleinen Panathenäen, wo sie den Glanzpunkt erreichte. Von diesen wurden die ersteren alljährlich, jene jedoch nur alle vier Jahr, dann aber unter Vereinigung der Gesamtbevölkerung von Attika, auch in grossartigster Weise begangen. — Das Fest selbst, der Athenä geweiht, hatte somit seinen Mittelpunkt auch allein in der Hauptstadt. Männer und Jünglinge, Weiber und Jungfrauen nahmen gleichmässig daran Theil. Sie, in Chöre getheilt, eröffneten dasselbe in langem Zuge. In ihm erblickte man, als vornehmstes Symbol, ein von den letzteren gewebtes, zur Bekleidung des alterthümlichen Standbildes der Göttin bestimmtes Safrangewand.<sup>2</sup> In Form eines Segels an einem glänzend ausgestatteten Rollschiff befestigt, ward es zum Tempel geleitet und dort unter besonderen Ceremonien niedergelegt. Hier auf folgten Spiele und Wettkämpfe. Die Preise bestanden in Thongefässen, mit heiligem Oele gefüllt.<sup>3</sup> Dabei erschien die waffenfähige Mannschaft mit Schild und Speer, jedoch ohne Schwert.<sup>4</sup> — Ausser diesen Spielen, die nicht allein gymnastische, sondern auch Reitübungen bildeten, fanden zugleich Choregien für kyklische Chöre, Pyrrhichien u. a. statt. Zu ihnen hatte man, seit Pisistratos, noch rhapsodische Vorträge der homerischen Dichtungen und, seit Perikles, selbst musikalische Wettkämpfe gefügt. Auch wurden daneben, ebenfalls unter Ertheilung verschiedener Preise, Fackelläufe zu Fuss und zu Ross in ordnungsmässiger Folge gehalten.

Zur vollen Feier des Umzugs schmückten die Freigelassenen und Schutzverwandten den grossen Markt mit Guirlanden von frischem Eichenlaub. — Den Zügen waren deren Frauen und Töchter als Trägerinnen theils der zu den Opferungen erforderlichen Geräthe, theils der Schirme und Sessel der freien bürgerlichen Weiber und Jungfrauen, mit eingereiht. Für letztere dagegen galt es als Auszeichnung Weihegaben und Spenden aller Art in Körbchen auf den Köpfen einherzutragen.<sup>5</sup> Ebenso folgten die schönsten Greise, Oelzweige haltend; desgleichen die bür-

<sup>1</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 224 (12). — <sup>2</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften. III. S. 455. — <sup>3</sup> G. Kramer. Ueber Styl und Herkunft der griech. Thongefässe. S. 88. — <sup>4</sup> Th. Panofka. Griechinnen u. s. w. S. 9. — <sup>5</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften. III. S. 282.

gerlichen Geschlechter, die Handwerker u. s. w., je von den Vorstehern geführt. An sie schloss sich die Jugend im Schmuck ihrer Waffen, gleichfalls in Reihen paarweis geordnet, an. —

Diesen und ähnlichen streng religiös gehaltenen Festen gegenüber, zu denen insbesondere noch die mit Mysterien verbundenen Tempelfeiern gehörten, wo wiederum jede einzelne bestimmte Aeusserungsformen forderte, waren es hauptsächlich die Dionysien — die dem Kulte des Bacchus geweihten Lustbarkeiten — welche ihrem grösseren Umfange nach die dem Volke eigene Ausgelassenheit zu heiterster, doch sicher nicht selten zu vorherrschend sinnlicherer Bethätigung entfesselten.<sup>1</sup> Demnach spielte wesentlich bei ihnen und zwar gewiss schon seit ihrem sich im

Fig. 292.



grausten Alterthum verlierenden Bestehen eine Verkleidung im eigentlichen Sinne eine Hauptrolle mit. Sie, ausgegangen von einer wenn auch nur rohen Nachahmung nicht nur des heiteren Gottes wie man sich ihn, vermuthlich nach orientalischer Weise, im Safrangewand und Purpurmantel mit Weinlaub umkränzt<sup>2</sup> dachte, als auch zugleich seines ganzen, nicht minder bunt gedachten Zuges,<sup>3</sup> wobei denn für die ihm huldigenden Weiber weder der Thyrsosstab, noch das um die Schultern geworfene Rehfell fehlen durften (Fig. 292), hatte aber schliesslich zu einer der merkwürdigsten Seiten in der Entwicklung der Tracht, zu der des dramatischen Schauspiels, die nächste Veranlassung gegeben.

Nachdem, wie angenommen werden muss,<sup>4</sup> Thespis aus Ikaria in Attika es zuerst mit Glück

<sup>1</sup> F. Hermann. Gottesdienstl. Alterthümer. §. 31. not. 9; §. 57 ff. — <sup>2</sup> O. Müller. Handbuch. §. 336 (3). — <sup>3</sup> Vergl. F. Creuzer. Ein alt-athenisches Gefäss. S. 28 ff.; Th. Panofka. Dionysos und die Thyaden. (Abhandlg.) Berl. 1852. Mit Abbildgn. und hinsichtlich der auf den bacchischen Kult sich beziehenden Kunstdarstellungen vorzugsweise: O. Müller u. Oesterlei. Denkmäler der alten Kunst, fortgesetzt von F. Wieseler. B. Taf. XXXI. ff. — <sup>4</sup> S. für das Folgende zunächst im Allgemeinen die mit weiteren literarischen Nachweisungen reichlich ausgestatteten Abschnitte u. s. w. bei F. Hermann. Lehrbuch der gottesdienstl. Alterthümer. §. 59 ff.; desselben Culturgesch. der Griechen und Römer. I. bes. S. 162. §. 29 ff.; auch W. Wachsmuth. Allgem. Culturgeschichte. I. S. 241. Ueber das Bühnenwesen siehe zu den älteren

versucht hatte, im Anschluss an die nur dem Dionysos-Mythus entnommenen, ziemlich ungefügigen, choragischen Darstellungen, den Chor von dem Redner zu trennen und diesen jenem als Antwortgeber in wechselnder (?) Kleidung gegenüberzustellen, so dann Phrynichos aus Athen (511—476) sich nicht mehr auf jene Stoffe allein beschränkt, vielmehr auch willkürlich gewählte Sujets, ja selbst Frauenrollen vorgeführt und zu einer allmäligen Absonderung des Komischen von dem Tragischen hingeleitete hatte, war beiden Dichtungsweisen die Bahn geöffnet, ihnen im Volke, vom Staate begünstigt, eine feste Basis gewonnen. Schnell entfaltete sich auf ihr, vorzugsweise in Attika, die Tragödie. Hier war es vor allen Aeschylus (525—456) welcher, abgesehen von der Gewalt seines Geistes, einerseits durch Verdoppelung des Gegenredners und Beschränkung des Chors, andererseits durch Abwechslung im Kostüm u. s. w. auch in scenischer Beziehung wesentlich mit dazu beitrug, die Gesamtwirkung durch äussere Hilfsmittel zu einer harmonischen Totalität zu steigern. Sophokles (496—406), ausschliesslich den wahrhaft tragischen Stoffen zugewandt, erweiterte den Dialog des Aeschylus durch Anwendung eines dritten Schauspielers. Ihm folgten Euripides (480—406), Achäos, Sosiphanes u. A. — Aber schon unter den beiden Zuletztgenannten wurde geistige Verflachung fühlbar; hingegen die scenische Ausstattung reicher und prunkender. Unter makedonischer Herrschaft sank die Tragödie immer mehr zu einer Dienerin des Luxus und des Vergnügens, zum eigentlichen Schaugepränge herab. Auf gewisse Regeln zurückgeführt, suchte sie endlich ihren Ruhm vornämlich noch in bestechendem Witz und künstlicher Komposition.

Während in Attika so die Tragödie ihren Kreislauf durchmachte, waren neben ihr die Komödie und das sogenannte Satyrspiel (letzteres eine Art von travestirter Tragödie) ihre eigenen Bahnen gewandelt. Zudem hatte jene, sich mehr in derben, durchgreifenden Spässen bewegend, ihre hauptsächlichsten Ausgangspunkte bei den Doriern gehabt. In unmittelbarem Anschluss an die Komik<sup>1</sup> der ländlichen Bacchusfeste aus dem improvisiren derer hervorgegangen, welche die phallischen Züge führten, wobei sie dem Gotte zu Ehren bald den einen oder den anderen auf lächerliche Weise nachahmten, sollte sie vorgeblich zuerst bei den Megarern einen mehr künstlerischen Charakter,

Schriften von Kannegiesser, Genelli, Schneider u. a. vorzugsweise W. Geppert. Die altgriechische Bühne. Berlin. 1843; Ph. Wagner. Die griech. Tragödie und das Theater zu Athen. Leipzg. 1844; hinsichtlich des Kostümlichen aber vor allem die gründlichen Untersuchungen von F. Wieseler. Das Satyrspiel. Götting. 1850. und desselb. Verf. Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern. Mit 14 Tafeln. Göttingen. 1851. 4.

<sup>1</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 340.

eine selbständigere Ausbildung erfahren haben. Diese selbst rühmten sich (was auch als wahrscheinlich angenommen wird) <sup>1</sup> deren Erfindung.

Als der erste, welcher in Attika, in den Demos Ikaria, die Komödie eingeführt habe, wird der Megarer Susarion aus Tripodiskos namentlich hervorgehoben. <sup>2</sup> Ihm schlossen sich, dem Stoff der Darstellungen nach, die Dichter Chinoides und Magnes an. Ihre national eigenthümliche Gestalt erhielt jedoch auch sie erst in Athen vornämlich durch Krates und Kratinos (455). Diesen folgte Eupolis (429). Durch ihn, ihrer Vollendung entgegengeführt, fand sodann sie, eine durchaus politische Richtung verfolgend, in Aristophanes (386) ihren Meister. — Mit der sinkenden Macht Athens verlor aber auch die Komödie. Der ihr eigenen Freimüthigkeit beraubt, <sup>3</sup> sah sie sich schliesslich einzig auf harmlose, dem Familienleben angehörende Stoffe beschränkt. —

Das Satyrspiel, <sup>4</sup> welches in seiner vorerwähnten, travestirenden Eigenschaft gleichsam die Mitte zwischen der Komödie und der Tragödie hielt, wurde hauptsächlich als eine Art Nachspiel der letzteren in Anwendung gebracht. Als solches hatte es vornämlich den Zweck, das Publikum wiederum heiter zu stimmen. In ihm behielten denn vor allen auch Muthwillen und kecker Spott durchgängig die Oberhand. — Besondere Abarten des Drama's, deren Erfindung und Ausbildung zum Theil den Sikelioten Epicharmos (476) und Sophron, zum Theil dem sicilischen Bukoliker Theokritos und dem Tarentiner Rhinton (300) zugeschrieben wurden, waren einerseits mimische Aufführungen bedeutender Szenen aus der Mythologie, <sup>5</sup> andererseits „Hilarotragödien“ oder Mischspiele von Scherz und Ernst.

In demselben Dunkel nun wie die Anfänge aller jener Schaulstellungen verlieren sich auch die der eigentlich theatralischen Tracht. Wie lange man sich darauf beschränkt habe, jene Vermummung, welche die Feier der Dionysien so mit sich brachte auch dafür beizubehalten; welche Umwandlungen Thespis bei Einführung seines Redners für diesen etwa damit vorgenommen u. s. w. lässt sich nicht sagen. Zudem trugen jene Verkleidungen selbst, gewiss seit ältester Zeit, einen je nach der den verschiedenen Festen zu Grunde gelegten Tendenz wechselnden, nicht durchaus scherzhaften, als auch, im Einzelnen, ernsthafteren Charakter.

Die älteste und zugleich roheste Weise der Vermummung, welche namentlich an dem heitersten der dem Gotte geheiligten Feste, dem der Weinlese, von den Landleuten durchgängig geübt

<sup>1</sup> O. Müller. a. a. O. S. 342; F. Hermann. Gottesdienstl. Alterthümer. §. 59. not. 25. — <sup>2</sup> Vergl. M. Duncker. Geschichte des Alterthums. IV. (Berl. 1857). S. 496 ff. — <sup>3</sup> F. Hermann. Culturgesch. I. S. 171. — <sup>4</sup> M. Duncker. IV. S. 495 ff. — <sup>5</sup> W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgesch. I. S. 243; F. Hermann. Gottesdienstl. Alterth. §. 29. not. 23.

ward, beschränkte sich allerdings nur auf eine Bekränzung mit Schilf oder Epheu und ein Bestreichen des Gesichts mit einer Mischung von Russ und Weinhefe. So in Zügen getheilt, das Symbol der Fruchtbarkeit — den Phallos — in ihrer Mitte, opferten sie zunächst dem Gotte, sich dann aber in trunkner, ungebundenster Freiheit allen nur möglichen Neckereien hingebend. Nachdem „seit den Zeiten des Arions“ jedoch ein Theil des Chors angefangen hatte, sich als Satyre zu verkleiden und so die Ceremonie der Opferung durch Tänze und Gesänge zu beleben, war wohl damit die nächste Anregung zur Fortbildung eines wenn zunächst auch nur die Komödie betreffenden Kleiderwechsels geboten. Abgesehen von der überhaupt frühzeitigen Verwendung von Masken im Kultus der alten Aegypter<sup>1</sup> und orientalischen Völker,<sup>2</sup> gab dann vielleicht jene russige Entstellung des Gesichts u. s. w. auch hier mit Veranlassung zur Anwendung derselben, die satyrähnliche Ausstattung aber das Hauptentwicklungsmoment für die Bekleidung der Schausteller ab, wobei denn endlich der Phallos, doch nicht ohne derbe Beimischung eines uns freilich fernliegenden Humors, gleichfalls kostümlich umgestaltet und beibehalten ward. — Bei dem komischen

Spiel „die Phallophoren“ begnügte man sich, den Kopf mit Blumen zu schmücken und das Gesicht mit Russ anzuschwärzen;<sup>3</sup> auch soll noch Aristophanes, doch nur einmal, mit angestrichenem Gesicht, ohne Maske, aufgetreten sein.<sup>4</sup> Letzterer Fall bildete indess bereits eine Ausnahme von der Regel. Sie forderte selbst für die untergeordneten Rollen die Maskirung. Ebenso in der Tragödie, in die schon Aeschylus die Charaktermaske eingeführt haben soll.<sup>5</sup> —

Die Masken<sup>6</sup> (Fig. 293 a—d), welche seitdem einen Hauptbestandtheil des theatralischen Kostüms ausmachten, waren somit auch bald ein besonderer Gegenstand der plastischen Kunst geworden. In ihrer Gestaltung

Fig. 293.



<sup>1</sup> H. Weiss. Geschichte des Kostüms. Berlin. 1853. I. S. 215 (III. b). — <sup>2</sup> S. oben S. 204 ff. — <sup>3</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 341. Anm. 1. — <sup>4</sup> F. Wieseler. Theatergebäude. S. 53. — <sup>5</sup> Vergl. u. a. die ästhetischen Gründe dafür bei W. v. Schlegel. Ueber dramatische Kunst und Litteratur (2. Ausg.) Heidelberg. 1817. I. S. 90 ff. — <sup>6</sup> H. C. E. Köhler. Masken. Ihr Ursprung und

entsprachen sie theils, wie bemerkt, den darzustellenden tragischen oder komischen Charakteren und zwar mit steter Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Leidenschaft, theils, wenn es sich um Vergegenwärtigung von Göttern, Heroen u. s. w. handelte, den für diese einmal künstlerisch festgestellten, mehr idealischen Bildungen. Für den persiflirenden Zweck der älteren Komödie trat zu jenen noch die persönliche Maske hinzu. Sie, dazu bestimmt allgemein bekannte Personen der Gegenwart den Zuschauern sofort erkennbar vorzuführen, trug dabei nicht selten noch das Gepräge einer zur Lächerlichkeit stimmenden Karrikatur. In makedonischer Zeit, nachdem bereits diese Form strengeren Verboten gewichen war, ging man indess in Bildung der Masken überhaupt, um jede nur mögliche, etwa zufällige Ähnlichkeit insbesondere mit dem Gesichte eines makedonischen Herrschers zu vermeiden, selbst so weit, dass man sie fast ohne Ausnahme bis zur unmenschlichen Geberde ja bis zur gänzlichen Unnatur, namentlich des Mundes, verzog (*Fig. 293. a. b.*).

Ihrer Einrichtung nach bedeckten sie, einschliesslich das Weisse im Auge, den ganzen Kopf (*Fig. 293. c.*); Halbmasken waren bekannt, ob aber von Schauspielern getragen, ist zweifelhaft.<sup>1</sup> — Wesentlich mit zur Charakteristik gehörten die Haaraufsätze. Sie wurden an einem dazu an den Masken befindlichen „Onkos“ befestigt.

Da durch die Maskirung der Kopf in seiner Grösse zu der übrigen Theile des Körpers ausser Verhältniss trat, was namentlich bei tragischen Figuren um so missfälliger erscheinen musste, als eben sie auch durch ihre Erscheinung zur ästhetischen Gesamtwirkung beizutragen hatten, ausserdem die grosse Entfernung des Darstellers von den Zuschauern die Deutlichkeit beeinträchtigte, war man schon früh, sicher wohl seit Erbauung des ersten grossen Theaters (s. unten) dazu gelangt, auch diesen Mängeln durch künstliche Mittel zu helfen. Sie bestanden, und zwar zunächst für die tragischen Schauspieler, in einer Art dicksohliger Schuh oder Halbstiefel (Kothurnos),<sup>2</sup> zur Vervollständigung der Proportion, in einer dem Zweck entsprechenden Unterpolsterung der Bekleidung. Letztere theilten mit den Darstellern der Tragödie auch die der Komödie; statt des Kothurns trugen jedoch vermuthlich sie vorherrschend nur den einfachen „Embates“.<sup>3</sup>

Entsprechend den Masken bemühte man sich nun auch die

neue Auslegung einiger der merkwürdigsten auf alten Denkmälern. St. Petersburg. 1833; dazu F. Wieseler. Theatergebäude u. s. w. S. 41 ff. Taf. V.

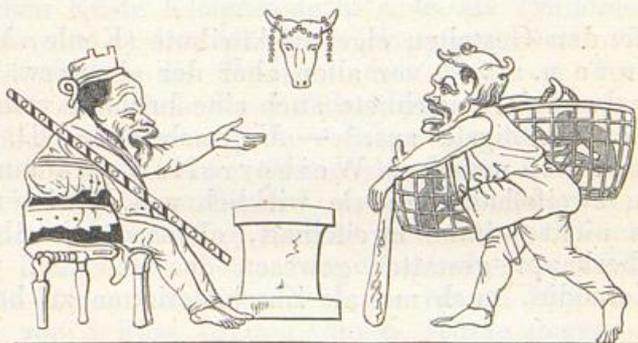
<sup>1</sup> F. Wieseler. a. a. O. S. 45 (53). — <sup>2</sup> S. darüber u. a. W. Wieseler. Das Satyrspiel. S. 80. — <sup>3</sup> Derselbe. Theatergebäude. S. 53. nimmt an, dass die häufig bei Kunstdarstellungen von Komödienscenen vorkommende Barfüssigkeit der Schauspieler ihren Grund vornämlich in der Nachlässigkeit der Verfertiger derselben habe.

Bekleidung dem jeweiligen Charakter gemäss zu ordnen. Ohne indess dabei, selbst was die Tragödie betrifft, in skrupulöser Aengstlichkeit zu verfahren, strebte man höchst wahrscheinlich vielmehr nur danach, die vorgeführten Gestalten einerseits, in so weit sie der Heldensage u. s. w. angehörten oder gewisse Stände repräsentirten, durch die diesen eigenen Attribute und allgemein gültigen Merkmale zu charakterisiren,<sup>1</sup> andererseits sie überhaupt durch würdevolle Anordnung der (im Uebrigen allgemein gebräuchlichen) Gewänder möglichst imponiren zu lassen. Dass man hierbei eine vielleicht asiatisirende Buntheit beobachtete, ist immerhin anzunehmen, wie denn vorzugsweise in späterer Zeit, namentlich in der Ausstattung der Chöre, kleidlicher Prunk üblich war:<sup>2</sup>

Eine der kleinasiatischen Prachtkleidung durchaus ähnliche Kostümierung der Darsteller, wenigstens bei gewissen Arten des Dramas, wird durch mehrere Vasenbilder hinlänglich bezeugt (vergl. (Fig. 177. b));<sup>3</sup> andere vergegenwärtigen die Tracht der Komödie, mindestens doch für einzelne Fälle, gleichfalls sicher und deutlich.

Diesen Abbildungen zufolge stellt sich die letztere, für Männerrollen, als eine den ganzen Körper bedeckende, starke Be-

Fig. 294.

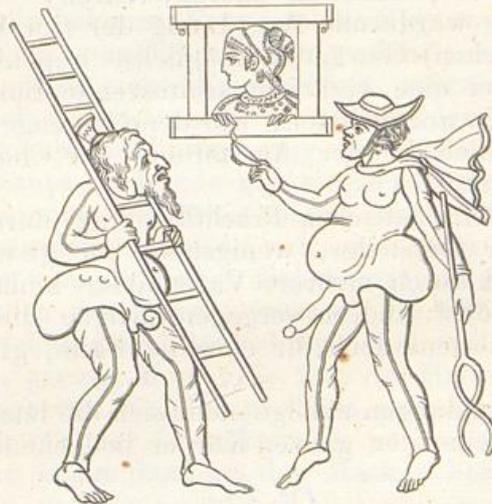


polsterung dar. Sie zeigt sich mitunter bunt gestreift<sup>4</sup> und, wie ein älteres Gemälde — Herakles mit den eingefangenen Kerkonen vor einem Herrscher — veranschaulicht (Fig. 294), noch durch Anwendung eines Mantels und eines kurzen, wohl ermellosten Chitons, als Uebergewand, ausgezeichnet. In der Verbildlichung

<sup>1</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 339 (2); F. Wieseler. a. a. O. S. 35. Taf. IV. 10; S. 37. Taf. IV. 12. — <sup>2</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 489 ff. — <sup>3</sup> Vergl. insbes. bei F. Wieseler. a. a. O. auf Taf. VI. die Fig. 2 und dazu desselben Verf.: Das Satyrspiel u. s. w. — <sup>4</sup> Ueber die streifigen Beinkleider A. Böttiger. Kleine Schriften (2) III. S. 38; S. 45.

einer anderen Komödienszene — Zeus mit Hermes als Diener vor dem Fenster der Alkmene (*Fig. 295*) — erscheint allein die (in-  
dess nicht etwa als nackt zu denkende) Wattung; doch sowohl  
hier wie dort, ähnlich wie in der Tragödie, die Anwendung der

Fig. 295.



den betreffenden Gestalten eigenen Attribute (Keule, Merkurstab, Scepter, Krone u. s. w.), vor allen aber der oben erwähnte Phallos. Ihn insbesondere zeichnete auch eine brillante rothe Färbung noch aufs augenfälligste aus.<sup>1</sup> — Ungeachtet auf Darstellungen selbst dieser Art mehrfach Weiberrollen vorkommen, bleibt es dennoch zweifelhaft, ob sie wirklich von Weibern gespielt wurden; ja nicht minder zweifelhaft, ob es dem weiblichen Geschlecht überhaupt gestattet gewesen das Theater, vornämlich aber die Komödie, auch nur als Zuschauerinnen zu besuchen.<sup>2</sup>

### Der Bau.

Der Bevölkerung von Griechenland war durch den sich ihr überall in unerschöpflicher Fülle darbietenden, leicht zu brechenden Kalkstein<sup>3</sup> von vornherein gleichsam die Anweisung zu einem Steinbau gegeben. Der Name der Pelasger („Läs“: Stein)

<sup>1</sup> F. Wieseler. Das Satyrspiel. S. 116; S. 142. — <sup>2</sup> Vergl. A. Becker. Charikles. II. S. 249 ff. und F. Hermann. Gottesdienstliche Alterthümer. §. 43. not. 9. — <sup>3</sup> S. oben S. 689.

und der von ihnen frühzeitig abgezweigten Tyrrhener (Thurmbewohner; Thurmbauer) knüpft unmittelbar an eine Ausübung desselben an. Schon das Alterthum betrachtete sie als Gründer von Städten und Burgen; die Landschaften von Epiros (Dodona!) und Thessalien (Larissa!) als die frühesten Herde auch dieser Betätigung.<sup>1</sup> Die ältesten Ueberreste der Art sind darauf zu beziehen.<sup>2</sup> Sie finden sich theils über jene Gegenden des nördlichen Hellas und in Böotien, theils und zwar zahlreich über die südliche Halbinsel in Argolis und, mit ähnlichen Trümmern späterer Epochen gemischt, über Arkadien, Messenien u. s. w., wie über die Eilande Ithaka, Kephallenia u. a. zerstreut.<sup>3</sup> Ihrer Beschaffenheit nach stellen sie sich als gewaltige Bruchstücke riesenhafter Ummauerungen, grossartiger, zur Regelung von Stromschwelen unternommenen Anlagen und ringsumschlossener, einst vielleicht zu Grabstätten oder Schatzbehältern bestimmten Baulichkeiten dar.

Von diesen Denkmälern gehören sodann wiederum muthmasslich mit zu den ältesten, einzelne jener Ummauerungen. Sie, auf urthümlichster Konstruktion beruhend, pflegte bereits die ältere Zeit nach dem zu ihrer Herstellung erfordernten Aufwand physischer Kräfte — (wie jedoch die neuere Forschung vermeint der ihnen zu Grunde liegenden kreisrunden, kykloidischen Anlage wegen)<sup>4</sup> — gleich den ihnen ähnlichen Ueberresten an der westlichen Küste Kleinasiens u. s. w. als Trümmer „kyklopischer“ Bauwerke zu bezeichnen.<sup>5</sup> So vorzugsweise in Argolis,<sup>6</sup> wo indess vor allen die Ruinen des uralten Tyrins noch heut geeignet sind auch die auf das Riesengeschlecht der Kyklopen bezügliche Benennung in vollstem Maasse zu rechtfertigen. Hier besteht das Gemäuer (Reste der alten Umwallung, deren einstigen Umfang darstellend)<sup>7</sup> einzig aus einer Anhäufung durchaus roher, in zufällige Formen gebrochener Blöcke. Zudem beträgt die Länge derselben, bei entsprechender Dicke, bis zu 12 Fuss; die Gesamtstärke der Mauer bis zu 25 Fuss. Letztere, stellenweis von 5 Fuss breiten (durch schräg gegeneinander gestellte, innen behauene Steine) spitzbogenartig bedeckten Gängen getheilt, lässt Spuren von verschliessbaren Thoren und halbturmähnlich (?) ausladenden Anlagen nicht verkennen. Einer

<sup>1</sup> F. Hermann. Culturgeschichte der Griechen und Römer. I. S. 25; M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. S. 20 ff. — <sup>2</sup> Vergl. u. a. auch F. Thiersch. Ueber das Erechtheum auf der Burg zu Athen. 2. Abhandlung. (München. 1850) S. 19 ff. — <sup>3</sup> Siehe im Allgemeinen W. Gell. Probestücke von Städtewauern des alten Griechenlands. Aus dem Englischen übersetzt. Mit 47 Abbildungen. München. 1831; O. Müller. Handbuch. §. 45; C. Schnaase. II. S. 162 ff.; F. Kugler. Geschichte der Baukunst. I. S. 138. u. A. — <sup>4</sup> Vergl. W. Göttling. Archäologische Zeitung. 1845. no. 26. — <sup>5</sup> F. Hermann Staatsalterthümer. §. 8. not. 4. — <sup>6</sup> O. Müller. Handbuch. §. 45 (1). — <sup>7</sup> J. Gailhabaud. Denkmäler. Liefg. 21; dazu M. Duncker. III. S. 211 ff.

jener Gänge mündet auf eine nach aussen thürförmig durchbrochene, ebenfalls schräg bedeckte Gallerie. Hier und da, in der Mauer vertheilt, finden sich Oeffnungen und Nischen. Das Ganze, (auf nur mässig hoher, kaum 30 Fuss betragender Erhebung angelegt), obschon, wie bemerkt, nur zusammengeschichtet, erscheint dennoch gewissermassen planlich geordnet. Alles deutet auf eine Zeit roher Gewalt und ein eben durch sie zur äussersten Kraftanstrengung gesteigertes Bedürfniss kriegerischer Nothwehr.<sup>1</sup>

Diesen Trümmern vermuthlich an Alter nicht fern stehen die der Burg von Mykenä.<sup>2</sup> Ihre Gründung, der Tradition zufolge durch die Herrschaft der Atriden veranlasst, fällt in das elfte Jahrhundert. Auf einem hochgelegenen Felsplateau des sich nordwärts von Argos terrassenförmig erhebenden Gebirges erbaut, bildete sie zugleich den Stütz- und Mittelpunkt für die sich unter ihr ausbreitende, schon von Homer<sup>3</sup> gerühmte, eigentliche Stadt. Von ihr haben sich Spuren einer Ummauerung gefunden, die deren Ausdehnung selbst bis tiefer in die Ebene voraussetzen lassen. — Die Ueberreste der Burg, wenn gleich wie die von Tyrins ebenfalls nur in Bruchstücken der äusseren Ringmauer bestehend und somit auch nur den einstigen Umfang derselben und ihre durch die (hier dreieckige) Gestaltung des Plateaus bedingte, vor- und einspringende Anordnung bezeichnend, bekunden doch schon einen fast stufenweisen Fortschritt von der tyrinthischen Anhäufung kolossaler Blöcke bis zum ausgebildeten Quaderbau. Hier werden die Trümmer jener rohesten Bauform — ob Reste einer urältesten Anlage? — auch der Masse nach zunächst von einem, wie wohl anzunehmen ist, aus ihr hervorgegangenen regelrechten Polygonbau überboten. Bei ihm sind die einzelnen Steine nicht ohne vorhergegangene Nachhülfe durch Abglättung ihrer Kanten und Flächen in der Weise passlich aneinander gefügt, dass sie auch ohne Anwendung von Mörtel oder Klammern dichtgeschlossene, ja kaum zerstörbare Wände darbieten. Andere Theile der Mauer, gleichsam Vorstufen des Quaderbaues, sind zwar aus grossen rechtwinkligen Blöcken, doch so gebildet, dass die Fugen von drei und mehr Lagen vertikal aufeinander fallen, wogegen dann die zunächst den Thoren befindlichen Wälle — vielleicht aus noch späterer Epoche stammend — eben den regelmässig geordneten Bau mit wohlbehauenen oblongen Blöcken in der gewöhnlichen, vertikal wechselnden Fugung zeigen.

Merkwürdiger noch als die Mauern, deren Beschaffenheit im Ganzen und Einzelnen an den Trümmern pelagischer Städte überhaupt fast gleichmässig wiederkehrt, sind sodann die Eingänge

<sup>1</sup> Vergl. E. Curtius. Griechische Geschichte. I. S. 79 ff. — <sup>2</sup> F. Gailhabaud. Liefg. 43. — <sup>3</sup> Ilias. IV. 52; VII. 180.

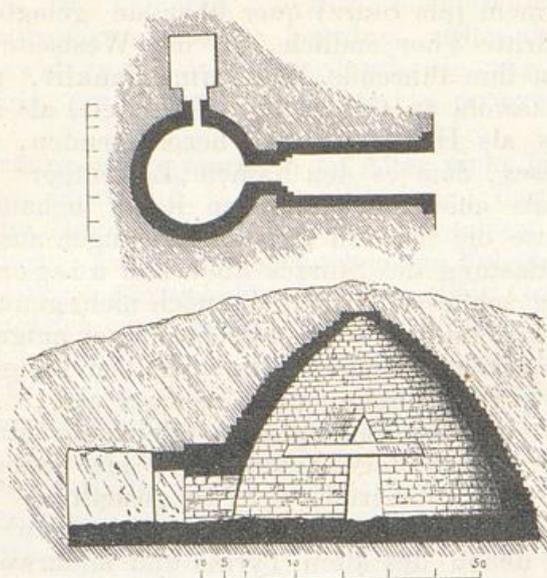
selbst. Im Ganzen sind deren drei erhalten. Einer derselben, verhältnissmässig nur klein, besteht im Grunde genommen aus einem nach oben zugespitzten, dreieckten Durchbruch der Mauer; der zweite (grössere) aber aus zwei kolossalen viereckten Steinen und einem (als Sturz) quer über sie gelegten, oblongen Block. Das dritte Thor endlich, an der Westseite gelegen und durch zwei zu ihm führende Mauerarme flankirt, übertrifft die übrigen nicht sowohl an Grösse und Festigkeit, als auch zugleich durch einen es als Hauptportal bezeichnenden, bildnerischen Schmuck. Dieser, dem es den Namen „Löwenthor“ verdankt und welcher hier als eine im kräftigsten Relief behandelte 2 Fuss dicke Steinplatte die bei den meisten Eingängen aus dieser Früh-epoche zur Entlastung des Sturzes über ihm ausgesparte (dreieckte) Oeffnung schliesst, enthält die noch nicht genügend gelöste, symbolische Darstellung<sup>1</sup> eines zwischen zwei aufgerichteten Löwen stehenden, säulenförmigen Altars. — Die Länge des Sturzes beträgt, bei  $4\frac{1}{2}$  Fuss Dicke, nicht weniger als 15 Fuss. Dabei sind die ihn stützenden Seitenpfosten (gleichfalls Monolithe) ähnlich wie bei jenem zweiterwähnten Thor, hier jedoch sich nach oben bis zu 10 Fuss nähernd, schräg gestellt. —

Bezeugen schon diese (pelasgisch-achäischen) Trümmer im Verhältniss zu denen des alten Tyrins und anderweitiger, altpelasgischer Ortschaften einen beträchtlichen Fortschritt baulicher Technik, ja bereits den Beginn eines künstlerischen Bestrebens, so liefern doch dafür noch einzelne, unterhalb der Burg in der Gegend der alten Stadtmauer befindlichen Reste bei weitem umfassendere Beweise. Es sind dies vier einander gegenüberliegende, unterirdische Gemächer. Das grösste, seiner konstruktiven Beschaffenheit nach wohl erhalten, von Pausanias (II. 16. 5) andeutungsweise als „Schatzhaus des Atreus“ genannt und unter dieser Bezeichnung, auch wohl als „Grab Agamemnon“ u. s. w., häufig genug beschrieben und dargestellt, bildet einen kuppelartigen, bienenstockförmigen Rundbau von etwa 40 Fuss Durchmesser und 50 Fuss Höhe (*Fig. 296*). Ein von mächtigen Quadern senkrecht aufgemauerter, unbedeckter Gang von 60 Fuss Länge und 20 Fuss Breite führt zu der Pforte. Sie gleicht im Ganzen dem Hauptportal der Burg, doch ist an ihr das Pfostenwerk sammt dem Sturz scharfkantig behauen, das über ihm gleichfalls ausgesparte Dreieck aber ungeschlossen. Ihre Höhe beträgt 20, ihre Breite im Lichten  $7\frac{1}{2}$  Fuss. — Die gewölbformige Ummauerung des Gemaches ist nach Art eines Quaderbaues, ähnlich wie in den Grabstätten der Chersones taurika (*Fig. 217*) durch horizontale, sich nach oben allmählig verjüngende und nur im Innern ausgerundete, Steinlagen erzielt. An der so gefügten Wan-

<sup>1</sup> Vergl. darüber noch bes. E. Gerhard. Mykenische Alterthümer. Berlin. 1850. S. 10 ff.

dung vorhandene Bohrlöcher, aufgefundene Nägel von Erz und Stücke erzner Platten lassen vermuthen, dass sie dereinst bis zu

Fig. 296.



einer gewissen Höhe mit derartigen Blechen bekleidet war. Aus diesem Gemach leitet ein kleiner Gang, ähnlich dem Hauptthor, in eine verhältnissmässig enge oblonge Kammer, die jedoch in den Fels gearbeitet ist. Mehrere in der Nähe des Hauptportales entdeckte Bruchstücke von Säulen u. s. w.<sup>1</sup> aus rothem, grünem und weissem Marmor, deren Verzierungen sich in den einfachen Formen von Zickzack-, Kreis- und wellenähnlich mit einander verbundenen Spiral-Linien bewegen und so den der keltischen Bronzeperiode eigenen Zierrathen völlig entsprechen<sup>2</sup> (vergl. Fig. 227; Fig. 241), gehörten muthmasslich mit zur (äusseren?) Dekoration des grösseren, erzumwandeten Raumes. —

Ohne auch über den eigentlichen Zweck dieses Bauwerks klar zu sein, hat man doch mit Wahrscheinlichkeit angenommen, dass eben nur die kleinere Kammer als Grabstätte, dann das reich geschmückte Vorgemach aber zur Aufstellung und Wahrung der dem Todten mitgegebenen Schätze u. s. w. diene.

<sup>1</sup> J. Gailhabaud. Denkmäler. Liefg. 66; E. Guhl u. J. Caspar. Denkmäler der Kunst. I. B. Taf. 1. Fig. 10-14. — <sup>2</sup> Wenn sie F. Kugler (Gesch. der Baukunst. I. S. 144) in gleicher Weise den altassyrischen Ornamenten gegenüberstellt, so liegt darin nach den von uns gegebenen Erörterungen über das Verhältniss des Keltenthums zu den altasiatischen Stämmen überhaupt, namentlich auch hinsichtlich seiner technischen Kunstthätigkeit u. s. w., durchaus kein Widerspruch (s. oben S. 611 ff.). Nur ist in vorliegendem Fall die hier hervorgehobene Uebereinstimmung noch ersichtlicher.

Anderweitige Ueberreste derartiger Bauten, die, wie aus Andeutungen griechischer Schriftsteller selbst des höheren Alterthums bestätigend hervorzugehen scheint,<sup>1</sup> namentlich im (heroischen) homerischen Zeitalter zahlreich bestanden und so auch später noch mannigfache Benutzung, ja sogar als Gefängnisse, gefunden hatten, wurden zwar mehrfach entdeckt, doch boten sie immer nur dürftige Ausbeute. Dies gilt zunächst von den in der Nähe des alten Amyklä befindlichen Trümmern des vermeintlichen „Thesaurus des Menelaos“; ferner von dem selbst noch durch Pausanias (IX. 38, 2) als „Wunderwerk, keinem hellenischen Bau nachstehend“, gerühmten Schatzhaus des Minyas in der Gegend des uralten, auch von Homer (Il. IX. 381) seines Reichthums wegen schon näher bezeichneten Orchomenos in Böotien. Von diesem, welches (wohl gleich dem Schatzhaus von Mykenä) „rund, doch nicht allzuspitz von Steinen aufgeführt und oben mit nur einem Steine gedeckt“ war, hat sich einzig der Haupteingang erhalten. Ihn bilden sechs regelrecht bearbeitete Blöcke weissen Marmors. Hiernach, wie nach der ihm eigenen Krümmung zu urtheilen, bestand dieser Bau durchaus aus solchem Material und zwar in einem Durchmesser von etwa 64 bis 70 Fuss. —

Unweit Orchomenos<sup>2</sup> finden sich dann zugleich mit die umfassendsten Ueberreste auch grossartiger Damm- und Kanalbauten.<sup>3</sup> Sie, zur Ableitung und Regelung der sich in den kopaischen See ergiessenden Gewässer bestimmt, waren nach Art ausgemauerter Schachte angelegt. Unter den Trümmern derselben lassen sich noch heut die Spuren eines 3000 Schritt langen Tunnels erkennbar verfolgen. — Andere Reste, die auf eine kaum minder gewaltige Bethätigung als jene schliessen lassen, zeigen sich im östlichen (urpelasgischen) Arkadien, im Thal von Pheneos. Auch sie hatten den Zweck, zuströmende Wasser zu sammeln und abzuleiten.

Diesen und ähnlichen im Lande zerstreuten, vornämlich auf Urbarmachung des Bodens hindeutenden Unternehmungen gegenüber, verdient sodann eine obschon nicht ohne Zweifel als pelasgisch angenommene Ruine unfern von Missolunghi<sup>4</sup> doch um so grössere Beachtung, als man in ihr ein zur Aufbewahrung grosser Getreidevorräthe bestimmt gewesenes Magazin vermeint: Bestehend aus fünf in regelrechtem Quaderbau parallel hintereinander aufgeführten Mauern, welche einen zu dem Zweck aus dem Fels gehauenen oblongen Platz korridorartig theilen, und von denen jede durch drei trianguläre Oeffnungen (Pforten) zugänglich ist, dürfte sie überhaupt wohl eher als Rest (Neben- oder Unter-

<sup>1</sup> Die Stellen u. s. w. gesammelt bei O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 48 ff. — <sup>2</sup> M. Duncker. III. S. 60; S. 80 ff. — <sup>3</sup> O. Müller. Handb. §. 50 (3). — <sup>4</sup> J. Gailhabaud. Lief. 65.

bau?) einer ursprünglich bei weitem umfangreicheren Anlage, als der eines nur so für sich bestandenen Werkes zu betrachten sein. —

In wie weit sich aber die urpelasgische Bevölkerung auch in Errichtung noch anderer, etwa auf privatlichen Verkehr und Kultus zu beziehenden Bauten bethätigt habe, ist bei gänzlichem Mangel urkundlicher Zeugnisse nicht zu ermessen;<sup>1</sup> selbst was Homer berichtet gehört einer späteren Epoche, dem bereits höher entwickelten Kulturkreis kleinasiatischen Griechenthums an (S. 405; S. 428 ff.). —

So erscheinen denn sämmtliche, der vordorischen Zeit zuzuweisenden Denkmäler wesentlich als ein alleinstehendes Ergebniss jener Völkerverhältnisse, zu denen einzig die griechische Tradition hinaufzusteigen vermochte (S. 690). Ungeachtet bereits auch sie schon verschiedene Stadien fortschreitender Entwicklung bekunden, lassen sie dennoch ein ihnen gemeinsames, sie von der späteren, eigentlich hellenischen Bauweise durchaus trennendes, unhellenisches Gepräge nicht verkennen. Zwar theilen sie die bei ihnen vorherrschende Massenhaftigkeit in Verwendung des Materials, wie die von ihnen nicht minder befolgte, mehr troglodytische Anlage mit den fast über der ganzen Erde zerstreuten Resten einer uranfänglichen Bauthätigkeit überhaupt, — in den Trümmern von Mikenä indess, namentlich in der an assyrische (phrygische?)<sup>2</sup> Muster erinnernden Skulptur des Löwenthors, insbesondere aber in der ornamentalen Beschaffenheit des Schatzhauses (seiner einstigen erznen Ausstattung u. s. w.), liegen zugleich doch die sichersten Zeugnisse für den ihnen eigenen asiatisirenden Charakter augenfällig zu Tage. Welchen Antheil aber nun daran etwa auch die pelasgische Stammbevölkerung gehabt, inwiefern sie das ihr urheimathlich (asiatisch) Eigene auch dabei zu verwerthen vermochte, oder ob sie überhaupt erst unter einem mehr oder minder direkten Einfluss dahin gelangte dergleichen zu schaffen, dies alles sind freilich völlig unlösbare und somit wohl auch müßige Fragen (S. 702). Da es indess nicht an Anzeichen fehlt, dass namentlich die Ostküste von Hellas seit grauster Vorzeit durch Phönicier kolonisirt worden war,<sup>3</sup> diese sich im Besitz selbst binnenländischer Landschaften befanden, ist es nicht unwahrscheinlich, dass hier hauptsächlich auch sie in baulich-technischer Hinsicht Lehrmeister waren.<sup>4</sup> —

<sup>1</sup> Vergl. indess über einzelne noch dem Pelasgerthum zugeschriebene Baureste auf dem Berge Ocha auf Euböa u. a. F. Kugler. Geschichte der Baukunst. I. S. 146 und die Zweifel darüber bei F. Thiersch. Ueber das Erechtheum. 2. Abhdlg. S. 28. — <sup>2</sup> F. Hermann. Culturgesch. I. S. 44. — <sup>3</sup> S. bes. M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. S. 82 ff.; S. 207 ff.; E. Curtius. Griech. Geschichte. I. S. 32 ff.; S. 39 ff. — <sup>4</sup> Vergl. auch F. Hermann. Culturgeschichte. I. S. 39; S. 40. not. 3.

Aehnlich wie in Aegypten die Hiksosperiode eine historisch-monumentale Vermittelung zwischen den Kolossalbauten der ältesten Epoche, den Pyramiden u. s. w., und den Monumenten des „neuen Reiches“ durchschneidet,<sup>1</sup> trennt auch in Griechenland (und hier, wie bemerkt, in formaler Rücksicht entschieden) ein gleichfalls weitgespannter, monumentloser Zeitraum jene altpelasgischen und pelasgisch-achäischen Reste von den noch sonst vorhandenen Trümmern baulicher Denkmale. Erst an das Auftreten der Dorier und ihre Verbreitung über die südliche Halbinsel knüpft die Geschichte auch nach dieser Seite hin von neuem an. Indem sie jene zugleich als Begründer einer völlig selbständigen, originalen Weise des Bauens — der „dorischen“ Baukunst — aufführt, lässt sie daneben, kaum zeitlich geschieden, nunmehr auch den von ihnen verdrängten (achäisch-) ionischen Stamm gleichmässig als selbstthätigen Beförderer einer wiederum seinem Wesen entsprechenden Bauart — der „ionischen“ Baukunst — erscheinen. Aber der Entwicklungsgang auch dieser beiden immerhin nur stamm-, nicht national-verschiedenen Stile, neben denen sich dann, gleichsam als üppigster Abzweig der (doch nur nach seinem Ausgangspunkte benannte) korinthische entfaltete, verliert sich nicht minder in einem sagenhaften Dunkel, wie die Entstehung jener pelasgisch-heroischen Urbauten: Sämmtliche der in Rede stehenden Epoche angehörenden Trümmer stammen aus einer verhältnissmässig späten Zeit. Mit Ausnahme nur weniger Reste von ziemlich roh bearbeiteten (auch basalten?) Säulenfragmenten, pyramidalischen Anlagen u. a.,<sup>2</sup> die einen noch gänzlich urthümlichen, (assyrisch-)<sup>3</sup> ägyptisirenden Charakter verrathen, stellt doch bei weitem die Mehrzahl eben nur die bereits völlig, ja bis zur höchsten Vollendung geschlossene Form jener Stile und deren allmälige Verflachung vor Augen. Ihrer chronologischen Bestimmbarkeit nach lassen sie sich kaum bis über die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. hinaufverfolgen.<sup>4</sup>

Bei aller Vollendung indess welche diese, übrigens fast ausschliesslich der dorischen und ionischen Bauart zuzuweisenden Denkmale somit nur allein vergegenwärtigen, haben sie doch den ihnen zu Grunde gelegten Typus so treu bewahrt, dass wenigstens über die Ausgangspunkte auch des hellenischen Kunstbaues kaum noch ein Zweifel obwalten dürfte. Mit be-

<sup>1</sup> S. oben S. 25 ff.; S. 62 ff. — <sup>2</sup> S. das Einzelne bei F. Kugler. *Gesch. der Baukunst*. I. S. 178 ff. — <sup>3</sup> Dass im höheren Alterthum in Assyrien, ja auch in Vorderasien der Pyramidalbau üblich war, wurde bereits oben (S. 235 ff.) und a. O. mehrfach gezeigt; ebenfalls, wenn auch nur ausnahmsweise, fand doch hier wie dort schon in ältester Zeit eine Verarbeitung des Basalts zu baulichen Zwecken (Statuen, Obeliskten u. dergl.) statt. S. oben S. 225. — <sup>4</sup> Vergl. u. A. auch F. Hermann. *Culturgesch.* I. S. 120 ff.

stätigt durch die sich im achäischen und dem Beginn des dorischen Zeitalters verlierenden Sagen von der frühesten Errichtung baulicher Monumente überhaupt, bezeugen auch sie, dass er, durch den Kultus geweckt, von einer auf den Elementen des Bedürfnissbaues beruhenden, einfachen Holzkonstruktion ausgegangen ist.<sup>1</sup> Alles deutet sogar darauf hin, dass der griechische und so namentlich der dorische Tempel die ihm durchgängig eigene Anordnung (Disposition) zunächst jenen Hütten entlehnte, die seit undenklicher Zeit von den die Gebirge bewohnenden Stämmen hergestellt werden. — Somit aber mögte denn das bauliche Verhältniss der in Kleinasien bestehenden Felsmonumente zu den noch heut dort gebräuchlichen Blockhausbauten wohl auch die Weise, in der jene Uebertragung auch hier vor sich gegangen immerhin am ersichtlichsten darthun (S. 433 ff.; vergl. S. 289).

Während den unfehlbar langgedauerten Versuchen, die bis dahin vorzugsweise auf Nützlichkeitszwecke gerichtete, mehr noch an eine Bewältigung kolossaler Massen gewohnte Technik im Steinbau, nun in entsprechendem Maasse auf die Herstellung eines des Gottes würdigen Hauses zu wenden, wurden natürlich auch dem Handwerk an sich neue Bahnen geöffnet. Zu den schon gekannten mechanischen Mitteln, wie sie dieser Urbau eben bedingte, traten allmählig andere hinzu. Neben dem ursprünglich zur Fortbewegung von Blöcken wohl vorzugsweise angewendeten Hebel und der zu ihrer weiteren Verwendung gewiss nicht minder früh benutzten Steinaxt und Messschnur,<sup>2</sup> führte das nun verfolgte (konstruktive) Gefüge der Tempel und die sich nothwendig daraus ergebende Bedingung einer immer sorgfältigeren Bearbeitung seiner einzelnen Glieder, zu besonderen auch darauf ab Zweckenden Erfindungen. Für den Höhentransport brachte man ohne Zweifel sehr bald den bereits bei den alten Assyriern und demnach wohl sicher ebenfalls bei den Phöniciern u. s. w. allgemein üblichen Flaschenzug in Anwendung (S. 226); nächst dem aber kam, neben mancherlei Arten von Mörtel und starken Verbandmitteln (als hölzernen Döbeln, metallnen Klammern u. s. w.),<sup>3</sup> auch die Steinsäge auf: Der künstliche Steinschnitt wurde erfunden (Paus. V. 10), ja wie anzunehmen ist, zum abrunden der Säulen, selbst drehbankartige Maschinen ins Leben gerufen.<sup>4</sup>

So ausserordentlich indess das Ergebniss dieser Gesamt-

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 50 (1); §. 52 (2. 3): F. Kugler. Geschichte d. Baukunst. I. S. 176; F. Hermann. Culturgesch. I. S. 45. not. 7 u. A.; vergl. für die entgegenstehende Ansicht bes. C. Bötticher. Die Tektonik der Hellenen. I. (Einleitung und Dorika) Potsdam. 1844. und dagegen wiederum F. Thiersch. Ueber das Erechtheum. 2. Abhdlg. S. 20 ff.; S. 38 ff. — <sup>2</sup> O. Müller. Handbuch. §. 46 (1). — <sup>3</sup> Ders. a. a. O. §. 105 (1). — <sup>4</sup> L. v. Klenze in: Amalthea oder Museum der Kunstmythologie u. s. w. III. S. 71 ff.

thätigkeit also nicht sowohl in rein künstlerischer, als zugleich in praktisch-technischer Hinsicht war, währte es dennoch geraume Zeit, ehe man es sich angelegen sein liess, auch den Profanbau in ähnlicher Weise zu fördern. Zwar versäumte man es jetzt ebensowenig, die zur äusseren Wohlfahrt und Sicherheit des Staates nicht zu umgehenden Anlagen, die mancherlei Damm-, Kanal- und Mauerbauten, und nun diese wohl mit um so grösserer Zweckmässigkeit herzurichten, — der rein künstlerische Betrieb jedoch blieb noch einstweilen ausschliesslich auf die Verherrlichung des Kultus, auf die Beschaffung von Heiligthümern beschränkt. Selbst bei dem zum grossen Theil von Perikles geleiteten Neubau Athens (S. 696) bildeten durchaus sie den Mittelpunkt der Bethätigung. Gleichsam nicht eher, als bis an ihnen die Kunst ihre höchsten Triumphe gefeiert, wagte man sich an die Errichtung auch anderer dem Gemeinwesen bestimmter Baulichkeiten. Nunmehr wurden allerdings auch diese (obschon nicht ohne gewisse, sie vom Kultusbau unterscheidende Grenzen) ebenfalls in das Bereich der Kunst mit hineingezogen, doch der eigentliche Privatbau vermochte auch jetzt noch keine höhere, architektonische Bedeutung zu gewinnen. Er überhaupt entwickelte sich erst spät; sicher nicht vor dem peloponnesischen Kriege, wobei dann

#### das Haus,<sup>1</sup>

die wohnliche Stätte, muthmasslich selbst bis zur Zeit makedonischer Herrschaft, insbesondere aber bei den Doriern, immer noch ein vorherrschend bescheidenes Gepräge bewahrte.

Bei diesen wenigstens waren neben den im gesammten Griechenthum tief wurzelnden Anschauungen und Lebensbedingungen, die an sich der baulichen Ausbildung des Hauses entgegenstanden, bis auf Lykurg zurückgeführte Verordnungen vorhanden, welche derselben sogar in gesetzlicher Weise wehrten. Indem sie, wie es der Lakonismus beliebte, zwar mit nur wenigen Worten bestimmten, „die Thüre blos mit der Säge, die Decke nur mit dem Beile herzurichten,“ genügten sie dennoch vollkommen, (ohne eben die räumliche Ausdehnung zu beschränken) doch der Entstehung steinerner Wohnstätten, einem Verlassen des alten Holz- und Fachwerkbauens, gleichsam auch technisch vorzubeugen. —

Im Uebrigen fehlt es für die nähere Kenntniss nicht nur dieser altdorischen Häuser, als vielmehr für die des (europäisch-) griechischen Hauses im Allgemeinen an sicher bestimmenden Zeug-

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 293 ff.; ders. Die Dorier. II. S. 250 ff.; A. Becker. Charikles. I. S. 166 ff. Taf. I.; C. Böttcher. Andeutungen über das Heilige und Profane. S. 15 ff.; F. Hermann. Privatalterth. §. 19.

nissen. Reste derartiger Bauten haben sich nicht erhalten und die Nachrichten sind im Ganzen nur spärlich und dunkel. Sie reichen kaum bis über die Zeit des peloponnesischen Krieges. Somit aber bieten sie namentlich für den Gang der Entwicklung, für die allmälige Aus- und Umbildung der wohnlichen Räume auch nicht einmal Anknüpfungspunkte dar. —

Das der Entstehung aller menschlichen Wohnung zu Grunde liegende Bedürfniss nach einer schützenden Ruhe- und gesicherten Herd- oder Feuerstätte lässt jedoch nicht daran zweifeln, dass auch sie der Ausgangspunkt des griechischen Hauses war; <sup>1</sup> dass daneben letzteres schon früh durch säulenartige Verwendung hölzerner Stützen, flache und giebelförmige Bedachung erweitert ward, stellte sodann der oben berührte ältere hellenische Tempel mit kaum minderer Sicherheit ausser Frage (S. 810). Ist es so aber ferner gewiss, dass eine Erweiterung zunächst nur durch Umbauung des — ob aber schon unbedachten und ringsumsäulten? — Herdraums geschah, so ist gleich sicher auch anzunehmen, dass die bereits je nach den Stämmen verschiedene Sitte schon dabei Einfluss ausgeübt hat. Und so steht denn wohl wiederum kaum zu bezweifeln, dass die Dorier sich mit nur wenigen, beiden Geschlechtern gemeinsamen Räumen begnügten, der (achäisch-) ionische Stamm dagegen, und zwar hauptsächlich nur er, dem nur ihm eigenen Abschlussystem der Weiber gemäss, zugleich besondere Frauengemächer erbaute. —

Für den ferneren Verlauf wohn-räumlicher Gliederung bietet die Schilderung von den Palästen der homerischen Helden das älteste Beispiel (S. 429). Zieht man von ihr alles dasjenige ab, was einestheils wohl der dichterischen Phantasie, andernteils aber einem (doch gewiss nicht ohne Pracht und beträchtlichen Umfang bestandenen) kleinasiatischen Herrschersitz zugeschrieben werden muss, so lässt sie solche vom Herd ausgegangene, durch Familienbedürfniss allmäliger erweiterte Anlage nicht verkennen. So aber entspricht sie wiederum der durch jene späten Notizen geschilderten (attischen) Hauseintheilung in dem Maasse, dass es dann allerdings fast scheint, als habe man namentlich in Athen eine dem ähnliche Anordnung stets befolgt oder doch bis zu dieser Epoche (in den Grenzen städtischer Beschränkung) gleichfalls entwickelt. —

So weit sich nämlich jene Nachrichten überhaupt vereinigen lassen, bildete zunächst die Grundform der grösseren Stadthäuser im Allgemeinen <sup>2</sup> ein eben nicht allzuhoch geführtes Oblongum. Dieses, etwa doppelt so lang als breit, umfasste sodann, als Hauptabtheilungen des Ganzen, das Vorhaus

<sup>1</sup> Vgl. C. Bötticher. Andeutungen über das Heilige und Profane, S. 17 ff.

<sup>2</sup> Vergl. den von A. Becker. (Charikles. Taf. I.) entworfenen Grundriss.

oder die Männerwohnung (Andronitis) und das Hinterhaus oder die Weiberwohnung (Gynäkonitis):

Durch einen Thorweg, der einen Vorplatz schloss, oder (wo solcher fehlte) dann durch eine unmittelbar auf die Strasse mündende Hausthür, betrat man eine Art von Flur oder einen korridorähnlichen Gang (Thyrorreion). Auf ihm, zwischen Seitengemächern hindurch, die wirthschaftlichen Zwecken<sup>1</sup> (auch dem Thürhüter zum Aufenthalt) dienten, gelangte man direkt in eine grosse, viereckte Halle (Peristyl; Aule). Sie, der Hauptsaal der Männerwohnung, war unbedacht, nur von einem gedeckten Säulengange umzogen. In ihrer Gesamtanlage dem Vorhof homerischer Paläste, ja vermuthlich dem Urbau des griechischen Hauses entsprechend, fand sie auch jetzt noch ihren Mittelpunkt in dem hier aufgestellten, nunmehr jedoch allein der häuslichen Andacht gewidmeten Herd oder Altar des hausbeschützenden Zeus (Herkeios). Rings um die Halle lagerten Zimmer an Zimmer. Sie, zu privater Benutzung der Männer bestimmt,<sup>2</sup> waren zum Theil unter sich, doch sämmtlich mit dem viereckten Hof durch Pforten verbunden. — Ein dem Haupteingange gegenüberliegender Korridor (Metaulos oder Mesaulos) leitete aus ihm in die ausschliesslich den Weibern angewiesenen Räume. Er, gleichfalls wie jener, von Seitenkammern begrenzt,<sup>3</sup> mündete zunächst auf einen dem Männerhof ähnlich gebildeten Saal. Dieser, der jedoch wie es scheint gewöhnlich nur auf den sich von seinem Eingange aus erstreckenden drei Langseiten mit einer bedeckten Säulenstellung eingefasst war, wurde dann wieder von einer Anzahl verschiedener Zimmer, den eigentlichen Frauengemächern u. s. w. cellenartig umzogen.<sup>4</sup> — Nach Maassgabe ausgedehnterer Anlage reihten sich auch noch an diesen Hof zunächst eine Art Halle (Prostas) und dahinter besondere, etwa für die Dienerschaft bestimmte Arbeitssäle. Letztere hatten vermuthlich eigene, auf die hinter dem Hause fortlaufende Strasse (oder zunächst in ein Gärtchen) führende Thüren, so dass, auch ohne den weiberdienstlichen Verkehr zu hindern, doch durch Sperrung des inneren Verbindungsganges (Metaulos) die Wohnung der Frauen von der der Männer völlig abgeschlossen werden konnte.

Trugen die Häuser einen Oberstock (Hyperoon), so führte zu diesem nicht selten eine Treppe unmittelbar von der Strasse. Im Uebrigen scheint derselbe immer nur leicht, zumeist von Bret-

<sup>1</sup> Diese Fronräume benutzte man vermuthlich zu Stallungen, Werkstätten, Verkaufslokalen u. dergl. — <sup>2</sup> Zu ihnen zählten ohne Zweifel Speise- und Bibliothekszimmer, Gast- und Empfangsstuben u. s. w. — <sup>3</sup> Aus einer derselben führte wohl auch eine Treppe auf das Dach oder (wo solcher vorhanden) in den Oberstock. — <sup>4</sup> Von diesen Zimmern waren einzelne zu Vorrathskammern eingerichtet; ein anderes diente zur Küche. Hier auch lagen, einander gegenüber, die ehelichen Schlafgemächer (Thalamos und Amphithalamos).

tern, dünner Beschalung und Sparrwerk hergestellt worden zu sein. Er, selbstverständlich allein von den die Hallen umgebenden, solideren Baulichkeiten gestützt, war ohne Zweifel, ähnlich wie sie, in viele Einzelräume geschieden. Diese dienten dann vorzugsweise den Sklaven und Dienern, als auch den etwaigen Fremden und Gästen des Hauses (falls man eben keine bestimmte, erdgeschossige Gastzimmer hatte) zur Wohnung und Schlafstatt. Während, wie anzunehmen ist, hauptsächlich nur seine Räume ihr Licht durch Fenster erhielten, blieb die natürliche Beleuchtung des Untergeschosses wesentlich auf die in die Höfe einfallende Helle beschränkt. — Böden im engeren Sinne hatte man nicht, wahrscheinlich aber zu Vorrathskammern u. s. w. eingerichtete, unterirdische Keller. —

Die Entwicklung des eigentlich architektonischen Schmuckes erstreckte sich muthmaasslich von Innen nach Aussen. Die erste Anregung zu einer reicheren Gestaltung des, wie oben berührt, bei den Doriern ohne Rechtsverletzung kaum zu umgehenden, doch auch in Attika durchgängig befolgten Holz- und Fachwerkbauwes ging, wie wohl nicht zu bezweifeln ist, von den kleinasiatischen Joniern aus. In dem schon früh von diesen beeinflussten Korinth war man bereits um 490 v. Chr. dahin gelangt, die zum Innenbau bestimmten Balken scharf zu behauen und möglichst künstlich zusammenzufügen. Doch auch diese Neuerung fasste nur langsam Fuss. Namentlich aber waren es auch dabei die streng gewohnten Lakedämonier, welche der ihnen altüberkommenen, durchaus kunstlosen Weise getreuer verblieben. Noch spät erzählte man sich, dass eben zu jener Zeit der Spartiat Leotychidas beim Anblick einer derartig gezimmerten Decke im Hause seines korinthischen Wirthes diesen beissend genug gefragt habe, ob bei ihnen die Hölzer viereckig wachsen! —

Von den athenischen Häusern heisst es ausdrücklich, dass sie vor dem Beginn der perikleischen Verwaltung durchgängig einfach und unansehnlich waren: Die Wohnungen ausgezeichneter Männer, so die des Themistokles, Miltiades, Aristides und anderer bedeutenden Feldherren, sollen in nichts von denen der übrigen Bürger verschieden gewesen sein. Ebenso wird auch berichtet, dass man sich selbst noch während der Dauer jener glorreichen Epoche, ungeachtet der sich in öffentlichen Bauten entfaltenden Pracht, ja sogar lange darüber hinaus, mit nur schmucklosen, einzig für das hausstandliche Bedürfniss eingerichteten Privatwohnungen begnügt habe.

Ehe sich ihrer überhaupt der Luxus bemächtigte, beschränkte sich aber die Ausstattung hier und so wohl noch mehr die der dorischen Häuser (aussen wie innen) einzig auf eine weisse, hellglänzende Tünche und einen aus Lehm, Gips, Kalk oder Steinen festgefügtten Fussboden oder Estrich. Weder das Aeussere

noch das Innere war irgend wie architektonisch geschmückt.<sup>1</sup> Decken und Vorhänge dienten zum Theil als Verschluss der Zimmer, zum Theil, über die Hoföffnungen gespannt, als Schutz gegen Sonnenhitze und Unwetter. Zur Seite der Hausthür, die (einer alten Verordnung gemäss) nur nach innen zu beweglich sein durfte und mitunter durch einige Stufen erhöht war, befand sich gewöhnlich ein Altar; neben diesem ein den Apollo Aegyieus symbolisirender Spitzpfeiler (Herme) und ein dem Gotte geheiligter Lorberbaum. —

Die frühesten Abwandlungen von einer solchen durchaus anspruchlosen Einrichtung begannen zunächst in Athen und, wenn natürlich auch nur vereinzelt, doch schon fast gleichzeitig mit der nach dem Tode des Perikles hier immer mehr um sich greifenden Entartung (S. 696). Schon Alkibiades, aber zugleich der Tonangeber daselbst, wird als der erste bezeichnet, welcher nicht sowohl die Wände seiner Gemächer mit Wandgemälden, als auch deren Decken mit mancherlei Ornamenten versehen liess. Ihm folgten die Vornehmen der Stadt und zwar, wie es scheint, sehr bald, so dass bereits Demosthenes, wenn auch sicher nicht ohne einige absichtliche Uebertreibung, doch wohl immerhin genügende Ursache fand, den zeitigen Staatsmännern die Pracht ihrer Häuser sogar zum Vorwurf zu machen.

Im Ganzen mag jedoch auch noch diese Klage, da sie hauptsächlich nur im Rückblick auf die früher geherrschte Einfachheit der Sitte geführt ward, wesentlich mehr auf die Dekoration als solche und den damit verknüpften Aufwand an Mitteln, als auf eine eigentlich architektonische Durchbildung gerichtet gewesen sein. Diese fand erst, wie gesagt, in noch späterer, alexandrinischer Zeit statt, wo sie dann allerdings in schnellerem Verlauf, doch natürlich immer nur an den Häusern der Grossen und Reichen, bedeutenden Umfang gewann. Ohne auch den einmal gewonnenen Grundplan der Gebäude, deren innere Eintheilung nach Raum und Zweck (S. 813), viel zu verändern,<sup>2</sup> schritt man doch nunmehr dazu, das bis dahin zumeist angewendete Material (Holz und gebrannte Ziegel) durch Quadersteine zu ersetzen. Ihre Gesamtanlage wurde erweitert und so auch allmählig das Innere derselben zu einem Steinbau umgewandelt. Die hölzernen Stützen um die Höfe wurden durch steinerne Säulen (Marmor) verdrängt; an die Stelle des Estrichs traten Mosaikfußböden;<sup>3</sup> die einfachen Vorhänge u. s. w. machten kostbar ge-

<sup>1</sup> Eine wesentliche, doch mehr geräthliche Ausstattung der einzelnen Räume bestand in einer Anzahl kleiner, verschiedenen Göttern geweihter Altäre. So waren in Mitte eines Männersaals der Herd der Hestia, irgend wo im Vorhause ein Altar des Hermes, in anderen Räumen die Stammgötter (Penates) der Familie, im Schlafgemach die Schutzgottheiten der Ehe und Hochzeit, im Arbeitssaal ein Heiligthum der Athene Ergane u. a. aufgestellt. —

<sup>2</sup> Vergl. im folgenden (vierten) Kapitel das römische Wohnhaus. — <sup>3</sup> Vgl. O. Müller. Handb. §. 322. bes. not. 4.

wirkten (persischen und indischen) Teppichen Platz und neben der immer mehr kunstvollen Verzierung der Wände mit Malereien kamen Stuckornamente auf. In noch weiterem Verfolg des Luxus mischte man auch den eigenen (hellenischen) Bauformen fremde Elemente bei. Am Schluss der Epoche sprach man bereits, ausser von „korinthischen“ Hallen u. s. w., von „kyzikenischen“, von „ägyptischen“ Sälen u. a.

Bei aller Pracht, die sich so im Innern der städtischen Paläste und vermuthlich in noch höherem Grade bei den Landsitzen der reichen Athener entfaltete, blieb indess wie es scheint die Aussen-Architektur immer noch einfach und prunklos. Zwar steht nicht zu bezweifeln, dass auch sie davon mitberührt ward, im Ganzen aber, wie anzunehmen ist, bewegte sie sich doch dem gegenüber in bei weitem engeren Grenzen. Die den Griechen selbst noch in späterer Zeit eigene Scheu vor einer möglichen Entweihung des Heiligen, liess sie mindestens kaum dahin kommen, die eben nur am Kultusbau wahrhaft künstlerisch entwickelten Formen gleichmässig für das Wohnhaus in Anspruch zu nehmen. Hauptsächlich aber hielten sie sich davon fern, den wesentlichen Schmuck des Tempels — seine von Säulen gestützte, mit bildnerisch verziertem Giebel gedeckte Vorhalle — auch auf letzteres zu übertragen.

#### Der hellenische Tempel<sup>1</sup>

im Allgemeinen war und blieb dem Begriff nach Haus des Gottes und als solches auch formal, als eigentliches „Säulenhaus“, charakterisirt. Was einzelne Sagen von hohlen Baumstämmen als den ältesten Aufbewahrungsorten von Götterbildern berichten, gehört einer dunkeln, mythischen Vorzeit an. Doch schon in den mehr historisch begründeten Andeutungen der frühesten, von Holz gezimmerten Tempel (S. 810) spricht sich bereits jenes Gepräge, als das dem Heiligthum eigene, entschieden aus.

<sup>1</sup> Zu den bereits näher bezeichneten Werken von O. Müller. Handbuch; C. Schnaase. Gesch. d. bild. Künste; F. Kugler. Gesch. d. Baukunst; wo zugleich die umfassendsten Hinweise auf das den Gegenstand speciell betreffende literarische und bildliche Material, s. namentlich hinsichtlich des „Zwecks und der Form“ des hellenischen Tempels und seiner darauf beruhenden konstruktiven Beschaffenheit die Untersuchungen von C. Bötticher. Andeutungen über das Heilige und Profane u. s. w. Berlin. 1846; Der Hypäthraltempel u. s. w. Potsdam 1846; Die Tektonik der Hellenen. II. Potsdam 1852. Ueber den Parthenon zu Athen und den Zeustempel zu Olympia, je nach Zweck und Benutzung (Zeitschrift für Bauwesen. Berlin. 1852); dazu aus der grossen Anzahl von zusammenfassenden Darstellungen nächst F. Hermann. Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer. §. 18 ff., vorzugsweise W. Lübke. Geschichte der Architektur. Leipzig. 1855. S. 57 ff.; F. Fergusson. The illustrated Handbook of Architecture. Lond. 1855. S. 262 ff.; J. Overbeck. Pompeji in seinen Gebäuden u. s. w. Leipzig. 1856. S. 62 ff.

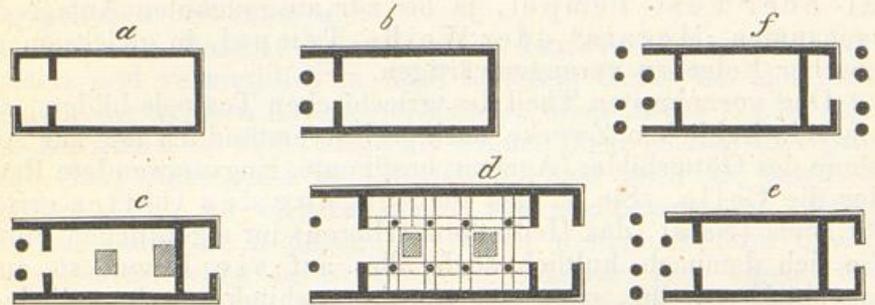
Wie sich dies bis zur höchsten Vollendung aber im Steinbau entfaltete, dafür legen dann allerdings die noch vorhandenen Trümmer die herrlichsten Zeugnisse ab. Sie sind indess zugleich geeignet auch die räumliche Ausbildung des Tempels, und zwar von seiner Grundform eines nur einfachen, ringsum geschlossenen Baues bis zu dem Säulenhause der umfangreicheren Agonal- oder Fest-Tempel, ja bis zur ausgedehnten Anlage der sogenannten „Megara“ oder Weihe-Tempel, in gleichsam genetischer Folge zu vergegenwärtigen. —

Den vornehmsten Theil des griechischen Tempels bildete, seinem rein kultlichen Zwecke nach, selbstverständlich der zur Aufnahme des Götterbildes (Agalma) bestimmte, ringsumwandete Raum oder die Cella. Sie ist das zur Bergung des Gottes errichtete Haus (Naos), das Heiligthum (Hieron) im eigentlichen Sinne. Wie sich demnach kultlich auch alles auf sie bezog, so auch ging einzig von ihr, eben nur als eine architektonisch gegliederte Umfriedung derselben, jede fernere, bauliche Erweiterung aus. — Für deren Form genügte den mit dem Götterbilde verknüpften, religiösen Anschauungen, wie der Absicht dasselbe zu sichern, die der einfachen Hütte durchaus (vergl. *Fig. 189 b*; *Fig. 190 a*). Sie ist die Grundgestalt der Cella: Indem sie aber so, ganz in Uebereinstimmung mit einem uralten, auf Ocha befindlichen Steinbau (hier mit pyramidal? sich verjüngender Pforte) bis in die späteste Zeit hauptsächlich nur aus einem von senkrechten Wänden umgebenen, halb so breiten als langen Gemach mit ganzer oder theilweiser, flacher oder giebelförmiger Bedachung bestand, hatte vermuthlich auch sie, vielleicht traditionell (typisch) bedingt, zugleich ein getreues Nachbild der ältesten, heiligen Stätten bewahrt (vergl. *Fig. 193*).

Die Errichtung der Cella geschah stets auf einem sie vom Profanen bestimmend absondernden Unterbau in der Längsaxe von Westen nach Osten. Hier war der Eingang und ihm gegenüber, im Westen des Raums, wurde, auf erhöhender Basis (Bathron), das Bild (Agalma) und vor diesem der Herd, nun Weihaltar, aufgestellt. Je nachdem es der Kultus des einen oder des andern Gottes erforderte war sie, wie eben bemerkt, entweder ganz oder nur theilweis (hypäthral) bedacht. In ersterem Falle erhielt sie ihr Licht entweder allein durch die geöffnete Pforte oder, reichte diese für ihre Grösse nicht hin, vielleicht noch durch fensterartige Oeffnungen zur Seite derselben; im anderen Falle natürlich auch noch durch die Lücke im Dach (Opaion), was dann aber wieder zu eigenen Einrichtungen führte. Letztere nämlich erforderte stützende Säulen. Genügten ihrer bei kleinerem Raum auch nur vier (je eine auf den Ecken des viereckten Durchbruchs), so trat zu diesen, bei umfangreicherer Anlage, doch eine Vermehrung (auf der Langseite) hinzu; auch wurde nun das Bild

von der Westwand ab- und näher an das Opaion gerückt. — Bei noch mehrerer Ausdehnung nahm aber auch die Zahl der die Breite stützenden Säulen in gleichfalls entsprechendem Maasse zu.

Fig. 297.



Die Erweiterung der durchaus bedeckten Cella bestand dagegen vermuthlich zunächst allein in einer Verlängerung ihrer Langseiten (über die Front hinaus) zu einer Art von frei sich öffnendem Vorhaus oder „Pronaos“ (Fig. 297. a). Als stützenden Schutz des nun auf den Vorsprüngen (Anten) ruhenden Giebels fügte man dann zwischen sie auch wohl mehrere Säulen ein<sup>1</sup> (Fig. 297. b). So entstand der Tempel „in antis“ (vergl. Fig. 191. a. b). Er, welcher auch auf der Westseite — durch Herstellung eines zur Aufbewahrung von Tempelgeräth u. s. w. erfordernten Hinter-raums (Opisthodom?) — eine ähnliche<sup>2</sup> Erweiterung erfuhr (Fig. 297. c), ward dann vielleicht aber so zugleich auch das Vorbild für die äussere Gestaltung des hypäthralen Tempels.

Bei diesem nun kam, bei sonst gleicher Anordnung, der ursprüngliche Raum zumeist in die Mitte, der Altar aber dem Götterbild gegenüber (Fig. 297. d). — Hiermit war indess einer weiteren Durchbildung sowohl dieser wie jener Art der räumlichen Anlage der günstigste Anlass gegeben, wenigstens innerhalb der durch die Cella bedingten Grenzen ein weiter Spielraum gewonnen. Dieser so allerdings bestimmter bezeichnet, doch durch die stetige Vermehrung der dem Tempel zufließenden, in oder um ihn aufzustellenden Götterbilder und Weihegaben (Anaethma), endlich noch durch die Ausbildung des kultlichen Dienstes vollauf beansprucht, erfüllte sich eben dann auch im unmittelbaren Anschluss an das Vorhandene durch kunstvolle Beschaffung besonderer, das Gesamtareal des Tempels vergrößernder Anlagen. Sie erstreckten sich nun nach dem mit dem Bau verbundenen

<sup>1</sup> Natürlich stets in gerader Zahl, da sie den Eingang umgrenzten. —

<sup>2</sup> Hier bedingte schon der angedeutete Zweck einen völligen, durch eine verschliessbare Pforte zugänglichen, Umschluss.

kultlichen Zweck in mehr oder minder umfassendem Maass<sup>1</sup> sowohl auf das Innere wie Aeussere desselben.

Durch die schon oben angedeutete Erweiterung der hypäthralen Cella war für sie bereits ein nicht unbeträchtlicher Raum zur Aufstellung von Bildern und Weihgeschenken gewonnen. Diese erhielten hier ihren Platz vermuthlich zwischen den einzelnen Säulen und wohl, je nach ihrem engeren oder weiteren Bezug zu der im Raume befindlichen Gottheit, theils in nächster Nähe derselben, theils entfernter von ihr. Wie man dann ferner nach Umstand und Zweck wohl das Kultusbild selbst mit einem Gitter umzog oder durch Teppiche schloss, so auch wurden dann vielleicht jene theilweis umfasst, indem man die Räume zwischen den Säulen und die zwischen Säule und Wand in ähnlicher Weise füllte. Diejenigen Bildwerke aber, die sich nicht zur Aufbewahrung im Cellenraum eigneten, fanden wohl ihre (ob gleich gesonderte?) Stelle im Vorhaus oder Pronaos. Ebenso bei den bedeckten Tempeln, wie denn diese wiederum ihren gleichmässigen Antheil auch an der Gesamtentwicklung des Hypäthron hatten.

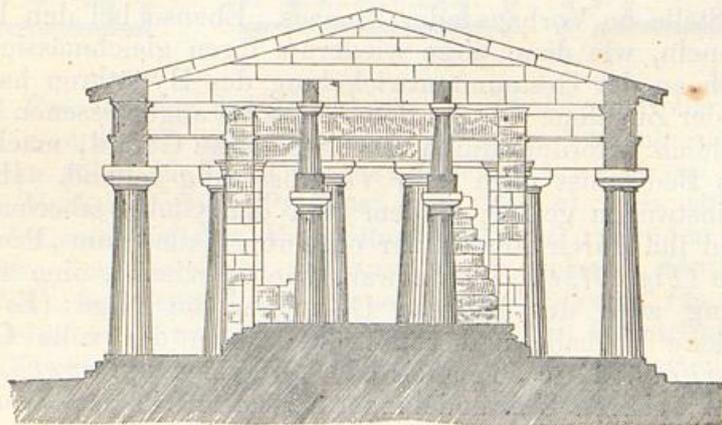
Mit der Zunahme der nur dem Vorhause angemessenen Werke, hauptsächlich befördert durch das ästhetische Gefühl, machte sich auch das Bedürfniss nach ihrer Vergrösserung geltend. Ihm nun wurde einstweilen genügt, indem man den Giebel abermals vorschob und ihn durch Stützen zur offenen Halle, zum „Prostylos“ gestaltete (*Fig. 297. e*). Davon war, wie es scheint, eine ähnliche Umbildung auch des hinteren Gemaches die Folge: Es erhielt eine gleiche Vorhalle und somit das Ganze das volle Gepräge eines gegensäuligen Tempels oder „Amphiprostylos“ (*Fig. 297. f*). Alle noch weiteren Umwandlungen, insofern sie das Aeussere der Cella betrafen, gingen dann so von den Hallen aus. Sie bestanden zunächst darin, dass man (um ferneren Raum zu gewinnen) die Cella vollständig mit Säulen umgab und somit sie zu einem „Peripteros“ machte (*Fig. 301*). Der dadurch gewonnene Gang eignete sich nun, wie das Innere des Tempels, gleichfalls zur Aufstellung von Statuen u. s. w. — Aber auch dabei liess man es nicht bewenden. Selbst dieser Gang ward in einzelnen Fällen noch mit einer zweiten Reihe von Säulen zu einem „Dipteros“ völlig umgrenzt. — Zu anderweitigen Zwecken wurden sodann noch mitunter jene Doppelgänge erweitert, dass man die mittlere Reihe gleichsam (zum Schein) an die Cellenwand schob. Ein solcher

<sup>1</sup> Die wirklichen, nur dem Priester betretbaren Gotteshäuser nahmen natürlich, so weit es die Cella betraf, am wenigsten daran Theil; mehr schon die zu einer allgemeineren Gottesverehrung der Gläubigen dienenden eigentlichen Festtempel, wohingegen dann die Weihhäuser (Megara), zur Aufnahme einer grossen Anzahl von Menschen (bis zu 6000) bestimmt, selbstverständlich auch die weiteste Ausdehnung beanspruchten (siehe besonders C. Böttiger. Die Tektonik u. s. w.).

in Wahrheit „Pseudo-Dipteros“ gab dann schliesslich vielleicht Veranlassung auch einzelne Tempel ohne umlaufende Hallen, nur durch derartige Halbsäulen geziert, als „Pseudoperiptera“ herzustellen. —

Die mit einer derartigen Ausdehnung wenn auch ziemlich gleichmässig fortschreitende Raumvermehrung des Innern überbot jedoch nie, mit Ausnahme bei den grossen Weihetempeln, die einmal gezogene Grenze der Dreitheilung. Zwar erweiterte man die zwischen den das Dach stützenden Säulen sich erstreckenden Gänge, ihnen selbst aber fügte man keine dritte und vierte Reihe hinzu. Dagegen setzte man zuweilen auf sie eine Obergallerie (Hyperoon). Zu ihr, die in einer auf den unteren

Fig. 298.



Säulen schwebenden und somit verhältnissmässig nur leichteren Säulenstellung bestand (Fig. 298), führten entweder vom Vor- oder Hinterraum aus, zumeist wohl in die Cellenwand eingelassene, steinerne Stiegen. —

Wie der Tempel als ein für sich bestehendes Ganzes (Hieron) stets durch einen verhältnissmässig hohen (gewöhnlich blos dreistufigen) Unterbau aus seiner Umgebung eben nur emporgehoben werden sollte, so erfüllte dieser auch nie den Zweck einer Treppe. Sie bildete vielmehr einen vor den Eingängen in ihn eingeschobenen, besonderen Theil. — Alles ihn umgebende Land, soweit es zu seinem Besitzthum zählte, galt als heilig und unverletzbar. Demnach wurde auch dies (Temenos) durch eine Umfriedung (Peribolos) — Zaun oder Mauer — ringsum begrenzt. Was in engerer Beziehung zum Tempel stand, fand hier seinen Platz. Dem Haupteingange desselben gegenüber erhob sich auf abgeändertem Plan der oft in gewaltigen Dimensionen errichtete Brandopferaltar (Thymele); ihm reihten sich, hie und da zer-

streut, kleinere Altäre<sup>1</sup> an. Statuen und Kunstschatze der verschiedensten Art, Nebentempel und andere bauliche Heiligthümer, wohl auch die Wohnungen der Priester erfüllten den Raum. Seinen Eingang schmückte nicht selten ein von Säulen getragenes, prachtvolles Vorthor (Propylaion). —

Seitdem man die alten Tempel verlassen, bediente man sich zur Errichtung derselben ausschliesslich des Steins.<sup>2</sup> Wo sich, wie im Hymettos, Pentelikon und auf Paros hinreichend Marmor fand, wurde nur er benutzt. Anderweitig sah man sich mehr auf die ja überall genügende Fülle von gröberem Kalktuff verwiesen; doch wusste man sich auch dabei zu helfen, indem man gleichzeitig Stuck, als feinstes Ueberzugsmittel, verwendete. Mörtel brauchte man kaum. Ihn ersetzte das überaus genaue Gefüge der Quadern, so dass sie sämmtlich, specifisch und konstruktiv, in ihrer Lage beharrten: — Technik und Kunst hielten einander völlig die Wage. —

Die Kunst war es somit auch allein, insofern sie sich eben bei den verschiedenen Stämmen verschieden äusserte, welche den Heiligthümern derselben je ein besonderes Gepräge verlieh. Weniger betraf dies die Cella, die, wie bemerkt, einmal typisch bestimmt (?), auch ihren ursprünglich einfachen Charakter fortdauernd bewahrte. Um so entschiedener erstreckte sie sich auf deren Umgebung. Gleichwie aber diese bei Doriern und Joniern wesentlich aus dem Giebelgebälk und der Säule bestand, so blieben denn sie, gleichmässig bei beiden Stämmen, auch das Hauptziel ihrer Bethätigung.

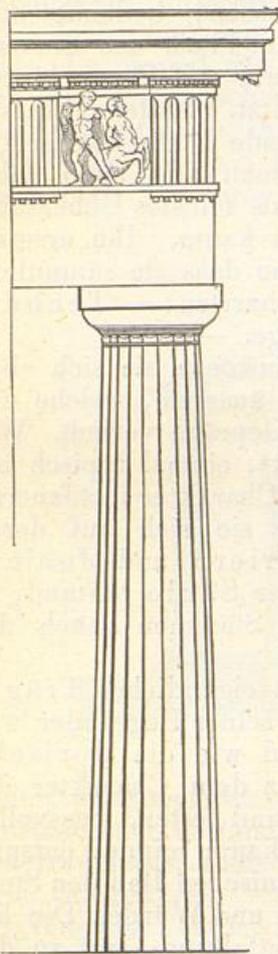
Dabei brachte sodann die Säule, als eigentlicher Träger des Ganzen, auch das individuelle Gepräge seiner Begründer wiederum zum ersichtlichsten Ausdruck; — und wie die dorische Säule an sich dem dorischen Tempel, ganz dem Charakter des Stammes gemäss, den Stempel des ernsten und festen, massvollen Beharrens aufdrückte, so auch verlieh in kaum minder entsprechendem Maasse die ionische Säule dem ionischen Bau den Stempel der dem ionischen Volke eigenen Anmuth und Würde. Die korinthische Säule, in ihrer reichereren Entfaltung, trat zu dieser als das Ergebniss gestaltender Laune und ein Bild der mit ihrer Fülle gern künstlerisch spielenden Zeit — des Ausgangs strengeren Schaffens — gleichsam abschliessend hinzu.

1. Die dorische Säule (*Fig. 299*) besteht einzig aus Schaft (Skapus) und Haupt (Kefalä; Kapitäl). Ihre Gesamthöhe umfasst nicht über  $5\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{2}{3}$ , an älteren Monumenten sogar nur 4-mal den Durchmesser ihrer Standfläche. Zu mehreren architektonisch geordnet, beträgt der Zwischenraum (Interkolumnium) je zwischen zweien, kaum  $1\frac{1}{4}$  bis  $1\frac{1}{2}$  desselben Maasses.

<sup>1</sup> S. unter: Geräth. — <sup>2</sup> Zur Herstellung der zumeist zweiflügeligen Pforten wurde wohl am häufigsten Bronze verarbeitet.

Der Schaft, bis auf  $\frac{1}{3}$  der Höhe sanft schwellend, sich dann nach oben um etwa  $\frac{1}{6}$  seines unteren Durchmessers verjüngend, ist zwanzigfach gefurcht (kannelirt).

Fig. 299.



Den Uebergang zum Kapital bezeichnet ein ihm ringsumlaufender Einschnitt. Ueber ihm erhebt sich der „Hals“ (Hypotrachelium). Er ist durch 3 feine Bändchen (Annulis) umfasst. Sie in mässiger Schmiege drängen allmähig nach aussen, sich zu einem förmlichen Polster, dem „Echinus“ steigernd. Er trägt, als gebälkvermittelndes Glied, eine viereckte Platte (Abakus). — Wo, wie bei dem Tempel „in antis“ (S. 818) die Langseiten mit flacher Front die Säulen begrenzen, erhält diese eine den letzteren ähnliche Gliederung. Dann gewinnt hier der Echinus die Form einer überkragenden Leiste und (darüber) der Abakus, dem entsprechend, die Gestalt einer vorgeschobenen Platte.

Das über dem Abakus lagernde Gebälk bildet zunächst ein massiger, aber einfacher Balken (Epistylum; Architrav). Nur mitunter erscheint er verziert: Höchstens durch eine Reihe schildförmiger Kreise (vergl. S. 376, Fig. 169. b; Fig. 193). In gewisser Höhe begrenzt ihn eine nur schmale Leiste (Taenia). Sie trennt ihn zugleich von dem Fries (Zone), der unmittelbar darauf ruht. Letzterer ist wechselweise in völlig quadratische Felder (Metopen) und sie je senkrecht begrenzende, dreimal gefurchte, oblonge Tafeln (Triglyphen) getheilt. Jene vielleicht nur ein Schluss ursprünglich offener, mit zur Erhellung des Innern dienender Lucken,

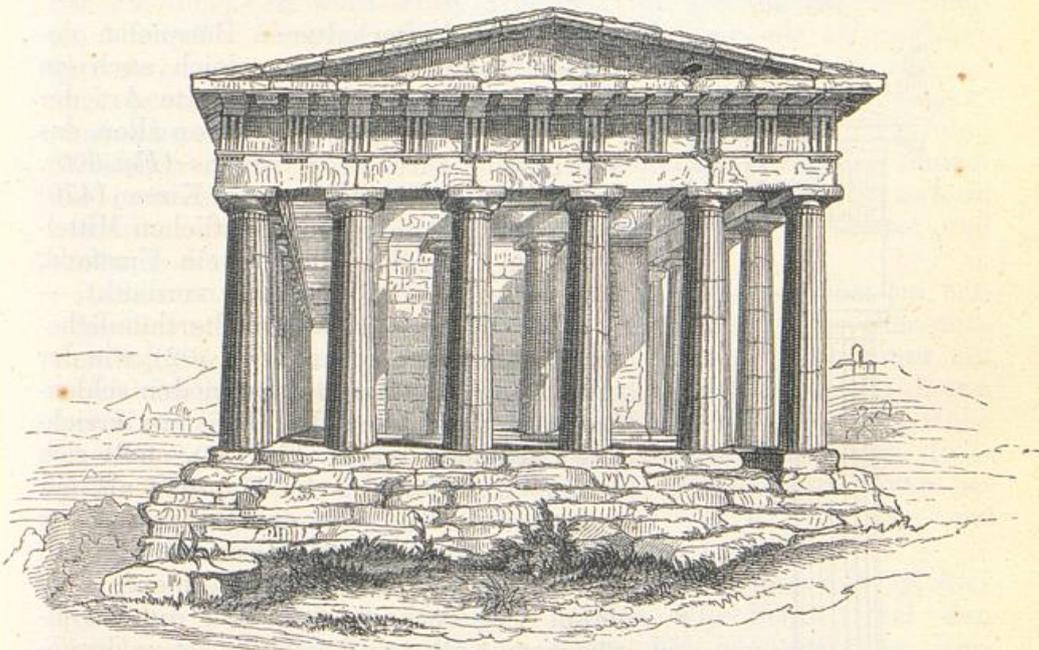
wurden zumeist mit Bildwerk plastisch geschmückt (Zophoros), diese dagegen unter der Trennungsleiste je mit einem Riemchen (Regulum) von gleicher Breite verziert, welches (drei) tropfenförmige Gebilde (Guttae) hält.

Auf dem Fries lagert das Gesims. Dieses gliedert sich in kleine mit Einschnitten ausgestattete Plättchen (Kymatia) die je über einer Triglyphe und einer Metope ruhen, und in einen darüber fortlaufenden Balken (Geison), der, vorbereitend zum Dach, unterhalb abgeschragt ist. Diese Schräge ist längs den Metopen und den Triglyphen mit kleinen Tafeln (Mutuli) besetzt, aus

denen, symmetrisch geordnet, pflockähnliche Zäpfchen blicken. Hierauf folgt ein zweites Kymatium; auf ihm dann jener Balken selbst, der sich nun, natürlich mit Wegfall dieser Tafeln, um den auf ihm lastenden Giebel als wirkliche „Kranzleiste“ fortsetzt und so, zugleich in seinen seitlichen Senkungen, mit zur Dachrinne (Sima) wird. Demnach erhielt er, zu Ausflussröhren, einen freihängenden Schmuck von Löwenköpfen. — Die Fläche des Giebels (Tympanon) wurde durch Bildwerk bereichert; auch statete man dessen Ecken und Spitze theils mit Figuren, theils mit aufgerichteten Flach-Ornamenten (Akroterien) aus.

Die anderweitigen Theile blieben dagegen prunklos. Die Deckung des Daches geschah mittelst marmorner, thönerner oder bronzener Platt- und Hohlziegel (Kalypteres;

Fig. 300.



Imbrices). Letztere, namentlich für die Dachschräge benutzt, schlossen gegen die Fronten mit kleinen verzierten Platten (Frontati), welche dann so die Firsten schmuckvoll umzinnen. — Die Decke unter der Halle, im Innern des Raums, wurde zumeist quadratisch gefeldert (Phatnomata; Lacunaria); die Wände erhielten höchstens einen sich unter dem Architrav hinziehenden Fries mit plastischem Bildwerk; alles Uebrige ward im Quaderbau einfach belassen. Jedoch kam zu der bildnerischen Ausstattung noch eine Bemalung (Polychromie) hinzu. Sie indess schloss sich

muthmasslich einzig dem Fries und dem Giebel als schmückende Zuthat an.<sup>1</sup>

Fig. 301.

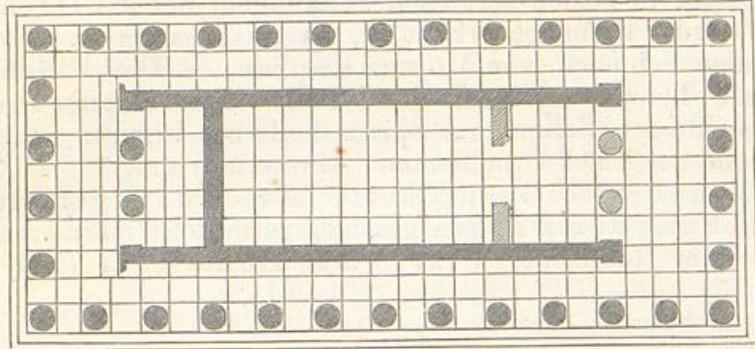
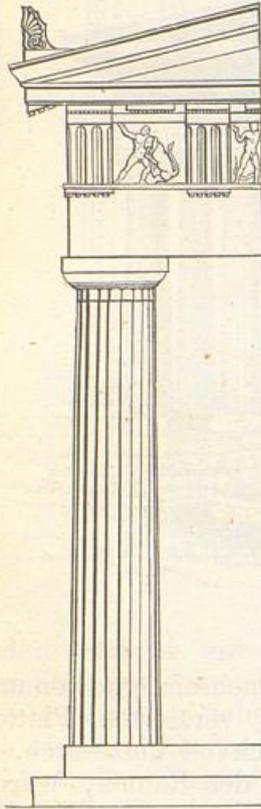


Fig. 302.



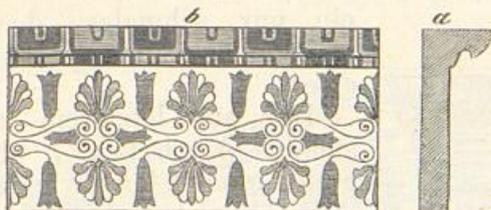
Zu den besterhaltenen Beispielen dorischer Tempel, welche zugleich auch ein Zeugniß für die eben erwähnte Art der Verzierung ablegen, zählt vor allen das sogenannte Theseion Athens (Fig. 300). Während der Oberleitung des Kimon (470) vollendet, diente es im christlichen Mittelalter zu einer Kapelle, — ein Umstand, dem es wohl seine Erhaltung verdankt. —

Das Ganze<sup>2</sup> in kaum alterthümlicheren Proportionen erbaut (Fig. 302), wie der etwa 20 Jahr später bereits in den schlankeren Verhältnissen des Dorismus errichtete Parthenon (vergl. Fig. 299), stellt sich seiner Grundform nach (Fig. 301) als ein auf zwei Stufen ruhender Peripteros von 45 Fuss Länge und 104 Fuss Breite dar. Mit Ausnahme seiner Fundamente, die dabei eingerechnet sind und die aus piräischem Kalkstein bestehen, ist er durchaus von penthelischem Marmor gefügt. Dabei verhält sich seine Höhe zur Länge etwa wie 1 zu  $3\frac{1}{6}$ , während die Grösse der Säulen  $5\frac{1}{2}$ -mal, ihre Standweite von einander  $3\frac{1}{2}$ -mal den unteren Säulendurch-

<sup>1</sup> S. bes. F. Kugler. Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen. Berlin. 1835; wieder abgedruckt mit Zusätzen u. s. w. in desselben: Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart. 1853 ff. I. S. 265 ff. III. S. 758. — <sup>2</sup> Vergl. J. Gailhabaud. Denkmäler. I.; F. Kugler. Gesch. der Baukunst. I. S. 233.

messer umfasst. — So weit die Farbenspuren hier und überhaupt ein Urtheil gestatten, erhielten die Triglyphen zumeist einen

Fig. 303.



blauen Anstrich, die Metopen und Giebel, doch mit Ausschluss ihrer plastischen Werke, ein mittleres Braunroth. Die auf der unteren Schräge des Kranzgesimses befindlichen Plättchen sammt den von diesen herabhängenden Pflöcken (so eben hier) wurden roth angefärbt;

das Riemchen unter den Triglyphen dagegen, wie diese selbst, vermuthlich stets blau. Der Fries im Innern der Halle — über dem sich bei dem in Rede stehenden Bau unter dem Portikus ein reizvoll gezeichneter Streif hinzieht (Fig. 303) — und der um die Cella ward blau grundirt; die Deckenbalken erhielten hochrothe Färbung. Die Kassettenfelder, als „Uraniskos“ gedacht, malte man blau mit rothen und goldenen Sternen; auch bezeichnete man, wie es scheint, die kleineren architektonischen Glieder mit leichten, ihrem Charakter entsprechenden Streifchen in Form von Mäandern, Palmetten u. dergl. Zudem fand, wie zu vermuthen steht, am eigentlichen Bildwerk in und über dem Giebel auch eine Verwendung von Bronze und theilweis Vergoldung statt. —

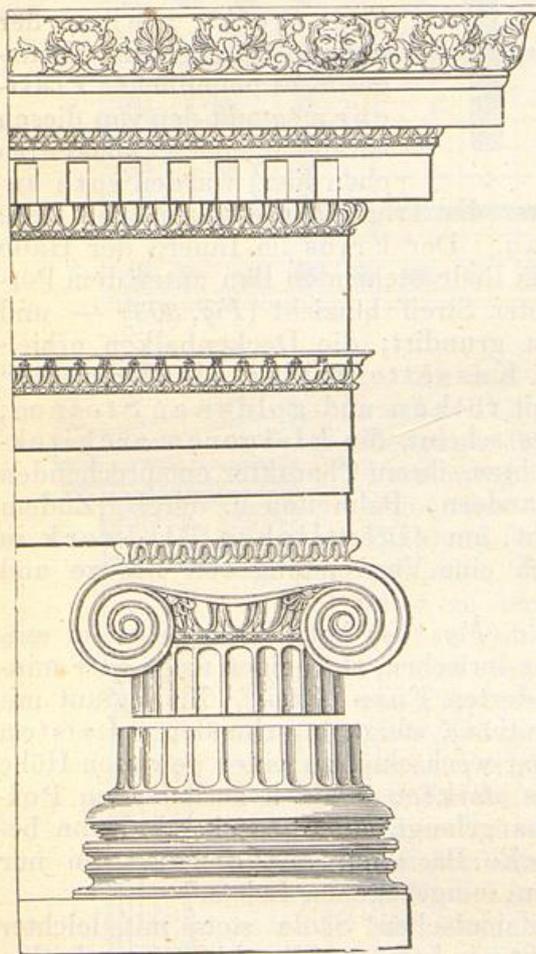
2. Die ionische Säule (Fig. 304) hat, als zunächst im entschiedensten Gegensatz zu der dorischen, stets einen mehr oder minder hohen, horizontal gegliederten Fuss (Basis). Er beginnt mit einer viereckten Platte (Plinthus), steigt, in schmälere Leisten und Hohlkehlen (Prochylos) wechselnd, zu einer gewissen Höhe empor, wo er in Form eines starken, rundlich ausladenden Polsters (Torus) zum Abschluss gelangt. — Abweichend davon besteht die sogenannte attische Basis nur aus einer, von nur zwei Polstern umschlossenen, eingezogenen Leiste.

Die Höhe des bei der ionischen Säule stets mit leichter Schmiege ruhenden Schaftes beträgt  $8\frac{1}{2}$ - bis  $9\frac{1}{2}$ -mal den Durchmesser seiner Standfläche; dazu, bei monumentaler Verwendung, der Abstand von Säule zu Säule zwei Längen desselben Maasses. — Gleichwie gegen den Fuss, schmiegt er sich gegen das Haupt; auch ist er mit vierundzwanzig Kanälen bezogen.

Auf ihm liegt das (von der Strenge des dorischen Stils zumeist abweichende) Kapital ohne weitere Vermittelung auf. Nur ein Stäbchen, häufig mit perlen- und eiförmigen Ornamenten besetzt, hebt es vom Schaft. Auf diesem lagert sofort eine Art von platter, nicht minder verzierter Wulst, und auf ihr die nach

Asien hindeutende, doppelte Schnecke (Voluta) (vergl. S. 228; S. 297; S. 435 ff.). Diese, auch zu den Seiten durch mehrere, sie gleichsam umfassende Bänder zwiefach getheilt, trägt (als

Fig. 304.



gebälkvermittelndes Glied) ein nur schmales, doch gleichfalls verziertes Plättchen.

Der auf letzterem lastende Architrav, obgleich minder hoch wie der dorische, ist doch wiederum architektonisch (dreifach) gegliedert; auch das ihn vom Fries abtrennende Glied reichlich geschmückt. Der Fries ist dagegen als ein nur einfacher Balken behandelt. Er indess wird, wo er das obere Gesims erreicht, durch eine abermals ornamentirte Leiste begrenzt. —

Der Sims, in einzelnen Streifen je vorkragend sich erhebend, wird zunächst durch einen Langstab gebildet, der konsolenförmig gezahnt erscheint. Ihm folgt eine mit Perlen u. a. bezogene Leiste; dieser ein glattbelassener Balken und ihm (das also dem Giebel umlaufende „Kranzgesimse“ beschließend) eine mit Ornamentenstreif wiederum reicher geschmückte, breitere Krönung.

Der Giebel, höher geführt als wie im Dorismus, trägt dann auf Fläche und Ecken gleichfalls einen oft reich komponirten, plastischen Schmuck. — Die Wände ziert zunächst der Decke ein kapitalartig breiterer Sims, welchen Eierstäbchen, Palmetten und Perlenbändchen umgrenzen. — Die Balkengliederung derselben folgt einem freieren Prinzip, dagegen trat, wie es scheint mit auf Grund jener plastischen Entfaltung, die Bemalung weit hinter dieser zurück. —

Abgesehen von mehr oder minder erhaltenen ionischen Tem-

peln und deren je nach Zeit und Oertlichkeit wechselnder Besonderheit, liefert für die anmuthvollste Verwendung der Form

Fig. 305.

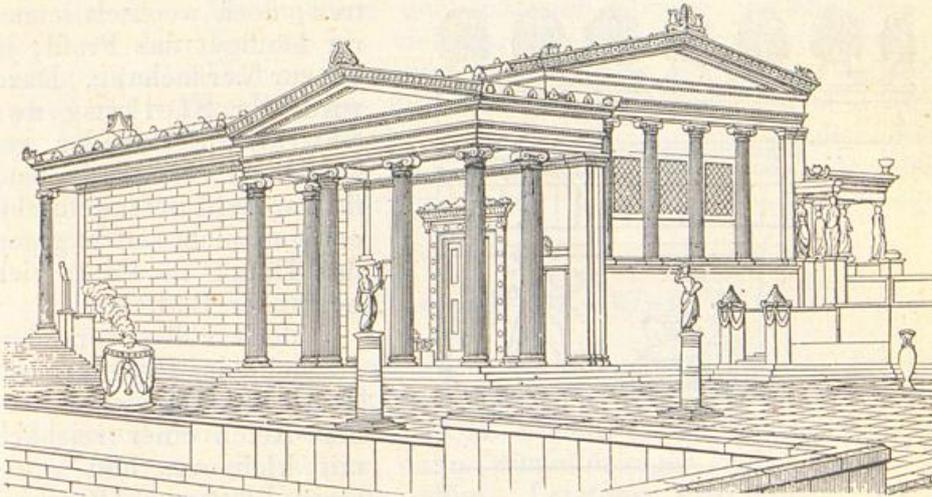


Fig. 306.



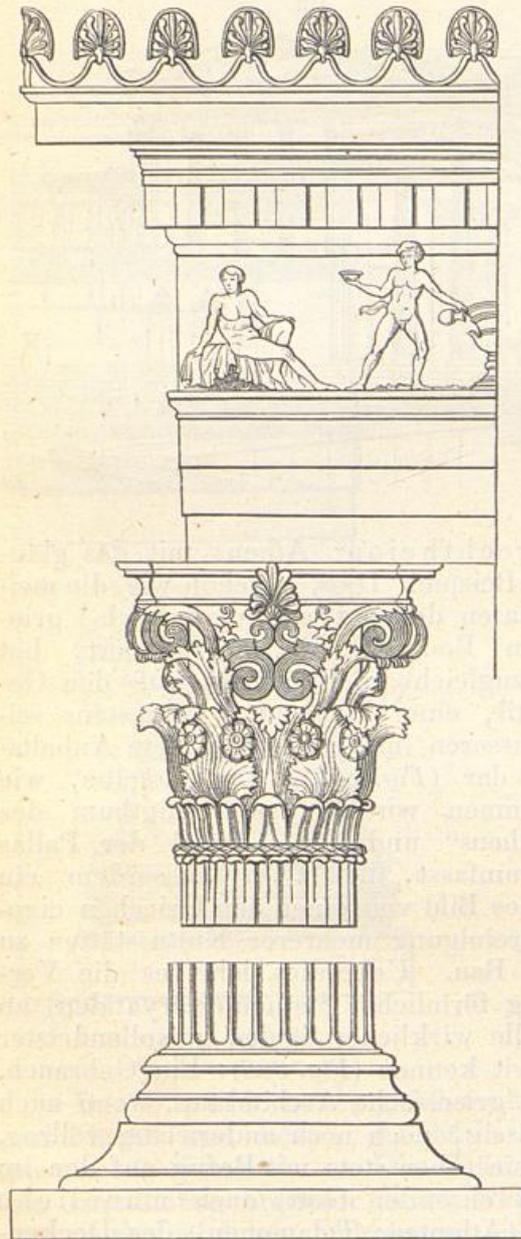
das „Erechtheion“ Athens mit das glänzendste Beispiel. Dies, obschon wie die meisten Bauten der Art auf (europäisch-) griechischem Boden heftig zertrümmert, bot doch, zugleich in Rücksicht auf den Gesamtstil, einer Ergänzung wenigstens seines Aeusseren immerhin geeignete Anhaltspunkte dar (Fig. 305). Da dasselbe, wie angenommen wird,<sup>1</sup> das Heiligthum des „Erechtheus“ und den Tempel der Pallas Polias umfasst, liefert es ausserdem ein treffliches Bild von einer den Griechen eigenen Vereinigung mehrerer Kultusstätten zu einem Bau. Ueberdies lehrt es die Verwendung förmlicher Statuen (Karyatiden) an der Stelle wirklicher Säulen in vollendetster Schönheit kennen (Fig. 306): Ein Gebrauch, den die griechische Architektur, wenn auch nur mässig, doch noch anderweitig vollzog, indem sie (aber stets mit Bezug auf den im Bau zu ehrenden Gott) auch männliche Träger (Atlanten; Telamonen) des Deckengebälkes bildete. —

### 3. Die korinthische Säule (Fig. 307)

<sup>1</sup> Vergl. F. Kugler. Gesch. der Baukunst. I. S. 244; wo zugleich der Hinweis auf die weitere Literatur.

endlich wiederholt im Wesentlichen (wie bereits angedeutet) in nur noch reicherer Umgestaltung des Einzelnen die ionische. Zu-

Fig. 307.



meist bleibt ihr Schaft und Fuss dieser Ordnung getreu, doch wechselt letzterer häufiger das Profil, ja bis zur Verflachung. Dazu wird die Stellung der Säulen zu einander gesperrter; ihre Kanäle, bald flacher bald tiefer gefurcht, endigen nicht selten gegen das Haupt in Form sich neigender Blättchen.

Jedoch völlig verändert erscheint das Haupt selbst. Es gleicht dem sich öffnenden Kelch einer reichlich mit kleineren und grösseren Blättern (Akanthus) drei- und mehrfach umschlossenen Blüthe (Calathus). Aus ihm, den unterwärts ein nur schmales Schnur fasst, erheben sich, (kaum noch an die ionische Doppelschnecke erinnernd) Staubfäden-ähnlich gewundene Stengel (Cauliculi). Sie stützen eine viereckte, mehrfach gegliederte, jederseits nach der Mitte einbiegende und hier mit einer Blume verzierte Platte: Den Träger des Hauptgebälks. Dieses schliesst sich wiederum mehr der älteren ionischen Ordnung an, doch nimmt es, so insbesondere im Fries plastisches Bildwerk in reichem Maasse auf; ebenso das Gesims, das unterhalb oft durch viereckte

„Kragen“ zerschnitten, oberhalb mit Palmetten u. s. w. verziert erscheint. Während aber so ein dem Ganzen entsprechender Schmuck vielleicht auch einzelne Theile der Wände bedeckte,

hatte man dabei vermuthlich dem farbigen Anstrich fast gänzlich entsagt. —

Von hellenischen Tempeln in diesem Stil haben sich keine erheblichen Ueberreste erhalten.<sup>1</sup> Reicher dagegen entfaltet er sich an einzelnen Monumenten der spätesten Epoche, welche jedoch weniger dem Kultus, als vielmehr theils der ehrenden Anerkennung persönlicher Verdienste, theils, wie es scheint, wirklich profanen Zwecken ihre Entstehung verdankten. Es sind dies, so in Athen, einerseits ein als „Windethurm“ bezeichneter, achteckiger Bau mit flach aufsteigender Dachung, der sich ohnweit des „neuen“ Marktes erhob, andererseits mehrere sogenannte

#### choregische Denkmäler.

Unter diesen nehmen, auch der Erhaltung wegen, das des musischen Siegers Lysikrates und das des Thrasyllus eine Hauptstelle ein. Jenes, 334 v. Chr. erbaut, ist im Ganzen 34 Fuss hoch und aus vierstufiger, dann würfelförmiger Basis und einem darauf ruhenden Cylinder gefügt. Letzterer wird von (6) Halbsäulen (*Fig. 307*) umfasst. Zwischen den Kapitälern derselben zeigt sich ein mit Dreifüssen gezielter Fries. Dazu hat das über dem nicht minder reich geschmückten Gebälk (*Fig. 307*) lagernde Dach die Gestalt einer von Schuppen zusammengesetzten, äusserst flach erhobenen Kuppel. Sie aber trägt auf ihrer Mitte ein üppig knospendes Blätterwerk, das, nach oben sich immer reicher und breiter entfaltend, einst den errungenen Preis, einen vergoldeten Dreifuss, stützte. — Das Monument des Thrasyllus, um 318 v. Chr. errichtet, gleichfalls zur Aufstellung eines solchen Preises bestimmt, besteht dagegen in einer nur von dorisirenden Pfeilern (Anten) und Balken nebst einem mit Siegerkränzen reliefartig gezierten Fries umrahmten einfachen Grotte. — Noch andere Denkmäler (in zerstreuteren Ueberresten vorhanden) beschränken sich, als blosse Träger des Preises, einzig auf eine durch Stufen erhöhte Säule von korinthischer oder ionischer Bildung. —

Zeigen somit schon diese obschon nur persönlichen Monumente (allerdings dem Ausgange des Hellenenthums angehörend) doch die ursprünglich am Tempel entwickelten Formen in einer sogar bereits ziemlich willkürlichen Verwendung (S. 816), so machte sich solche doch in noch umfassenderem Maasse und wohl sicher auch schon um vieles früher als dort in der Gestaltung der dem Andenken Verstorbener gewidmeten baulichen Anlagen, in der Errichtung und Ausstattung der

<sup>1</sup> Die bedeutsamsten sind bekanntlich die des Tempel des Jupiters Olympius zu Athen.

Grabmonumente<sup>1</sup>

geltend. Dass man sie, wie es die Mittel des Einzelnen nur irgend erlaubten, stets mit möglichem Aufwande herzustellen beliebte, hatte seinen natürlichen Grund in der Verehrung, welche der Grieche den Todten überhaupt stets zu erweisen gewohnt war. Insofern ihm dann aber die Stätte selbst als heilig und unverletzbar galt, nahm er auch wohl um so weniger Anstand, sie mit den Formen des Heiligsten zu umkleiden. — Auch der Aermste versäumte es nicht, sie nach Kräften zu schmücken; und war gleichwohl er nur auf einen der Gemeinde gehörenden, gemeinschaftlichen Begräbnissplatz angewiesen, sorgte er mindestens doch dafür, dass sie bezeichnet ward. — „In frühester Zeit sollen die Todten sogar innerhalb der eigenen Wohnung begraben worden sein; später indess wurden dieselben mit geringen Ausnahmen vor die Thore, am liebsten an öffentliche Wege verlegt und das Begräbniss innerhalb der Stadt nur als besondere Auszeichnung zugestanden.“ Vorzugsweise aber an jenen sich gleichsam so zur allgemeinen Schau stellenden Monumenten entfaltete dann der Reichthum auch einen derartigen Luxus, dass er gesetzliche Beschränkung hervorrief. —

Neben den durch ganz Griechenland üblichen, aus dem gewachsenen Fels gehauenen nischen-, grotten- und tempelförmigen Gruftanlagen und den namentlich in ältester Zeit gebräuchlichen konischen Grabhügeln (vergl. S. 433 ff.), waren es hauptsächlich mehr oder minder umfangreiche Freibauten, in (auf oder unter) welchen man den Sarkophag oder die Aschenurne, sammt Beigaben der verschiedensten Art,<sup>2</sup> niederzusetzen pflegte.

Fig. 308.

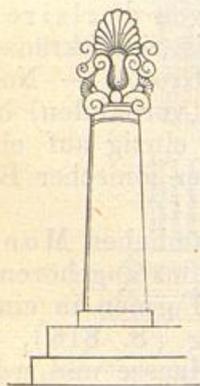
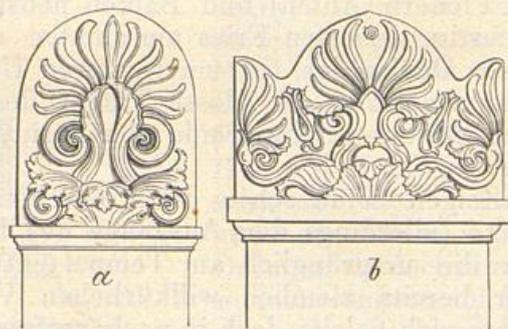
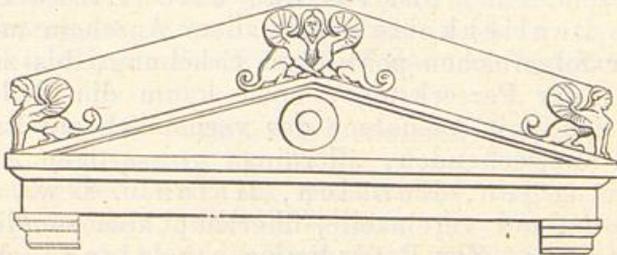
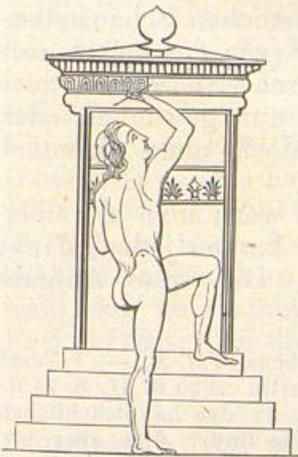


Fig. 309.



<sup>1</sup> S. bes. M. v. Stackelberg. Die Gräber der Hellenen. Berl. 1836; dazu L. Ross im Kunstbl. (L. Schorn. Stuttg.) 1837. Nr. 15; 1838. Nr. 59; A. Becker. Charikles. II. S. 188 ff. S. auch den ziemlich eingehenden Artikel „Gruftbauten“ in F. Faber. Conversations-Lexicon für bild. Kunst. VI. (Leipzg. 1835) S. 66 und F. Hermann. Privatalterth. § 40 ff. — <sup>2</sup> S. unter Geräth: Bestattungsapparat u. s. w.

Die einfachste und allerdings wohl am häufigsten angewendete Form für die monumentale Bezeichnung blieb die des Pfeilers oder der Säule. Selten jedoch begnügte man sich, sie einzig als Träger der Schrift zu behandeln, sondern verzierte sie meist mit einer Bekrönung von zum Theil äusserst sauberer Skulptur. Dabei erhielten namentlich die Säulen einen sich frei erhebenden, rundgearbeiteten plastischen Schmuck (*Fig. 308*), die Pfeiler hingegen häufiger nur einen mit Reliefs stirnziengelartig ornamentirten Aufsatz (*Fig. 309. a. b.*). Ausserdem richtete man statt der Pfeiler wirkliche Steintafeln auf. Sie verzierte man dann auf der Fläche auch mit figürlichem Bildwerk: Einestheils stellte man den Verstorbenen in irgend einer Lebensverrichtung dar oder im Begriff des endlichen Abschieds, anderntheils schritt man zu reiner Symbolik. So namentlich pflegte man das Grabmonument eines Unverheiratheten fast ausschliesslich durch die Figur einer Wasserträgerin u. s. f. zu be-

*Fig. 310.**Fig. 311.*

zeichnen. — In weiterer Ausdehnung der Pfeilerform zu grösseren Tafeln fügte man wohl auf diese auch ein dem Tempelgiebel ähnliches Dach (*Fig. 310*), ja ahmte sogar, bei Herstellung völliger Kammern, selbst die Fronte des Tempels in zierlichster Weise nach (*Fig. 191. a.*) — Zu der architektonisch-plastischen Ausstattung kam dann auch hier, gleich wie am dorischen Tempel, noch die Bemalung. Doch vertrat sie in vielen Fällen wohl jeden anderweitigen Schmuck überhaupt (vgl. *Fig. 311*).

Nächst diesen aufgerichteten Monumenten brachte man liegende Grabsteine in Anwendung. Sie nun erhielten theils die Form eines mehr oder minder reich mit Relief und Inschrift verzierten Würfels, theils, wie vorherrschend in Kleinasien, die Gestalt förmlicher Sarkophage (*Fig. 190. b.*)<sup>1</sup> —

<sup>1</sup> Vergl. dazu unten: Geräth (Särge).

Allen Grab-Monumenten war ein mehrstufiger Untersatzbau gemein; desgleichen, insbesondere aber bei Gräbern der Reichen, eine zu wirklichen Gärten und Gärtchen bepflanzte Umgebung. Nächstdem wurden die Stätten an sich zeitweis reichlich mit (Eppich-) Kränzen und farbigen Binden geschmückt,<sup>1</sup> überhaupt die damit verbundenen heiligen Pflichten in sorglichster Weise erfüllt. — In alexandrinischer Epoche steigerte sich der mit der Leichenbestattung verknüpfte Luxus wiederum bis ins Maasslose. Auch hierin ging Alexander voran. Das Grabmal, welches er seinem Liebling Hephästion weihte, war mit künstlerischem Schmuck überhäuft. Als Scheiterhaufen erhob es sich in pyramidal aufsteigenden Absätzen bis zu einer Höhe von 130 Ellen. — Doch noch um vieles kostbarer, von goldenen Zierrathen, prächtigen Teppichen u. s. w. strotzend, war endlich der in Form eines goldenen, auf Rädern ruhenden Tempels hergerichtete Wagen, welcher, von 64 Maulthierien gezogen, den Leichnam jenes gefeierten Herrschers von Babylon nach Alexandrien trug.<sup>2</sup> —

Von besonderen mehr für das öffentliche Leben bestimmten Baulichkeiten war allem Anschein nach bis auf die Zeit der folgereichen politischen Erhebung, bis zum glorreichen Schluss der Perserkriege, noch kaum die Rede. Sie beschränkten sich, mit Ausnahme der vornämlich auf Landeskultur und Handel abzweckenden, allerdings grossartigen Anlagen von Wasserleitungen, Kanälen, Häfen u. s. w., im Ganzen vermuthlich auf nur vereinzelte, überhaupt aber ziemlich dürftige Einrichtungen. Zur Befriedigung städtischer Verhältnisse begnügte man sich höchst wahrscheinlich mit der Beschaffung weniger Räume, wie solche eben die Gerichtsverhandlungen, die allgemeinen Volksversammlungen und die festlichen Schaustellungen erforderten. Sie aber wurden entweder (wie das selbst noch in späterer Zeit nicht ungewöhnlich war) durch Einhegen, auch Umseilung, irgend eines freien Platzes nur gewonnen oder, wenn vielleicht mitunter auch von Stein, doch ohne eigentlich künstlerisches Beiwerk aufgeführt.<sup>3</sup>

Bei dem Wiederaufbau Athens, wozu man die überreiche, persische Kriegsbeute bestimmt hatte, kamen jedoch diese Einrichtungen wesentlich mit in Betracht. Die erste Aufgabe

<sup>1</sup> Vergl. auch Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. X. — <sup>2</sup> Vergl. A. Hirt. Geschichte der Baukunst bei den Alten. Berlin. 1820 ff. II. S. 74 ff.; 77 ff. — <sup>3</sup> F. Hermann. Staatsalterth. §. 129. not. 9: das hauptsächlichste Lokal für die Volksversammlung der Athener war die Pnyx; dies aber vermuthlich ein uralter — ob pelasgischer? — Kult- oder Festungsbau. Vergl. übrigens: F. Forchhammer. Zur Topographie Athens. Göttingen. 1833; G. Welker. Der Felsaltar des höchsten Zeus oder das Pelasgikon u. s. w. zu Athen. Berlin. 1852 (bes. S. 84) und W. Göttling. Das Pelasgikon und die Pnyx in Athen. Jena. 1853 (bes. S. 27).

blieb freilich, die Stadt zu befestigen. Nachdem dies durch Themistokles und Kimon bereits in weiterem Umfange geschehen, fand ihr Nachfolger indess nur um so freieren Spielraum, sie zugleich auch monumental zu verschönern. An Meistern fehlte es nicht, und kaum sah sich Perikles an die Spitze gestellt, als er die Ausführung dieses Plans mit Eifer betrieb (S. 696). So denn erhoben sich, unter der obersten Leitung des Phidias, Prachtwerke des Iktinos, Kallikrates, Mnesikles und Anderer. Wohl waren zunächst auch sie einzig der Verherrlichung des Kultus — hier insbesondere den auf der Burg (Akropolis) zusammengedrängten Heiligthümern — gewidmet; nachdem indess diesen in bewunderungswürdigster Weise genügt, wandte man sich nur desto entschiedener jenen Anlagen zu. Indem man sie nunmehr mit Anbequemung aller bisher gewonnenen Formen gleichfalls als Werke der Kunst behandelte, wurden wiederum sie Muster für das übrige Hellas: Hier und dort erstanden ähnliche Bauten; im Verlauf der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts folgten einzelne Städte auch des (dorischen) Peloponnes dem attischen Beispiel. — Schliesslich nahmen gerade diese Gebäude in dem Maasse zu, dass bereits unter makedonischer Herrschaft der kultliche Bau wesentlich dadurch beeinträchtigt ward.

#### Die zu Festspielen benutzten Stätten,

ohnehin in engerer Beziehung zum Kultus, hatte man zunächst in Angriff genommen. Ebenfalls unter der Verwaltung des Perikles ward in Athen der Bau eines steinernen Theaters begonnen; ferner, zu musischen Aufführungen, ein umfangreiches Odeion eingerichtet und in Olympia der zum Rosselauf verwendete Raum (Hippodrom) kunstvoll umbaut. — Gleichzeitig mit diesen für die Aufnahme grosser Massen von Menschen berechneten Räumen trat auch die Technik in ein neues Stadium. Neben den bisher ausschliesslich üblichen Mitteln der baulichen Konstruktion (S. 810) schritt man vermuthlich zur Herstellung von Gewölben. Als Erfinder derselben wird Demokritos genannt. Da indess die Wölbung seit ältester Zeit bei den Aegyptern (S. 82), den alten Assyriern und Babyloniern (S. 236), auch bei den italischen Völkern (s. unten) in Anwendung war, steht wohl eher zu vermuthen, dass solche die Griechen, wo sie ihrer bedurften, von diesen entlehnten. —

#### Die Theater,<sup>1</sup>

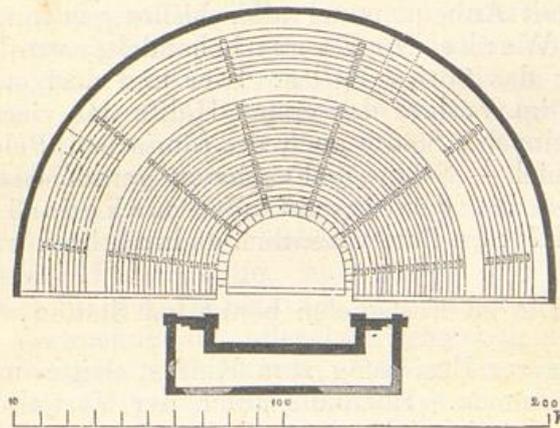
ursprünglich (wie es von Thespis heisst) nur wandernde Bühnen, die man auf einem Wagen herumzuführen pflegte, später

<sup>1</sup> Aus der Reihe der oben (S. 796) notirten Werke hierfür bes.: H. C. Ge-  
Weiss, Kostümkunde.

aber, so in Athen, stabile von Balkenwerk gezimmerte Schaugerüste beträchtlichen Umfangs,<sup>1</sup> wurden nach jenem perikleischen Vorgange indess auch an anderen Orten wohl gleichfalls zuerst in solcher Weise berücksichtigt.<sup>2</sup>

Bei der Anlage derselben sah man hauptsächlich auf ein dem Zwecke angemessenes Terrain. Namentlich wählte man dazu stets Hügel oder Abhänge, die schon an sich dem Ausbau wesentlich mit zu Hülfe kamen. Sie bearbeitete man zum Zuschauerraum (Theatron; Koilon); der Boden davor, für den Chor bestimmt (Orchestra), ward völlig geebnet und hinter ihm, als Schluss des Ganzen, das Bühnengebäude (Skenä) errichtet (Fig. 312).

Fig. 312.



Der Zuschauerraum wurde demnächst durch concentrisch umherlaufende, sich über einander erhebende Sitzreihen gebildet. Abhängig von dem Terrain, bald nach dieser, bald nach jener Himmelsgegend gewendet, bestand er entweder aus einem durch Tangenten verlängerten Halbkreis oder aus einem Kreisstück von grösserem oder geringerem Durchmesser. — Die Sitzreihen (Ikria) aus dem natürlichen Fels gemeisselt, auch wohl mit Marmorplatten furnirt und oben mit einem Säulen-

nelli. Das Theater zu Athen, hinsichtl. auf Architektur, Scenerie u. s. w. Berl. 1818; dazu die trefflichen Restaurationsversuche von J. H. Strack. Das altgriechische Theatergebäude u. s. w. m. 9 Tf. Potsdam. 1843; ferner F. Wieseler. Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens u. s. w. Göttingen. 1851; vergl. auch J. W. Donaldson. Theatre of the Greeks. Ed. VI. Lond. 1849.

<sup>1</sup> Vergl. A. Böckh. Staatshaushalt der Athener. I. S. 236 (Anm. 290). —

<sup>2</sup> Von den, nach dem Muster des athenischen Theaters — das indess erst unter Lykurg (408—328) völlig beendet ward — errichteten Theatern war das von Megalopolis das grösste und merkwürdigste. Es hatte Raum für etwa 44,000 Zuschauer. Im Innern desselben befand sich eine immerfliessende Quelle.

gang (Peripatos) abschliessend, theilten breite, ringsumlaufende Gänge (Diazomata) gleichsam stockwerkartig in verschiedene Ränge. Andere Gänge — strahlenförmig vom Centrum sich erhebende Treppen (Kekridas) — führten zu ihnen empor. Die Sitze selbst, oft zierlich profilirt, waren nach hinten vertieft, um so den Füßen des höher Sitzenden als Stütze zu dienen. Zudem waren sie durch Linien geschieden und je besonders numerirt.

Die Orchestra, von der untersten Sitzreihe umzogen, hatte durchgängig die Form eines Kreisstücks. Da man sie namentlich in späterer Zeit häufig reich mit Mosaik ausstattete, pflegte man sie (bei Vorstellungen) wohl durch einen darüber gelegten Bretterboden zu schützen. — Vermuthlich im Mittelpunkt derselben befand sich der Altar des Dionysos (Thymele); vielleicht inmitten des sie begrenzenden Umgangs die sogenannte charonische Stiege. — Die Eingänge zu ihr (Dromos?) lagen zwischen der Skenä und dem Zuschauerraum, je zur Seite des Baues. Es waren dies freie, unbedeckte Räume, höchstens durch Gitter- oder Thorverschluss zum Ganzen vermittelt.<sup>1</sup>

Das Skenengebäude, an dem man auch fernerhin noch Vieles von Holz konstruirte, wie dasselbe denn überhaupt manchen Umwandlungen ausgesetzt blieb, wurde vollständig als ein Gebäude für sich dem Koilon parallel gegenüber gestellt. Insofern man dasselbe nur um wenig über den Durchmesser der Orchestra verlängerte, blieb dem Zuschauer der Blick zugleich in die sich dahinter ausbreitende Landschaft geöffnet. Im Ganzen bestand es (mitunter mehrgeschossig) aus einem (10 bis 12 Fuss) vom Boden erhobenen Unterbau und der eben näher bezeichneten, von diesem getragenen Anlage. Sie umfasste, als dessen Rücken- und Seitenbegrenzung, in Form eines zweigeflügelten Baues, die eigentliche Bühne oder den Sprechplatz (Proskenion; Logeion). Dabei bildete die lange, hintere Wand (Skenä) die feststehende Dekoration. Demnach war sie durch Säulen, Gebälke u. s. w. zweckentsprechend gegliedert; ausserdem mit drei Pforten, je von besonderer Bestimmung, versehen. Die sich von ihr rechtwinklig nach vorn erstreckenden Flügel (Paraskenia) boten dann wiederum ein geeignetes Mittel zur Aufstellung auch beweglicher Seitendekorationen. Die Verbindung der Bühne mit der Orchestra wurde durch eine vermuthlich transportable Treppe erzielt. — Reste einer Bedachung haben sich nirgend erhalten. Aus der durch Angaben selbst älterer Autoren gerechtfertigten Annahme, dass man schon früh eine Art von Obermaschinerie (Flugmaschinen) u. s. w. gekannt, lässt sich indess auch jene, wenigstens für das Proskenium, mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen. Doch noch zweifelhafter bleibt die Art des Bühnenschlusses. Aber auch dafür ist voraus-

<sup>1</sup> Vergl. unten: „das römische Theater“.

zusetzen, dass (wo man sich seiner bediente) dies in ähnlicher Form wie beim römischen Theater, durch Emporziehen eines Vorhangs, geschah. — Ueberhaupt nahm mit der Entwicklung des Drama auch das Maschinenwesen gleichmässig zu. Schon unter Aischylos benutzte man Mittel der Art, um den Eindruck des Wortes in angemessener Weise zu steigern. Unter Sophokles gewannen sie weiteren Umfang. Nicht nur jene Maschinen wurden vermehrt und verbessert, auch die Ausstattung der Skenä erhielt durch perspectivische Anlage, in der sich Kleisthenes Ruhm erwarb, eine Förderung.

#### Die Odeen,<sup>1</sup>

muthmasslich verkleinerte Nachbildungen der Theater waren zeltartig bedachte Rundbauten von sehr verschiedenem Umfang. Sie umschlossen die inmitten des Raums erhobene Bühne und die sich um diese reihenden Sitze. Das Dach, schirmförmig gespannt, wurde von vielen Säulen gestützt.<sup>2</sup> — Von dem perikleischen wird erzählt, dass es dem Zelte des Xerxes nachgeahmt und sein Dach aus persischen Masten hergestellt war. —

#### Der Hippodrom<sup>3</sup>

dagegen, ausschliesslich für Rosselauf und Wagenrennen bestimmt, hatte dem entsprechend eine verhältnissmässig sehr beträchtliche Ausdehnung in die Länge. Im Ganzen umfasste er mit den auch ihn amphitheatralisch umgebenden Sitzreihen ein äusserst gestrecktes Oblongum. Die Längen-Mitte desselben war durch eine schmale Schranke (Spina) getheilt; der Ausfahrtspunkt (Aphesis) aber durch genaue Berechnung in der Weise schief gestellt, dass bei der Nebenstellung der Wagenlenker für diese hinsichtlich ihrer Entfernung vom Ziel keine Beeinträchtigung stattfinden konnte. Hierbei dienten der Raum der Ausfahrt und wohl zum Theil auch die Spina vorzugsweise zur Aufstellung von Weihealtären, Statuen und anderweitigen Kunstwerken. — In der olympischen Bahn wurde das Zeichen zur Abfahrt durch eine besonders künstliche, vielleicht Wagebalken-ähnlich konstruirte Vorrichtung (durch einen sich erhebenden, ehernen Adler und einen sich senkenden Delphin) vermittelt. —

Anschliessend an den Ausbau der Hippodrome, in der Folge häufig mit diesen zu einem Gebäude vereinigt, stellte man dann die mit den übrigen Festspielen verbundenen Anlagen, die zu einfachen Wettläufen und andern gymnischen

<sup>1</sup> C. Rose. Ueber die Odeen in Athen, Rom und Karthago. Soest. 1831.

— <sup>2</sup> Die ganze Einrichtung mag im Wesentlichen der gegenwärtig beim Circus (für Vorstellungen der Kunstreiterei) üblichen entsprechen haben. —

<sup>3</sup> H. Krause. Gymnastik und Agonistik der Hellenen. I. S. 147 ff.

Uebungen bestimmten Bahnen (die Stadien und Dromen) gleichfalls in würdigerer Fassung her.

#### Die Stadien<sup>1</sup>

namentlich — stets in Form einer langen, halbkreisförmig endigenden Bahn mit sanft sich neigender Ebene<sup>2</sup> — wurden nicht selten mit grösstem Kostenaufwande, ja später selbst in weitester Ausdehnung<sup>3</sup> gänzlich von Marmor u. s. w. aufgeführt. An beiden Enden derselben, die Mitte zwischen den geraden Schranken (Balbis) einnehmend, erhob sich, als viereckter Pfeiler, ein Ziel (Terma), zwischen diesen der Träger des Preises. Der sich hinter dem tiefer gelegenen (letzten) Markstein erstreckende Halbkreis (Sphendone) diente zur Schaustellung der Ring- und Faustkämpfe, überhaupt zur Aufführung weniger Raum erfordernder Spiele. — Während man die Langseiten der Schranken mit Sitzreihen nur überbaute (?), gab man somit der Biegung derselben mehr die Gestalt des eigentlichen Theatron. — Auch die Bahn des Stadions wurde mit Statuen und Altären geziert. —

#### Auf den Verkehr abzweckende Bauten,

solche, die dem städtischen Gemeinwesen wie der herrschenden Lebensweise gleichsam als allgemeine Bequemlichkeitsmittel zu Gute kommen, wurden jenen Prachtanlagen gegenüber erst in verhältnissmässig späterer Zeit und auch dann nur zum Theil vom Staate, zum Theil von unternehmenden Privaten, in weiterem Umfange ausgeführt. Zu den Gebäuden dieser letzteren Art gehörten vorzugsweise die der Körperpflege gewidmeten Ringeschulen u. s. w. (Gymnasien; Palästren) und Bäder (Thermen). Dagegen fiel es natürlich dem Staate ausschliesslich anheim, für einen (die Orte an sich verschönernden) Aus- und Umbau der öffentlichen Versammlungsplätze oder Märkte (Agora) und der überhaupt mit dem Staatswesen enger verknüpften Stätten, der Gerichtshöfe und Rathhäuser (Buleuterien; Curien; Basiliken), der „Pritaneia“ u. s. w. Sorge zu tragen.

#### Die Gymnasien,<sup>4</sup>

die sich gleichfalls nicht vor dem Schluss der Perserkriege aus ihrer ursprünglich nur einfachen Anlage abgesteckter Plätze u. s. w.

<sup>1</sup>) H. Krause. a. a. O. I. S. 131 ff. — <sup>2</sup>) Wesshalb man dazu am liebsten den Abhang eines Hügels wählte. — <sup>3</sup>) Das Stadion von Laodikäa war 1000 Fuss lang und 90 Fuss breit; das von Ephesus 746 Fuss lang und 132 Fuss breit, sein Umbau beträgt auf allen Seiten 77 Fuss Durchmesser. — <sup>4</sup>) A. Becker. Charikles I. S. 309 ff. Taf. II.

zu Gebäuden entwickelten, waren es dann aber wohl wiederum zunächst, woran sich die bürgerliche Baukunst in glänzenderer Weise zu bethätigen vermochte. Der hierbei durch die Menge verschiedenartiger Uebungen erforderte Complex von Räumlichkeiten bot ihr ausserdem hinreichend Gelegenheit, sich in Verbindung von zugleich zweckgemässer und kunstvoller Gestaltung zu ergehen, ja mit geistreicher Verwendung vorhandener Kunstmittel selbst wirkliche Prachtbauten zu schaffen. Namentlich in Athen gewannen sie bald einen derartigen Charakter. Indem man sie mit Säulenstellungen (Peristylen), freien und nischenförmig umbauten Sitzen, kleineren und grösseren Hallen (Exedren) versah, boten sie sich der männlichen Bevölkerung ausserdem noch auch als gesellige Stätten in annehmlichster Weise dar. Während die Jugend den Uebungen oblag, waren die Umgänge (Xysten; Dromen) mit Spaziergängern erfüllt; in den kleineren Sitzräumen (Exedren) des Peristyls nahmen nicht selten Rhetoren Platz, ihre Schüler um sich versammelnd. —

Der vordere (Haupt-) Theil des Gymnasium umfasste ausschliesslich (?) die eigentliche Ringeschule oder „Palästra“. <sup>1</sup> Sie war bis zu 1200 Fuss Umfang in Form eines Quadrats oder Oblongums angelegt, mit einem Säulengange (Peristyl) umgeben, dessen gegen Mittag gelegene Seite eine doppelte Säulenstellung begrenzte, und zugleich nach aussen von gesonderten Einzelräumen eingefasst. Aus der Mitte jenes doppelsäuligen Ganges führte eine Pforte zunächst auf den grössten der hier befindlichen Nebenplätze, auf den Uebungsplatz der Epheben (Ephebeion). Auch er war (jedoch nur stellenweis) umsäumt, zugleich aber, längs den Wänden, mit Sitzen ausgestattet. Zur Rechten seiner Eingangsseite befand sich eine Art Ankleidezimmer (Korykeion); an dieses lehnte sich ein Gemach zum salben u. s. w. (Konisterion) und wiederum daran ein besonderer Raum für kalte Bäder (Lustron). Diesen Gemächern gegenüber (links vom Ephebeion) erstreckten sich Anlagen zu warmen Vorbereitungsbadern. Jenen zunächst lag abermals ein Salbort für die Ringer (Eläothesion); an diesen stiess, als Einzelgemach, das lauwarmer Bad (Tepidarium) <sup>2</sup> und an dies das warme Bad oder „Sudatio“. Ebenfalls noch hier befindliche Räumlichkeiten bestanden in einem

<sup>1</sup>) Das Gymnasium begriff eine Menge gesonderter Plätze für Lauf, Bogenschiessen, Speerwerfen u. s. w., Bäder und, wie angegeben (in Athen) mannigfache Abtheilungen für allgemeine Unterhaltung. — Die Palästra ist die Ringeschule und, wenn gleich als Theil des Gymnasiums zu betrachten, als solche dennoch von diesem zu unterscheiden. Während die Gymnasien den Uebungen jedes Alters offen standen, hat man in der Palästra neben den Unterrichtsanstalten für Knaben die eigentliche Schule für die Athleten zu suchen, wohingegen die Epheben hauptsächlich wiederum in den Gymnasien zu denken sind, ohne sie ganz von den Palästran auszuschliessen: So A. Becker. a. a. O. S. 334, gegen H. Krause, Agonistik. — <sup>2</sup> Nach Vitruv käme jedoch erst ein Frigidarium.

dem Tepidarium gegenübergelegenen, gewölbten Schwitzzimmer (doppelt so lang als breit) und dem davon eingeschlossenen, eigentlichen Schwitzbade.

Die Umgebung der übrigen drei (einfachsäuligen) Seiten des Peristyls theilte sich dagegen hauptsächlich in jene oben erwähnten, mehr der geselligen Unterhaltung gewidmeten Anlagen. Sie enthielten Gesellschaftssäle mit grossentheils unbedeckten, halbkreisförmigen Ausbauten und eben den in sie eingeordneten oder längs den Wänden errichteten, steinernen Bänken, Sesseln u. dgl. — Der vom Peristyl umschlossene, hypäthrale Hof, welcher bis zu 6000 Quadrat-Fuss umfasste, diente dann vornämlich wohl zu grösseren gymnischen Uebungen.

Ein Portikus (dem in diese vordere Hauptabtheilung führenden Eingang gegenübergestellt) leitete (aus ihr) auf einen abermals von einer Mauer nach aussen begrenzten, doch nur auf seinen drei Eingangsseiten mit einer Säulenstellung umzogenen, quadratischen oder oblongen Raum von nicht selten noch beträchtlichem Umfange als jene. Zudem war hier die gegen Abend gewendete Seite mit doppelter Säulenreihe bestellt, das Gesamtareal aber (ohne Nebengemächer) mit Baumalleen bepflanzt und neben ihnen, zunächst den Gängen, die Uebungsplätze vertieft. — An diesen, so recht eigentlich anmuthig ausgestatteten Aufenthaltsort, der auch zumeist mit Sitzplätzen u. s. w. versehen ward, schloss sich zuweilen als letzte Hauptabtheilung des Ganzen, vermuthlich parallel mit der Breitenausdehnung desselben, noch ein Stadion an. —

#### Die Einrichtung der Bäder (Balaneia),<sup>1</sup>

sowohl die der öffentlichen wie der privaten, soweit es das eigentliche Griechenland betrifft, beschränkte sich in älterer Zeit vermuthlich auf nur ziemlich einfach hergerichtete Gebäude, deren hauptsächlichster Raum ein gewölbformig bedachter Saal mit verhältnissmässig grossem Dachfenster und dem Bassin oder der Wanne<sup>2</sup> in der Mitte ausmachte.<sup>3</sup> — Im Ganzen sind auch darüber die Nachrichten so unzureichend, dass sie ausser den eben (S. 838) angegebenen Namen für die in der späteren Epoche dafür benutzten Räumlichkeiten, einer baulichen Vergegenwärtigung kaum weitere Anknüpfungspunkte darbieten.<sup>4</sup> — Hinsichtlich der verschiedenen Arten von Bädern ist dagegen abbildlich bezeugt, dass sie zum grösseren Theil in Waschungen und Uebergiessungen, ja selbst in künstlichen Douche- oder Staubbädern bestanden und dass man sie, je nachdem, sitzend, stehend oder wohl auch

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 135. — <sup>2</sup> S. unten: Badegeräth. — <sup>3</sup> O. Müller. Handbuch. §. 292 (4). — <sup>4</sup> Vergl. indess im folgenden (4) Kapitel „die römischen Bäder“.

in hockender Stellung zu nehmen pflegte.<sup>1</sup> — Reichere liessen sich das Badgeschirr<sup>2</sup> vom Sklaven nachtragen; die abgelegten Kleider wurden an Pflöcke oder über Stangen gehängt. —

Die grösseren Märkte,<sup>3</sup>

welche der sich steigernde Handelsbetrieb mit ausbilden half, empfangen (doch erst sehr allmählig) ihren architektonischen Schmuck durch hie und da auf ihnen errichtete oder sie rings umlaufende Säulenhallen mit flacher, Schatten gewährender Bedachung. Am häufigsten erstreckten sie sich (nicht immer regelmässig abgesteckt) über einen ziemlich weitgedehnten Stadttheil. So insbesondere der Markt von Athen, auf dem sich, wie dies indess sicher auch auf den Märkten anderer Grossstädte der Fall war, neben den Hallen zugleich Bildsäulen, Altäre und besondere, dem Handelsverkehr dienende Gebäude erhoben. Ihn auch schmückten Reihen von Platanen u. s. w., wodurch er denn gleichzeitig, ausser den Marktstunden, den Charakter einer anmuthigen Promenade erhielt. — Für die Zeit des geschäftlichen Wandels ordneten sich auf ihm die Verkäufer, je nach den feilgebotenen Waaren, in bestimmtere Abtheilungen. Dabei nahm dann der „Fischmarkt“, dessen Beginn speciell durch eine Glocke eingeläutet ward, die Aufmerksamkeit der Feinschmecker vorzugsweise in Anspruch. Ebenso wurde von diesen auch der „Fleischmarkt“, wo Wild, Geflügel u. dergl. auslag, fleissig besucht. Selbst das Brod (von den Verkäuferinnen gewöhnlich pyramidenförmig aufgetürmt) hatte hier seine gesonderte Stelle. Desgleichen bestand für die Kranzhändlerinnen ein sogenannter Myrtenmarkt, dem sich wohl auch die Band- und Kopfbinden-Händlerinnen anschlossen. Sehr ausgebreitet war der „Topfmarkt“ und der für den „Weinverkauf“ bestimmte Raum. Auch ein „Sklavenmarkt“<sup>4</sup> fand hier Platz, wie denn in gleicher Weise, wiederum an bestimmten Stellen, einestheils die Wechsler, anderntheils die mit Luxusgegenständen aller Art handelnden Kaufleute sassent. Allmählig entwickelte sich auch ein „Büchermarkt“.<sup>5</sup> Er gewann indess kaum vor der alexandrinischen Epoche, um welche Zeit man eben anfang, Privatbibliotheken anzulegen, einigen Umfang.

Die Waaren pflegte man auf Matten oder Bänken theils unter freiem Himmel, theils durch Buden geschützt, auszulegen.

<sup>1</sup> Siehe unter anderen Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XVIII. Fig. 9—11. — <sup>2</sup> Siehe Geräth. — <sup>3</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 249 ff.; bes. S. 268; dazu E. Curtius. Ueber die Märkte hellenischer Städte in d. archäologischen Zeitung, 1848. Nr. 9. — <sup>4</sup> Die daselbst zum Verkauf ausgestellten Barbaren (denn nur Nichtgriechen wurden hier verhandelt) waren entweder völlig entblösst oder mussten sich doch vor dem Kauflustigen entkleiden: A. Becker. a. a. O. II. S. 28; S. 29. — <sup>5</sup> Vergl. A. Becker. a. a. O. I. S. 205 ff.

In letzterem Falle scheint man sich vorzugsweise mit einem nur einfachen, vielleicht von Stangenwerk gestützten Ruthen- oder Schilfgeflecht oder einer so gespannten Decke begnügt zu haben<sup>1</sup> (vergl. Paus. X. 32 [9]). —

#### Die Gerichtshallen (Stoai Basilikai)<sup>2</sup>

vermuthlich hier, wie in der Folge in den griechisch-italischen Städten,<sup>3</sup> (hypäthral-) umschlossene oblonge — ob auch runde? — Gebäude, durch Säulenreihen mehrschiffig getheilt und auf der Schmalseite mit einer halbrund ausladenden Tribüne für die Richter abschliessend, mögen dann gleichfalls schon hier, ähnlich wie dort, nicht unfern des Marktes ihre geeignetste Stelle gefunden haben. Desgleichen vielleicht auch die namentlich in Athen gewiss zweckmässig eingerichteten Schulen<sup>4</sup> für den „grammatischen“ Unterricht der männlichen Jugend. —

Ueber die Beschaffenheit der anderweitigen staatlichen Bauten, der Buleuterien oder Curien, der Pritaneia u. a.<sup>5</sup>, lässt sich indess bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten nicht einmal eine auch nur einigermaßen gesicherte Vermuthung aufstellen. Mit Ausnahme der letzteren, dem Sitzungshause des Rathes, wo derselbe zugleich auf öffentliche Kosten gespeist ward,<sup>6</sup> dürften sie kaum von bedeutenderem Umfang zu denken sein; dies aber wohl um so weniger, als man später zu den grösseren Versammlungen, an denen das Volk Theil hatte, fast ausschliesslich die geräumigen Theater benützte.

Nächst der Errichtung von Gefängnissen mit vielleicht zum Theil kellerartigen, gewölbten Verliesen (S. 807), worin sich jedoch wohl ebenfalls erst die Ausgangsepoche versuchte, war es denn vorzugsweise

#### Der Kriegsbau,<sup>7</sup>

dessen Besorgung dem Staate nicht sowohl allein oblag, als er auch den Architekten wiederum ein besonderes Feld der Thätigkeit anwies. —

#### Der Befestigungsbau

Athens,<sup>8</sup> von dem oben die Rede war (S. 832), erstreckte sich vor allem auf eine Sicherung der Häfen. Demgemäss hatte The-

<sup>1</sup> A. Becker. I. S. 269. — <sup>2</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 291 (1—6). — <sup>3</sup> S. das folgende (4) Kapitel: Bau. — <sup>4</sup> A. Becker. Charikles I. S. 46. <sup>5</sup> Vergl. auch im Allgemeinen; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 18 ff. — <sup>6</sup> Derselbe: Staatsalterthümer. §. 127 (2. 14). — <sup>7</sup> Im Allgemeinen siehe W. Rüstow u. H. Köchly. Geschichte des griechischen Kriegswesens, besonders S. 54 ff., S. 193 ff.; S. 264 ff.; S. 307; S. 405 ff. — <sup>8</sup> O. Müller. Handb. §. 105; vergl. A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 69.

mistokles zunächst die Halbinsel Munychia mit Einschluss des Oertchens Pyräeus in grossartigstem Maassstabe mit einer Ringmauer umgeben. Bei einem Umfange derselben von nicht weniger als 60 Stadien ( $1\frac{1}{2}$  Meile) und 60 Fuss Höhe war sie aus grossen, nur durch eiserne Anker verbundenen Quadern in einer solchen Breite aufgeführt, dass sie oberhalb zwei sich begegnenden Wagen genügenden Raum zur Vorbeifahrt darbot. Ihr wurden später in einer Länge von 35 bis 40 Stadien drei andere, sie mit Athen verbindende Mauern hinzugefügt. —

Dem gegenüber machte der Festungsbau der Spartiaten nur langsame Fortschritte. Ihr eigentliches Element blieb die offene Feldschlacht: Wie sie es daher in älterer Zeit sogar verschmähten, ihre Stadt mit Wall und Mauer zu umgeben, ja die Befestigungswerke der von ihnen eroberten Städte stets schleiften,<sup>1</sup> so beharrten sie auch fernerhin bei nur einfachen, periodischen Schutzmitteln. Dem zufolge wurde die Stadt vermuthlich überhaupt nicht vor der alexandrinischen Epoche durch eine gemeinsame Ringmauer zu einem Ganzen geschlossen.<sup>2</sup> Selbst noch um 297 v. Chr., im Kriege gegen Demetrios, bestanden ihre hauptsächlichsten Wehren aus Gräben und Pfählen und an den zugänglichsten Plätzen errichteten Bolwerken.<sup>3</sup>

Anders verhielt es sich schon mit einzelnen sich nach den thebanischen Kämpfen (S. 698) von Sparta gelösten Staaten des Peloponnes. Insbesondere suchte Messene sich sofort durch starke Befestigungen zu sichern. Noch vorhandene Trümmer<sup>4</sup> lassen zugleich den Aufwand erkennen, mit dem dies geschehen. Sie deuten auf eine mit höchster Sorgfalt ausgeführte starke Ummauerung von etwa 30 Fuss Höhe, die je stellenweis durch Thürme von 46 Fuss Höhe besetzt und ringsum schiesschartenförmig mit Zinnen bekrönt war. Einige der Thürme sind rund, andere vierseitig, sie sämmtlich durch Pforten mit dem Wallgang verbunden, zu dem gemauerte Treppen emporführen. Die Thore und Pforten erscheinen nach Art der altmykenischen Thore gebildet (S. 805). Doch wurden die Haupteingänge zur Stadt durch besondere Flanken gedeckt. So unter anderen besteht das noch besterhaltene Thor aus zwei, durch einen runden Hof von  $62\frac{1}{2}$  Fuss getrennten Pforten. Dabei wird es nach aussen jederseits durch einen viereckten Mauerthurm, aber nach innen durch eine wiederum diese Thürme verbindende Vormauer begrenzt. Alles Gemäuer, ohne Mörtel verbunden, zeigt durchweg eine wagerechte, genau gefugte Schichtung. Nur nach innen ist es behauen, nach aussen ungeglättet und roh belassen.<sup>5</sup> —

<sup>1</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 285 ff. — <sup>2</sup> F. Schaaf. Encyklopädie d. klass. Alterthums. Magdeb. 1839. S. 63. — <sup>3</sup> Pausanias. I. 13 (5). — <sup>4</sup> A. Blouet. Expédition scientifique de la morée. Paris. 1831—1839. Pl. 27 ff. — <sup>5</sup> Wie es scheint wiederholte sich diese Anlage im Wesentlichen bei allen übrigen

Noch stärkere Befestigungen bildete zum Theil die nachalexandrinische Epoche aus.<sup>1</sup>

#### Die Burgen (Akropolen)

hingegen, die ja schon die älteste Zeit am liebsten auf Höhen errichtete (S. 440) und durch jenen berühmten Aufwand von Kräften in kaum zerstörbarer Weise umhäufte (S. 803), hatten selbstverständlich auch in der Folge, in Attika wie im Peloponnes (jetzt als Mittelpunkte um sie erwachsener Städte), den Charakter von Citadellen bewahrt. Als die einstigen Sitze der Heroen- und Adelsgeschlechter knüpfte sich demnächst an sie zugleich der Begriff des Heiligen und des Erhabenen. Somit drängte man auch allmählig auf ihnen die baulichen Heiligthümer des Volkes, namentlich die der Stadt-beschützenden Götter, gleich wie zum äussersten Schutz, in einer Stätte zusammen. Man erhob sie zu Sammelplätzen der Kunst; und so lag es denn ihr nicht minder ob, auch den mit den Heiligthümern enger verbundenen Bauten — den Ringmauern, Wällen, Thürmen und Pforten — ein zum Ganzen stimmendes, künstlerisches Gepräge zu geben. Auch dafür wurde Athen zum Muster von Hellas: Bei der Wiederherstellung seiner Burg, von Perikles geleitet, versäumte dieser ebensowenig, deren Umgebung in würdigster Form zu beschaffen.<sup>2</sup> Nächst den Heiligthümern erhielt sie ein prachtvolles Vorthor (Propylaion) mit zur Seite erbauten Hallen und kostbaren Gemälden. Auch die Ummauerung der Feste wurde in angemessener Weise ergänzt und der Ausgang zu ihr — wie die herrlichen Reste bezeugen — durch eine breit ausladende, steinerne Stiege vermittelt. —

#### Der Belagerungsbau

kam natürlich nicht eher zur Entfaltung; bevor die Städte selbst mehr oder minder starke Umwallungen erhalten hatten. Auf griechischem Boden begann er somit nicht vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges. Ja noch im späteren Verlauf desselben äusserte er sich bei weitem mehr in Herstellung stehender (Lager-) Verschanzungen auf Feindesgebiet, als in eigentlich baulichen Unternehmungen gegen die Festen. Erst zu Ende dieser Epoche, durch sie befördert, wendete sich die in stetem steigen begriffene Mechanik diesem Gebiete zu. Anschliessend an die ursprünglich einfachen Belagerungsgeräthe,<sup>3</sup> wie solche bei der Belagerung von Samos versucht worden waren,<sup>4</sup> erfand sie allmählig umfang-

auch sonst noch in Hellas befestigten Städten: vergl. W. Rüstow und H. Köchly. Geschichte des griechischen Kriegswesens. S. 196 ff.; S. 307.

<sup>1</sup> Derselbe a. a. O. S. 405 ff. — <sup>2</sup> S. u. a. F. Kugler. Geschichte der Baukunst. I. S. 241 ff. — <sup>3</sup> S. Geräth. — <sup>4</sup> F. Vischer. Beitr. zur Geschichte des peloponnesischen Krieges (Schweizer-Museum für historische Wissenschaft.

reichere Maschinen. Sie dann erhielten schon ihrer zunehmenden Grösse wegen allerdings den Charakter förmlicher Bauten. Doch in dieses Stadium traten sie kaum vor dem Beginn der makedonischen Epoche. Erst seit der gewaltigen Kriegsthätigkeit Alexanders gewannen sie schneller an Umfang. Unter seinen Nachfolgern indess bildete der Belagerungskrieg an sich bereits einen wesentlichen Theil der Kriegsführung überhaupt.

Die Feldlager, die man überall aufschlug wo es unthunlich schien die Truppen in Dörfern und Flecken einzuquartieren, wurden in altherkömmlicher Form bestellt. Bei den Lakedämoniern fiel die Entscheidung darüber dem König anheim. Nach einer Verordnung Lykurgs, der man zuverlässig zumeist auch folgte, sollte das Lager stets in Kreisform abgesteckt,<sup>1</sup> die Zelte jeder Heeresabtheilung an bestimmten Stellen vereinigt und je auf einem vor diesen errichteten Platz die Rüstung ordnungsmässig ausgelegt werden. — Die Zelte, in denen man ruhte, waren von Leder, vermuthlich nur leicht und zum Transporte geschickt. — Ohne (mit seltenen Ausnahmen) das Lager zu festigen, sah man vielmehr auf regelrechte Bewachung. Im Ganzen blieb man auch während der Lagerzeit der alltäglichen Lebensweise getreu. Nach wie vor überliess man sich gymnischen Spielen und der Verehrung der Götter.

Für die Lagerordnung der Athener sprachen derartige Bestimmungen nicht. Sie wechselte denn auch bei weitem willkürlicher je nach dem sich darbietenden Terrain.<sup>2</sup> An Regelmässigkeit der Abtheilungen fehlte es ebensowenig. Auch hier — und vielleicht kaum von dem homerischen Lager verschieden (S. 441) — bestanden Plätze zu körperlichen Uebungen und besondere mit Altären u. s. w. gezierte Stätten. Doch pflegte man wohl häufiger, wie die Spartiaten, das Lager mit Wall und Graben nach aussen zu sichern, überhaupt aber sich mehr mit Bequemlichkeitsmitteln zu umgeben. Letzteres dürfte namentlich auch für die Zelte, insbesondere für die der vornehmen Krieger in makedonischer Zeit, voraussetzen sein. Hierin folgten sie vermuthlich sämmtlich, so weit es nur irgend die Umstände gestatteten, dem glänzenden Beispiel der Führer. Von dem Zelt Alexanders heisst es ausdrücklich (Athen. V. 25 ff. XII. 55), dass es (ganz nach persischer Art) durchaus mit bunten und golddurchwirkten Teppichen, — und von dem Festzelt des Ptolemäos Philadelphus, dass es mit einem rothen, weissumsäumten und mit gestirnten Feldern bemalten „Uraniskos“ überspannt war.<sup>3</sup>

Zur Bewältigung fester Plätze begnügte man sich selbst

Frauenfeld. 1837. I. S. 372); F. Hermann, Culturgeschichte des klassischen Alterthums. I. S. 191; S. 222 ff.

<sup>1</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 247 ff. — <sup>2</sup> Vergl. H. Nast. Einleitung in die griech. Kriegsalterthümer. S. 207 ff. — <sup>3</sup> C. Bötticher. Ueber das Heilige u. Profane. S. 32. not. 67 ff.

noch nach dem peloponnesischen Kriege, den betreffenden Ort entweder durch eine Backsteinmauer oder durch Pallisadirung oder durch Graben und Wall zu umschliessen. — Ein wesentliches Mittel, dem zu begegnen, bestand in der Errichtung von Gegenwällen. Indem man damit die beabsichtigte (unvollendete) Linie jener Umwallung durchkreuzte, wurden sie für die Belagerer noch zu erobernde Festen.

Gelang die Aushungerung nicht, so schritt man zum Sturm. Wie man es hierbei zunächst versuchte, die Thore durch Axt und Brand zu brechen, die Mauern der Stadt zu untergraben oder, gleichwie die ältesten Völker (S. 118; *Fig. III*), auf Leitern zu ersteigen, wendete man eben dann auch förmliche Maschinen an:

Die älteste, einfachste Art war der Sturmbock oder der Widder (Krios). Er, obgleich ebenfalls schon dem höheren asiatischen Alterthum eigen,<sup>1</sup> fand bei den europäischen Griechen doch erst seit Perikles, seit der Belagerung von Samos (440), weitere Verwendung;<sup>2</sup> neben ihm, der vermuthlich vorläufig aus einem mit eiserner Spitze bewehrten, starken Balken bestand, (welcher, von Stangen schwebend gehalten, machtvoll gegen die Wälle geführt ward), kamen dann gegen den Schluss der Epoche einzelne, zuverlässig dem Widder ähnliche „Mauerbohrer“ (Trypanon) in Aufnahme.

Zum Schutz für die der feindlichen Mauer zunächst beschäftigten Arbeiter stellte man ferner die „Breschschildkröte“ (*Chelone dioruktis*) — ein auf Rädern ruhendes, schräges Schilddach — und andere dem Zweck entsprechende Gerüste her; und endlich, doch in noch späterem Verlauf erst allgemeiner, zur Erstürmung der Wallgänge auf den Mauern, einestheils schwere Wurfgeschütze,<sup>3</sup> andernteils wohl ähnliche Wandelthürme (*Purgoi*), wie solche dazu nicht minder schon die alten Assyrer und Perser in verschiedenen Formen benutzten (S. 253, *Fig. 143. a*; S. 314). —

Die Ausbildung aller dieser Maschinen, von denen sich eben jene Thürme zu wirklichen Bauten gestalteten, fand jedoch, wie auch schon bemerkt, wesentlich erst in makedonischer Zeit nach grösserem Maassstabe statt. Sie begann mit Philipp von Makedonien,<sup>4</sup> wobei sie zugleich während dessen Belagerungen von Perinthos und Byzanz (341 v. Chr.) namentlich durch den in dieser Hinsicht thätigen Polyeidos besonders gefördert ward. — Diades und Chäreas, Schüler desselben, kamen an Alexander. Neben ihnen traten alsbald, von letzterem berufen, die Ingenieure Dienechos und Poseidonios, so auch der Mi-

<sup>1</sup> Vergl. oben S. 118; S. 253; S. 314; S. 390. — <sup>2</sup> W. Rüstow und H. Köchly. S. 206 ff. — <sup>3</sup> Siehe unter Geräth. — <sup>4</sup> S. W. Rüstow und H. Köchly. S. 308 ff.

neur Krates, mit neuen Erfindungen auf. Schon Diades hatte den „Mauerbohrer“ verbessert, ausserdem den einfachen Wandelthürmen transportable Thürme<sup>1</sup> und besonders zweckmässig eingerichtete „Sturmbrücken“ (Epibathra) hinzugefügt. Unter der Leitung der übrigen Baumeister nahm dann aber das Kriegswerkzeug überhaupt bald in dem Grade zu, dass der späteren Epoche nur noch die höchste Ausbildung desselben, wie solche die Römer in den Kämpfen mit Pyrrhos gewahrten, überlassen blieb.

Nächst den vielfältigsten Umwandlungen und Verbesserungen, welche vor allen die eigentlichen „Breschwerkzeuge“ (Kriomata) — die sogenannten Widder und Mauerbohrer — und dann die zur Deckung der Belagerer erforderlichen „Widderschildkröten“ (Chelone kriophoroi), „Schuttschildkröten“ (Chelone chostrides), „Laufhallen“ (Stoai) und „Lauben“ (Ampeloi) erfuhren, richtete sich die höhere Mechanik doch vorläufig insbesondere auf die Konstruktion jener schon angedeuteten Thürme.<sup>2</sup> —

Sie wurden nunmehr mit voller Rücksicht auf möglichste Leichtigkeit dennoch solid aus starken Balken gezimmert und mit Rädern versehen. Im Wesentlichen bildete man sie auch fortan in Form von hohen, auf quadratischer Grundfläche sich nach oben verjüngenden Gerüsten von mehreren, über einander ruhenden Etagen. Ihre äussere Bekleidung bestand aus aufgenagelten Bohlen und Brettern. Sie umgab man zu weiterem Schutz mit starken, doch roh belassenen Fellen. Jedes der Stockwerke erhielt besondere Fenster; ebenso eine sich ringsumerstreckende, mehr oder minder ausladende Gallerie. Sämmtliche Etagen waren im Innern durch Treppen verbunden, die sich ausserdem bis zur Fläche des Daches erstreckten. — Die Höhe dieser Thürme (noch zumeist zur Aufnahme von Wurfgeschossen bestimmt) richtete sich je nach der Höhe der zu erstürmenden Mauer. Die kleinsten indess, deren sich diese Epoche bediente, waren mindestens 90 Fuss hoch, bei etwa 25 Fuss im Quadrat ihrer Basis. Gewöhnlich gliederten sie sich in 10 Etagen, die dann wiederum, je nach oben, an Ausdehnung abnahmen. Doch brachte man daneben auch Thürme von 180 Fuss Höhe bei etwas über 35 Fuss Seitenlänge des Grundes und in 20 Stockwerke getheilt, mehrfach in Anwendung. —

Das äusserste Maass erhielten sie unter Demetrios. Er, der sich überhaupt als Städtebelagerer auszeichnete, ja dieser Eigenschaft den Beinamen „Poliorketes“ verdankte, erweiterte ihre

<sup>1</sup> Vermuthlich so eingerichtet, dass sie auseinandergelegt und beim Gebrauch (durch Zapfen u. s. w.) schnell aufgeschlagen werden konnten. —

<sup>2</sup> Vergl. hierfür, wie für alles Folgende, die überaus sorgfältigen, zugleich durch Abbildungen hinlänglich erläuterten (Rekonstruktions-) Untersuchungen von W. Rüstow und H. Köchly, a. a. O. S. 309 ff.; S. 405 ff.

Basis bis auf 75 Fuss im Quadrat. Dem entsprechend wurden sie, die er selbst als „Städteeinnehmer“ (Helepolis) benannte, reichlich durch eiserne Klammern gefestigt, auch auf der Fläche mit Eisenblechen verstärkt. Sie erhielten (vielleicht auch schon jene früheren) in gewisser Höhe leicht bewegliche Fallbrücken (Epibathra). Nächst Hinzufügung dieser letztern, die man auch selbständig zum Theil in Gestalt eines mit Leitersprossen besetzten Krahnens (Korax) benutzte, ward noch mitunter die erste Etage schutzdachförmig hinausgebaut, so dass sie zugleich der Aufstellung von Widdern, Sturmböcken u. s. w. genügenden Raum gewährte. —

Seit Alexanders indischen Kriegen hatte man auch die bethurmten Elephanten der Inder (S. 531) wenigstens kennen gelernt. In den europäisch-griechischen Heeren fanden sie indess erst spät, aber überhaupt nur vorübergehend, einige Aufnahme. So während der nachalexandrinischen Kriege in Asien, in welcher Epoche sie unter Pyrrhos, wengleich, wie gesagt, nur periodisch, doch auch den Römern immerhin noch zu schaffen machten.<sup>1</sup> —

### Der Schiffsbau<sup>2</sup>

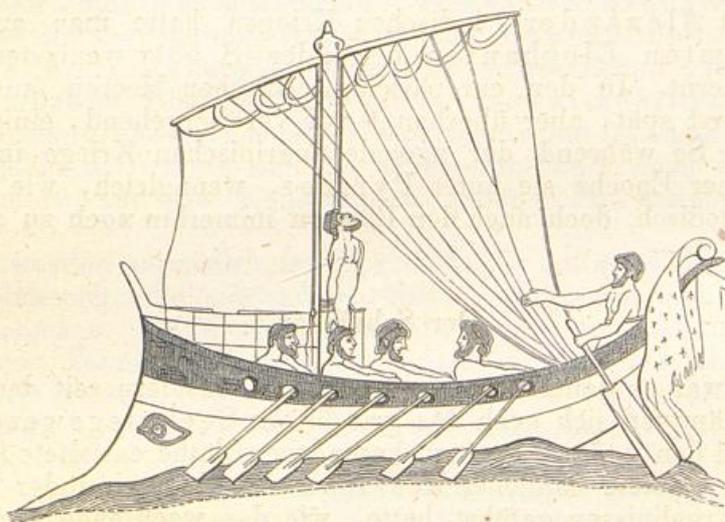
endlich war es demnächst gewesen, der, insofern seit den persischen Kämpfen sich auch das griechische Seekriegswesen und zwar bei den Athenern<sup>3</sup> zu besonderer Blüthe entfaltete (S. 695), auf dem Gebiete baulicher Konstruktion zu kaum minder bedeutenden Ergebnissen geführt hatte, wie das wachsende Bedürfniss der Landbefestigung. Je weiter indess sich namentlich in Hellas die Anfänge des Seeverkehrs im Dunkel mythischer Vorzeit verlieren (S. 690), je bestimmter schon die homerischen Gesänge für dessen frühzeitige Ausbildung sprechen (S. 442), um so weniger kann aber auch hier, erst einmal angeregt, die dann um so schnellere Entwicklung im Bau der Fahrzeuge gerade von Seiten der Küsten- und Inselbewohner, der Jonier und Attikäer, befremden. Alles schloss sich dabei natürlich an die ursprünglich nur einfachen, wenn auch bereits seit ältester Zeit nicht ungerüsteten, doch an sich schwerfälligen

<sup>1</sup> Vergl. darüber ausser W. Rüstow und H. Köchly a. a. O. S. 265; S. 365; S. 367; S. 414 ff. noch bes. S. Köpke. Ueber das Kriegswesen der Griechen u. s. w. S. 268 ff. — <sup>2</sup> H. Nast. Einleitung in d. griechischen Kriegsalterth. S. 278 ff.; S. Köpke. Ueber das Kriegswesen der Griechen. S. 270 ff.; H. v. Minutoli. Ueber den Seeverkehr und das Schiffswesen der Alten (Zeitschrift für Wissenschaft und Gesch. des Krieges). Berlin, 1835; H. Thiersch. Ueber den Schiffsbau der Griechen und Römer. Marbrg. 1851; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 50. not. 14 ff. — <sup>3</sup> Bei den Spartanern dagegen gelangte es erst nach der unglücklichen sicilianischen Expedition der Athener zu mehrer Wichtigkeit.

## Last- und Handelstransportschiffe

an. — Solcher bediente man sich, wie es scheint, noch während der Seetreffen zwischen den Korinthiern und Korkyräern (664 vor Chr.); auch ist wohl anzunehmen, dass die Flotte des Polykrates u. A. wesentlich noch aus derartigen, wenn immerhin schon mehr kriegsmässig eingerichteten Fahrzeugen bestand (vergl. Thukidid. I. 13. 14). —

Fig. 313.



Als eine Eigenthümlichkeit der Kauffahrteischiffe betrachtete man insbesondere deren rundbauchige Gestalt (vergl. Fig. 313). Sie beruhte ohne Zweifel mit auf der Bestimmung, zugleich zum Zweck sichererer Belastung, so viel Güter wie nur möglich im Mittelraum aufzunehmen. Im Ganzen mögen sie sich wohl noch weit in die historische Epoche hinein, sicher aber bis zur Ausbildung der eigentlichen Kriegsfahrzeuge, nur wenig von den auch im homerischen Zeitalter üblichen Seeschiffen (S. 696) unterschieden haben; doch nahmen sie mit steigendem Verkehr gewiss bald an Umfang zu: Um die Zeit des peloponnesischen Krieges gehörten bereits Transportschiffe, welche nächst der Ladung und nöthigen Mannschaft Raum für 500 Passagiere darboten, durchaus nicht mehr zu den grössten.<sup>1</sup> —

Die erste Veranlassung zur Bildung einer förmlichen Flotte, durch Beschaffung ausschliesslich für den Krieg eingerichteter Schiffe, hatten die glorreichen Kämpfe bei Artemision und das nicht minder ruhmvolle Treffen bei Salamis in erfolgreichster Weise gegeben (480 v. Chr.). Auf die dabei gemachten Erfah-

<sup>1</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 52.

rungen gestützt, war von Themistokles sofort die Ausrüstung von 200 Schiffen betrieben und durch ein Gesetz der Staat verpflichtet worden, alljährlich 20 Schiffe aus eigenen Mitteln zu stellen.<sup>1</sup> Hierdurch hatte denn letzterer allerdings in verhältnissmässig kurzer Frist eine bedeutende Seemacht zu erzielen<sup>2</sup> und das Schiffsbauwesen überhaupt auf eine vorher kaum geahnte Höhe zu steigern vermocht: — Alle dadurch gewonnenen Erfindungen und Verbesserungen, namentlich hinsichtlich der Konstruktion, kamen natürlich den Transportschiffen mit zu Gute. Schliesslich behielt man für sie nur noch die ihrem Zweck vermeintlich angemessenere, breitere Bauart bei, sie im Uebrigen aber ziemlich ähnlich wie

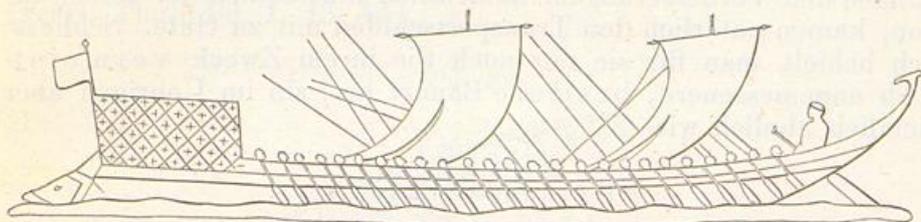
#### Kriegsfahrzeuge

gestaltend. — Da es bei diesen vor allem darauf ankam, sie trotz Umfang und Festigkeit doch so bewegbar als möglich einzurichten, hatte man eben für sie eine schlankere Form und zugleich eine überaus künstliche Vermehrung der Ruderbänke ersonnen. Jene übertrug man vermuthlich auf sämtliche zur Flotte bestimmten Schiffe, letztere dagegen wohl nur auf die grossen, für den eigentlichen Kampf gerüsteten, gleichsam schwimmenden Burgen. Sie nämlich erhielten, wie das Alterthum annahm nach dem Vorgang des korinthischen Schiffbaumeisters Aminokles,<sup>3</sup> je zur Seite des Bords mehrere Reihen von Ruderbänken übereinander,<sup>4</sup> so dass fortan die früher allein

<sup>1</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 268 ff. — <sup>2</sup> In den blühendsten Zeiten des athenischen Staates soll sich dessen Flotte auf 300 bis 400 Schiffe belaufen haben. Die Pflicht, für den Bau derselben zu sorgen, lag dem „Rath der Fünfhundert“ ob. Die Unterlassung oder Versäumniss hatte den Verlust der für ihn sonst üblichen Bekrönung zur Folge. — Zu Anfang des peloponnesischen Krieges sandte Perikles 100 Schiffe nach dem Peloponnes; damit waren 50 Bundesgenossen-Schiffe vereinigt und ausserdem 30 nach Lokris abgesandt worden. Im Jahr darauf zog er mit 100 attischen, 50 lesbischen und chiischen Dreiruderern nach Epidaurus; im folgenden Jahre bemannte man 40 Trieren gegen die abgefallenen Lesbier, 30 gegen den Peloponnes und rüstete ausserdem noch 100 zum ständigen Schutz für Attika selbst. Zur Zeit des sicilianischen Kriegs vermochte man dafür allein 250 Kriegsschiffe zu stellen. Selbst noch nach dem Unglück in Sicilien schlug Athen mit 86 Schiffen (bei Abydos) die Lakedämonier. Bald darauf erschien Alkibiades mit 100 und Konon mit 70 Fahrzeugen. Schnell ward abermals von den Athenern gerüstet und zwar binnen nur 30 Tagen nicht weniger als 110 Schiffe. Zu diesen stiessen die der Bundesgenossen, so dass es, trotz des Unglücks, dennoch eine Seemacht von 150 Fahrzeugen aufweisen konnte. Auch am Schluss des peloponnesischen Krieges war diese durchaus nicht vernichtet, wenigstens zählte sie selbst noch vor der Schlacht von Chäronäa nah an 200 Schiffe (vergl. Thukid. II. 24—28. 56; III. 3. 7. 16; VIII. 104; Xenoph. Hellen. I. 5. 6; Diod. XIII. XX. 46). — <sup>3</sup> Thukidides. I. 13; vergl. übrigens oben *Fig. 171. a. b.* — <sup>4</sup> Ueber die muthmassliche Konstruktion dieser Bänke vergl. u. a. noch bes. A. Böttiger und

gebräuchlichen, einruderbänkigen Schiffe nur noch zum Nebendienst Anwendung fanden. Diese blieben ihrem Charakter wenigstens in Hinsicht der Bemannung, die sich bis auf 50 Ruderer belief (S. 444), als „Pentekontoren“ u. s. w. getreu (*Fig. 314*),

*Fig. 314.*



bei jenen hingegen, die bereits seit dem peloponnesischen Kriege selten weniger als drei solcher Ruderetagen (Trieren) zählten,<sup>1</sup> steigerten sich allmähig auch diese auf vier, fünf und noch mehr (s. unten).

Zu ferneren Verbesserungen gehörte sodann das Beschalen des Keilbalkens mit Bolen u. s. w., um ihn gegen Klippen und Felsen zu sichern;<sup>2</sup> ebenso eine Ausstattung der Schiffsschnäbel mit erzener Wehre, um die feindlichen Fahrzeuge zu durchbohren. —

Der schon dem höheren Alterthum eigene Brauch, jedem Schiffe ein besonderes, unterscheidendes Sinnbild zu geben, ward auch während der historischen Epoche bei den Kriegsfahrzeugen beobachtet.<sup>3</sup> Für diese hatte vielleicht jeder einzelne Staat (wie z. B. der attische das Bild der Athenä) ein ihm eigenes Abzeichen. Solches erhielt denn wohl seine Stelle am Hintertheile des Bords, wogegen ein zweites, doch minder bedeutsames Signum zugleich das Vordertheil zierte. Dieses, doch auch mitunter das andere, verglich die spätere Zeit, wegen der Form, mit dem „Hals einer Gans“ (*Protome chenos*): Es erhob sich (bald vorn, bald hinten, zuweilen an beiden Enden) nach innen oder nach aussen gebogen; nicht selten vergoldet (vergl. *Fig. 315*).

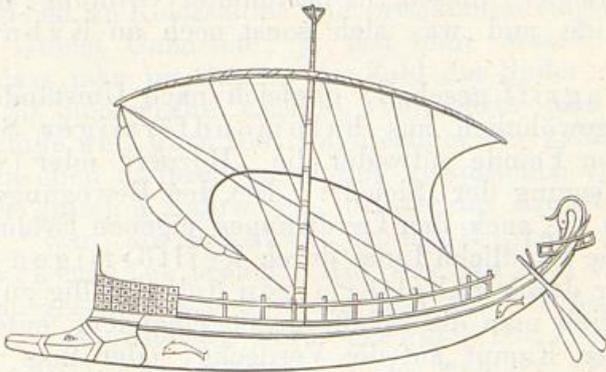
Nur zum Theil waren die Schiffe verdeckt, häufiger ohne Verdeck. Doch pflegte man später sie zu den Seiten durch ausgespannte Felle gegen den Andrang der Wellen und feindlicher Geschosse zu sichern.<sup>4</sup> — Im Hinterraum hatte der Steuer-

H. Meyer. Archäologische Hefte oder Abbildungen zur Erläuterung u. s. w. 1. Heft. Weimar. 1801. I. Band. Nr. 3. Taf. III.

<sup>1</sup> Vergl. vorläufig die Abbildungen bei G. Micali. Monumenti per servire alla Storia degli Antichi popoli italiani. Firenze, 1832. Pl. CIII. und das folgende Kapitel „Schiffsbau“. — <sup>2</sup> S. Köpke. a. a. O. S. 160 ff. — <sup>3</sup> Vergl. A. Becker. Charikles. II. S. 60 ff. — <sup>4</sup> S. Köpke. a. a. O. S. 164.

mann seinen Sitz; ihm gegenüber (im Vordertheil) ein die Gegend beobachtender Posten. Beiden fiel die Lenkung des Schiff-

Fig. 315.



fes anheim. Thatsächlich indess ward sie einzig von jenem durch zwei am Ort befestigte, grosse Schaufeln vermittelt (vergl. (Fig. 313; Fig. 315). — Je nach der Grösse des Schiffs richtete sich die Zahl seiner Masten; danach wiederum das Takelwerk, die Menge der Segel u. s. w.<sup>1</sup> — Mit zum wesentlichen Geräth gehörten die Anker. Sie, ein oder zweizählig von Eisen gefertigt, hingen gewöhnlich zu mehreren längs den Seiten der Borde. Ebenso war alles übrige sorgfältigst vertheilt, die Ausrüstung überhaupt in jeder Weise geordnet. Nach ihr auch unterschied man die Schiffe in Schnellsegler (Tacheiä) oder Soldatenschiffe (Stratiutides; Hoplitagugoi). Diese, meist schwerfällig gebaut, dienten hauptsächlich zur Beförderung von Truppen, jene hingegen durchaus zur Schlacht.<sup>2</sup> Somit bestand auch nur die Mannschaft der letzteren ausschliesslich einestheils aus Soldaten, andernteils aus den (nur unregelmässig bewaffneten) Matrosen. Dabei betrug die Zahl der Ruderer 130—140, die Menge der Krieger, ausser dem Dienstpersonal, etwa 40 bis 50 Mann. —

Nächst diesen beiden Hauptarten von Fahrzeugen besass jede einigermassen gerüstete Flotte noch eine namhafte Zahl kleinerer Kähne und Böte. Sie dann dienten zum Theil für Proviant, zum Theil zum Transport aller dem Heere nöthigen Geräthschaften und Handwerker. Wohl auch schlossen sich ihnen noch eine gleichfalls nicht unbeträchtliche Menge von (mehr privatlichen) Marketänder Kähnen an. —

War die Abfahrt der Flotte bestimmt, so wurden die Schiffe mit Blumen und Kranzgewinden geschmückt. Hierauf

<sup>1</sup> Vergl. dafür bes. A. Böckh. Urkunden über das Seewesen d. attischen Staates. Berlin. 1840. S. 144 ff. — <sup>2</sup> Derselbe: Staatshaushalt. I. S. 101 ff.

opferte man den Göttern des Meers, begleitet von Schutzgebeten für das Gelingen. Auf ein Zeichen<sup>1</sup> des Admirals setzte sie sich in Bewegung: Die kleineren Fahrzeuge schwammen vorauf. Ihnen folgten, geführt von dem Feldherrn, die grossen, kampferüsteten Segler; diesen (in bestimmter Ordnung) die Last- und Proviantsschiffe und was sich sonst noch an Kähnen zu ihnen gesellte. —

Der Angriff geschah, obgleich nach Umständen sehr verschieden, gewöhnlich aus halbmondförmiger Stellung. Sie frontirte dem Feinde entweder die „Hörner“ oder (verkehrt) die äussere Biegung der „Sichel“. <sup>2</sup> Bei den Bewegungen hielt man sich fast an die auch den Landtruppen eigenen Evolutionen. Man versuchte die feindliche Linie durch keilförmigen Andrang zu trennen oder durch gabelförmigen Anlauf völlig zu überflügeln. Entweder trieb man die Schiffe gegen einander, enterte sie und leitete so den Kampf auf die Verdecke, oder man war bemüht sie durch Wurfgeschosse (Speere, geschleuderte Steine und Brände) zum Rückzug zu zwingen. <sup>3</sup> Alles dies ward vom Admiralschiffe aus durch Signale geregelt: — Für die Dauer der Schlacht sprachen ein ausgehängter, vergoldeter Schild und eine rothfarbene Flagge. Das Herablassen derselben galt als Befehl zur Retraite. —

Eigene Einrichtungen traf man indess, wenn man die Einnahme einer am Meere gelegenen Festung bezweckte. <sup>4</sup> Sie nämlich suchte man, wie die Burgen zu Lande, gänzlich zu sperren und durch ein, doch

#### seekriegsmässiges Belagerungsgeräth

völlig zu brechen. Dabei erforderte schon die Stellung der Schiffe an sich, insofern eben sie in Zwischenräumen geschah, einen besonders hergestellten Verband. Er wurde theils durch starke eiserne Ketten, theils durch ringsumlaufende Brücken beschafft. — Auf derartig verbundenen Schiffen wurden denn gleichfalls die Belagerungsmaschinen gegen die Mauern geführt. Unterschieden sich jene nun auch im Allgemeinen nicht sehr von dem Belagerungsgeräth überhaupt (S. 845), so erforderte hier doch deren Transport und deren geschickte Verwendung abermals eigene Vorrichtungen und Nebengeräthe. Namentlich aber war es auch hier wiederum erst die nachmakedonische Zeit, welche

<sup>1</sup> Vom Admiralsschiff aus, entweder mittelst der Trompete oder (bei Nacht) durch Fackeln gegeben. — <sup>2</sup> Vgl. u. a. H. Nast. a. a. O. S. 388 ff. <sup>3</sup> Man s. vor allem die überaus lebendigen Schilderungen bei Thukidid. I. 48. II. 83. 90—92. IV. 26—40. VIII. 104—107 u. s. w. — <sup>4</sup> Siehe dafür insbesondere die Schilderungen Diodors (XVII. XX.) von der Belagerung von Tyros durch Alexander und der von Rhodos; vergl. W. Rüstow und H. Köchly. S. 326 ff.

dies gleichfalls ins Riesenmässige steigerte. — Sie auch stellte nächst dem

#### Prachtfahrzeuge

her, die zugleich an Kolossalität und prunkender Ausstattung alles auf diesem Gebiet Geleistete, ja fast ohne Maass, überboten. Ausserdem dass man im Ganzen die Zahl der Ruderer-Etagen bis auf 20 und 30 Stockwerke erhöhte, vermehrte man die Masse derartiger Schiffe weit über 200, ungerechnet der zahllosen Menge von kleineren eben dadurch mit nöthig gewordenen Böten.<sup>1</sup> —

Eins der grössten Fahrzeuge, dessen das Alterthum spezieller erwähnt,<sup>2</sup> ward auf Befehl des Königs Hiero unter der Leitung des Archimedes erbaut. Auf ihm (an dem 300 Arbeiter ein Jahr unausgesetzt thätig gewesen) war für alle nur möglichen Bedürfnisse in glänzendster Form gesorgt. Die Fussböden der einzelnen wohnlichen Räume (nicht weniger als 30) waren musivisch und mit Achattafeln u. s. w. geziert; ihre Decken von Cypressenholz, ihre Eingänge zum Theil von Elfenbein hergestellt. Statuen und andere Kunstschatze erfüllten das Innere. Den Zimmern schlossen sich Bäder, Gartenanlagen, ja selbst ein Gymnasion an; auch trug es acht nicht unbeträchtliche Thürme. Die drei Stockwerke, in die es sich theilte, enthielten ausserdem Raum für die Mannschaft und deren Bedürfnisse; ebenso Stallung für Pferde. Dessgleichen befand sich im Vordertheil ein Wasserbehälter von 225 Eimern Gehalt; daneben ein Fischteich. — Die das Schiff umlaufenden Gallerien umfassten zugleich die Küchen, Mühlen und Vorrathskammern. Sie wurden durch frei gearbeitete Statuen (in Form von Atlanten) gestützt. Von den erwähnten acht Thürmen standen je zwei auf Vorder- und Hintertheil, die übrigen vier (je zwei zur Seite) dazwischen. Sie waren mit Munition versehen und je mit vier Schützen und zwei Hoplitern bemannt. Längs dem Bord erhob sich eine mit Zinnen bekrönte Mauer; hinter ihr standen Wurfgeschosse von äusserster Spannkraft. Auch trugen die Masten gewaltige Schleudermaschinen. Zudem war das Schiff mit spitzigen Eisen umfasst und zu den Seiten mit eisernen Entern versehen. Die Mastkörbe, je drei übereinander, bildeten erzne Gerüste. Auch führte das Schiff vier hölzerne und acht eiserne Anker. — Ein dem ähnliches Fahrzeug, von Ptolemäos Philopater erbaut, hatte bei 30 Ellen mittlerem Durchmesser und etwa 300 Fuss Länge eine Höhe von 40 Ellen.<sup>3</sup> —

<sup>1</sup> So bestand die Flotte des Ptolemäos Philadelphus aus 220 grossen Fahrzeugen und 4000 Böten. Von jenen hatten zwei je 30, eins 20, vier 14, zwei 12, vierzehn 11, dreissig 9, siebenunddreissig 7, fünf 6, siebzehn 5, die übrigen je 4, 3 und 2 Ruderbänke. — <sup>2</sup> Athen. Deipnosoph. V. 40 ff.; vergl. V. 38. — <sup>3</sup> Ein gewiss würdiges Gegenstück zu dem heut vom Stapel rutschenden „Leviathan“ (vergl. die Zeitungsberichte v. Nov. u. Dez. 1857).

## Die Häfen mit ihren Dämmen u. s. w.,

selbstverständlich zur Aufnahme auch der Kriegsfahrzeuge bestimmt, schloss man grösserer Sicherheit wegen wohl durch querspannte Ketten oder ebenso schwimmend erhaltene Balken; doch befestigte man sie häufig durch stärkeres Pfahlwerk (Thukid. VII. 25. 38). — Im Ganzen schuf die spätere Zeit auch diese Stätten durch Ueberbauung der Molen und Buchten mit offenen Säulenhallen, Gallerien und dazwischen geordneten Werken plastischer Kunst, zu überaus reizvollen Orten geselligen Lebens. — In der Nähe derselben lagen die Schiff-Zimmerplätze, die Schiffhäuser und Magazine, wie überhaupt sämtliche mit dem Seeverkehr enger verknüpften Gebäude. Ihre Gestaltung, so weit es nur irgend der Zweck derselben erlaubte, blieb ebenfalls nicht von der Kunst unberührt. Vorzugsweise versuchte sie es, sich bei Errichtung der

## Leuchttürme

geltend zu machen. — Wie weit sich aber selbst dabei die spätere Zeit ins völlig Maasslose verlor, bezeugt vor allem der Koloss von Rhodos,<sup>1</sup> den (als ein feuertragendes Sinnbild des Helios) Chares, ein Schüler Lysipps (um 122 v. Chr.) für die rhodische Einfahrt beschaffte. — Kaum minder äusserte sich denn diese Epoche auch in der Aufstellung der

## Trophäen und Siegesdenkmale.

Hatten es gleichwohl die Makedonier verschmäht selbst nur die einfachste Form der griechischen Feldtrophäe — (ein auf dem Schlachtfeld errichteter Stamm mit Feindeswaffen behängt)<sup>2</sup> — für sich in Anspruch zu nehmen, so trat dagegen doch bald ein erstaunlicher Wechsel ein. Schon Philipp von Makedonien begann einzelne Siege durch Bau-Monumente sogar stabil zu verewigen. Wenn sich indess auch dieser noch damit begnügte, so zur Weihe des Sieges bei Chäronäa einen Rundbau (mit erzner, mohnkopfförmiger Spitze) von nur gebrannten Steinen, in Olympia zu bauen, überbot sich in gleicher Absicht doch die Schlussepoche in Errichtung von Ehrenstatuen der siegreichen Feldherrn, von besonderen Weihe-Altären und Tempeln.

<sup>1</sup> O. Müller. Handb. §. 155 (1). — <sup>2</sup> Vergl. H. Nast. S. 261; S. Köpke. S. 235; dazu Th. Panofka. Griechinnen. S. 27 und derselbe: Bilder antiken Lebens. Taf. VI. Fig. 8.

**Das Geräth.**<sup>1</sup>

Um vieles langsamer als der bauliche Betrieb entwand sich die zeichnende Kunst und das geräthliche Handwerk der Griechen dem allgemeinen orientalischen Einfluss. Bei jenem allerdings sahen sie sich schon früh auf eigenes Ermessen verwiesen. Was ihnen auch die gesteigerte Kultur des Ostens dafür zu bieten vermocht, dem sich frei entfaltenden echt hellenischen Wesen hatte dies doch um so mehr widersprochen, als es sich jeder despotischen, geistesbeengenden Fessel entschlug. Freilich wussten sie auch auf diesem Gebiet den Asiaten manches zu danken, in der Verwerthung desselben indess schafften sie ihrer Anschauung gemäss unfehlbar allein, selbständig und original: — Nur in ihrem Dienste des Kultus löste sich der nach aussen massig umschlossene Bau asiatischer Willkür schneller zu leicht und frei umgliederten (Säulen-) Hallen und Tempeln (vergl. S. 438 ff.; S. 544).

Anders verhielt es sich mit dem geräthlichen Handwerk. Hierin, ähnlich wie in Gestaltung der Tracht, hatte der Orient ja seit ältester Zeit praktisch-technisch und prunkvoll-ornamental fast die äussersten Grenzen des Schaffens erreicht. Lange nachdem die Griechen den Göttern schon Tempel erbaut, in steinernen Häusern und festen Städten verkehrten, galten doch ihnen die industriellen Phöniciier und das nicht minder betriebsame Volk der Aegypter immer noch als die hauptsächlichsten Träger aller mechanischen und gewerblichen Künste. Was ihnen diese insofern entgegengetragen, hatten sie demnach auch lernbegierig erfasst. Gleichwie indess die Gegenstände an sich mehr nur das äussere Bedürfniss berührten, blieb aber das an sie geknüpfte Gewerk der Hellenen auch jenen Mustern wohl noch besonders getreu: — Sie selbstschaffend vorläufig bemüht, ihr glänzendes Vorbild nur zu erreichen und so allmählig maassgeblich gebunden, verharrten wohl sicher geraumere Zeit bei mehr oder minder strenger Kopirung desselben (S. 444 ff.). —

Die zunächst durch die kleinasiatischen Griechen (doch kaum vor dem siebenten Jahrhundert vor Chr.) allmählig beförderte Verselbständigung solchen Betriebes war, wie es scheint, zuerst wiederum mehr dem lydischen Handwerk, als dem eigentlich hellenischen wirklich zu Gute gekommen (S. 445). Während der Zeit der Tyrannen, durch ihre Neigung zu äusserem Prunke<sup>2</sup> begünstigt, behauptete dann die Pracht-Industrie der orientalischen Welt auch jener sich erst entwickelnden Thätigkeit

<sup>1</sup> S. im Allgemeinen O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 297 ff. Im Uebrigen fehlt es noch an einer zugleich zusammenfassenden und kritisch eingehenden Behandlung nicht sowohl dieses Gegenstandes als des griechischen Handwerkes an sich. — <sup>2</sup> S. oben S. 749. not. 1.

gegenüber immerhin den (sie scharf durchdringenden) Vorrang. Ohne bestimmen zu können, wie weit sie sich diesem etwa bis in das sechste Jahrhundert vor Chr. williger gefügt, deuten doch einzelne Nachrichten an, dass sie noch in dieser Epoche im dorischen Korinth unter direkterem Einfluss westasiatischer Kunstfertigkeit gestanden: Wohl unzweifelhaft nur in Folge einer durch Handelsverkehr frühzeitig nach dort stattgehabten Uebertragung derselben, war es für das übrige Hellas der Ausgangspunkt vieler Gewerbe geworden.<sup>1</sup> Ungeachtet die Bildnerei in Holz, Stein und Metall lange im Orient geübt war,<sup>2</sup> schrieb man dennoch der Stadt die figürliche Plastik, die eingelegte Arbeit zum Schmuck von Geräthen, vor allen aber die Töpferscheibe, ja die Töpferkunst überhaupt, als ihre Erfindungen zu. Gleichfalls wurde die Ausbildung des Metallgusses und der Beginn der einfachen Zeichnung von der griechischen Mythe auf sie zurückgeführt. Unter den Namen des Eucheir („Kunsthand“) und des Eugrammos („Schönzeichner“) hatte sie ihren Ruhm personificirt und ihn derselben traditionell gesichert. —

In Sparta war dem Handwerk im Allgemeinen bereits durch Lykurg eine engere Grenze gezogen.<sup>3</sup> Ganz dem kriegerischen Leben der Dorier gemäss hatte er dessen weiteren Betrieb, als der freien Entwicklung des Körpers entgegen, jedem Spartiaten streng untersagt, hierdurch aber zugleich auch der Stellung des Handwerkerstandes jede höhere Schätzung benommen.<sup>4</sup> Insofern er ausserdem allen Komfort auf das nüchternste Maass des Bedürfnisses reducirte, ohne doch die Gewerthätigkeit der unterjochten (achäischen) Stämme im Ganzen zu hemmen,<sup>5</sup> war es denn diesen vermuthlich durchaus überlassen, unbeeinflusst von dorischer Seite, ihre asiatisirende Richtung nur um so entschiedener ungestört zu verfolgen (vergl. S. 691 ff.; S. 734 ff.). — Aller handwerkliche Betrieb in den von Doriern besetzten Ländern des Peloponnes befand sich seit ältester Zeit in den Händen der Periöken.<sup>6</sup> Gewisse Zweige desselben waren sogar, in bestimmten Geschlechtern, zur erblichen Würde geworden; die meisten Gewerke aber an sich, je vom Vater auf Sohn, fast kastenmässig vererbt.<sup>7</sup> Mochten nun auch die strengen Spartaner die so nach alter Weise gleichmässig fortgebildeten Erzeugnisse heimischer Industrie minder beachten oder wohl selbst

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 53. §. 57. §. 74. §. 75; M. Duncker. Gesch. des Alterthums. III. S. 67; S. 443 ff.; E. Curtius. Griechische Geschichte. I. S. 222. — <sup>2</sup> Vergl. oben u. a. S. 97 ff.; S. 384; S. 445. not. 4. — <sup>3</sup> Vergl. M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III. S. 351 ff.; insbes. S. 378 ff.; F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 276 ff. — <sup>4</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 390; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 41 ff. — <sup>5</sup> Vergl. E. Curtius. Griechische Geschichte. I. S. 162 ff. — <sup>6</sup> S. u. a. F. Hermann. Culturgesch. I. §. 17 (am Schluss). — <sup>7</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 26 ff.; F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 6. not. 6.

nicht benutzen, hatten sie sich dem Auslande gegenüber doch eines dauernden Rufs zu erfreuen. Er, vielleicht eben durch die auf Erbllichkeit der Handtirung mit beruhende Tüchtigkeit fester begründet, erstreckte sich ausser auf jene erwähnten<sup>1</sup> „lakonischen“ Schuhe und Purpurgewänder (!), auf mannigfaches Geräthe aus Holz und Metall. Von den Ausfuhrartikeln des lakedämonischen Handels<sup>2</sup> wurden in Attika, selbst in dem späteren Athen, neben eisernen Ackergeräthen und Waffen, namentlich Krater, Becher, Tische und Stühle, so überhaupt schon fertige Hausmobilien, höchlichst geschätzt und wohl mit Vortheil verwerthet.<sup>3</sup> —

Die (ionische) attische Industrie war noch bei weitem weniger veranlasst, ihren (achäisch-) asiatisirenden Grundcharakter irgend wie zu verlassen, als selbst die lakonische. Sie durch die dorische Wanderung nur noch enger mit dem westasiatischen Handwerk verknüpft (S. 692), hatte seitdem in ihm vielmehr einen festeren Boden gewonnen. Von dem athenischen Staate ward sie gesetzlich beschützt.<sup>4</sup> Nahm nun gleichwohl auch hier der Handwerkerstand, seiner mehr thätig gebundenen Lebensart wegen, eine minder geachtete Stelle ein,<sup>5</sup> so war ihm doch schon durch Solons Verfassung<sup>6</sup> allen übrigen Ständen gegenüber die völlige Gleichberechtigung zugestanden. Ebenso wie in dem üppigen Korinth,<sup>7</sup> und wohl noch entschiedener, hatte er ausdrücklich bestimmt, Niemandem sein Gewerbe zum Vorwurf zu machen; ja einen solchen Vorwurf sogar zur klagbaren Rechtsverletzung erhoben.

Eine derartige Schätzung des Handwerksbetriebs, verbunden mit der in Attika unbehinderten Freiheit sich zu bethätigen, musste aber dem ständigen Streben nach der vollendeten Technik der orientalischen Stämme wohl wiederum einen bedeutenden Vorschub gewähren. Nicht weniger trugen die in Athen stets wachsenden Anforderungen des Lebens mit dazu bei, die auf Befriedigung derselben gerichteten Kräfte in immer steigender Spannung wach zu erhalten: — Blieb in dem nüchternen Sparta das Handwerk beschränkt, fand es dagegen an jener erblühenden Stadt eine es gleichsam selbstthätig befördernde Stätte.

Doch dieser Umstand gerade führte dahin, wenigstens den attischen Betrieb als solchen, dem westasiatischen völlig unterzuordnen. In der Absicht, die Gesamt-Industrie in ihrer Fortentwicklung möglichst zu heben, hatte auch Solon allen Nichtbürgern der Stadt — den dort angesiedelten „Schutz-

<sup>1</sup> S. oben S. 707; S. 723. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier II. S. 21 ff.; F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 207 ff. — <sup>3</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 50 (9). — <sup>4</sup> F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 115. not. 6. 7. — <sup>5</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 391. — <sup>6</sup> M. Duncker. Geschichte des Alterthums. IV. S. 227 ff. — <sup>7</sup> Vergl. Herodot. II. 167.

verwandten“ (Metöken)<sup>1</sup> — falls sie sich einzig mit dem Handwerk befassten, volle Aussicht auf Bürgerrechte eröffnet.<sup>2</sup> Nächst dem blieb ihnen allen, gegen Erlegung einer nur mässigen Steuer, dessen freiere Ausübung überhaupt unter dem Schutz der Gesetze, rechts gültig verstattet.<sup>3</sup> — Hierdurch war natürlich Athen ein Sammelplatz dieser Fremden geworden. Sie in weit überwiegender Zahl waren jedoch betriebsame Orientalen: „Lydier, Phrygier, Syrier und Phönicier“.<sup>4</sup> — Bei der mit durch sie genährten Neigung der späteren Epoche für geräthlichen Prunk und äusseren Komfort und der den freien Griechen doch immerhin wenig zusagenden, industriellen Bethätigung, hatte es dann allerdings wohl nicht fehlen können, dass letztere, wie in Sparta nur den Periöken, so endlich dort jenen geschickten Metöken fast ohne Konkurrenz überlassen blieb. Selbst wo reiche und angesehenere Bürger (wie das durchaus nicht ungewöhnlich war) für ihre eigene Rechnung arbeiten liessen, trug ein solches Verhältniss doch stets mehr das Gepräge einer grossen Fabrik.<sup>5</sup> Ohne dass gerade sie dabei thätig waren — wohl nur selten etwas davon verstanden — wurde auch hier das Geschäft meist unter Leitung von „Schutzverwandten“ hauptsächlich durch Sklaven und Lohnarbeiter gefördert.

Nur die Töpferei (und in Verbindung damit die Gefässbildnerei hauptsächlich) machte von alle dem, ja vielleicht schon seit uralter Zeit, muthmasslich eine besondere Ausnahme. Sie, ihrer Natur nach vorzugsweise geeignet, der höheren Plastik zu dienen, mochte wohl eben desshalb von Griechen selbst eine thätige Schätzung erfahren und so den übrigen Gewerken gegenüber auch wohl in noch weiterem Sinne behauptet haben. Sprechen gleichwohl Zeugnisse dafür, dass sich ebenfalls dieser Betrieb erst durch asiatischen Einfluss in Hellas erhob, deuten sie doch auch darauf zurück, dass dort jenes Handwerk an sich bald in engere Beziehung zum Kultus und aus dem Kreise des blossen Bedürfnisses in das Bereich der griechischen Architektur — des Angelpunkts aller hellenischen Kunst — gerückt ward. Wiederum von Korinth erzählt die Mythe, dass die Töpferei hier auch zuerst zur Ausschmückung der Giebelfelder an Tempeln durch mannigfache Reliefs aus Thon besonders geübt und, auch als Gefässbildnerei, in Verbindung mit farbiger Zeichnung und plastischer Zuthat, verschönt worden sei.<sup>6</sup> — Nächst dieser Stadt und den Inseln Chios und Samos<sup>7</sup> theilten Athen und Aegina den sich nicht minder in Sage verlierenden Ruf einer

<sup>1</sup> F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 354 ff. — <sup>2</sup> M. Duncker. Geschichte des Alterthums. IV. S. 228. — <sup>3</sup> Der Steuersatz betrug jährlich nur 12 Drachmen für die Familie: F. Hermann. Staatsalterthümer. §. 115. not. 6. 7; §. 126. not. 9. — <sup>4</sup> F. Schömann a. a. O. — <sup>5</sup> U. a. A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 49; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 42. not. 10 ff. — <sup>6</sup> O. Müller. Handbuch. §. 53. §. 73. §. 74. — <sup>7</sup> Siehe oben S. 445.

heimischen Blüthe jenes Gewerkes.<sup>1</sup> Dabei war es denn namentlich Athen, wo sich dasselbe seit unbestimmbarer Zeit zugleich in Händen einer beträchtlichen Zahl von freibürgerlichen Familien befand. An diesen hatte sich in weiterem Verlauf ein bedeutender Theil des Volks zu gleicher Bethätigung herangebildet. Demzufolge war vorzugsweise der Stand der athenischen Töpfer zu ausserordentlichem Umfang erwachsen. Gleichsam innungsmässig gebunden, bewohnte er in der Stadt und um sie herum ein nach ihm benanntes, eigenes Quartier („Keramaikos“). In der Dreiheit „Athene, Hephästos und Prometheus“ verehrte er seine Beschützer. Auch beruhte sein uralter Adel wohl noch mit darauf, dass von jeher nur ihm zuständig war, die für die Sieger am Feste der Panathenäen bestimmten Preise — zum Theil in Oelgefässen bestehend — zu liefern. Ja selbst dieser, wengleich anscheinend geringe, doch immerhin abermals innigere Bezug zum Kultus, hatte vielleicht nicht minder dazu beigetragen, das Gewerk um so schneller dem Orient zu entziehen und einer mehr griechischen Entfaltung entgegenzuführen. Trotz der ausgebildeten Technik west- und mittelasiatischer Industrie vermochte sie doch der attischen Töpferei nach keiner Seite die Spitze zu bieten. Hierin dann schwieg wahrscheinlich ihre Konkurrenz wiederum gänzlich: — Als die griechischen Töpfer ihre Arbeit auch dem überseeischen Handel darboten,<sup>2</sup> waren es eben vorzugsweise Phönicier, welche hauptsächlich attisches Geschirr selbst bis zum fernen (afrikanischen) Kerne, also doch wohl für eigene Rechnung verfuhrten. —

Wesentlich nur aus solchem Verhältniss der Töpferkunst der Hellenen zu deren anderweitigen Industrie lässt sich der merkliche (stilistische) Unterschied zwischen den Erzeugnissen jener und dieser in einigermaassen genügender Weise erklären. Zwar sind Werke der letzteren Art meist nur (in Vasengemälden oder Skulptur) mehr oder minder genau nachbildlich erhalten, nichtsdestoweniger aber lassen doch sie eine echtasiatische Formenbildung erkennen. Auch in der Ausstattung schliessen sie sich eng an die Technik des Orients an: — Was die verschiedenen Zweige der niederen Gewerke,<sup>3</sup> namentlich die der Holzarbeiter und Tischler, ferner die der Arbeiter in Metall, dann die der Lederbereiter, Seiler und Wirker insbesondere für den Hausstand beschafften, war durchweg Metökenarbeit geblieben. — Nur wenn es galt, damit dem Kultus zu dienen, zog der Grieche auch sie in sein Bereich.<sup>4</sup> Liess er sich's wohl im Gänzen genügen, dass Fremde den äusseren Komfort

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 62 ff. — <sup>2</sup> Aller griechische Grosshandel geschah auf dem Seewege. Unter den Ausfuhrartikeln nahmen korinthische, attische und samische Töpferwaaren eine Hauptstelle ein. F. Hermann. Privatalterthümer. §. 45. — <sup>3</sup> Derselbe a. a. O. §. 43 ff. — <sup>4</sup> Vergl. O. Müller. Handbuch. §. 66—71.

ihm besorgten, war er doch um so eigner bemüht, alles was seine Götter betraf, durchaus selbstthätig zur höchsten Vollendung zu bilden. In diesem Bestreben verselbständigte er dann allerdings auch jedes Gewerk. In ihm erhob es sich aus der blossen Mechanik, gleichmässig mit der ästhetischen Bildung des Volks, zu einer den Stoff an sich veredelnden Plastik. — Ebenso wenig indess wie die wohnliche Stätte bei ihrem vorherrschend profanen Bezug alsbald die Kunstform des Tempels theilte (S. 816), in gleichem Verhältniss entzog sich auch wohl das nur auf ihren Bedarf (an Geräth) gerichtete Handwerk einem direkten Einfluss der bildnerischen Erhebung. — Ward dies somit in früherer Zeit davon überhaupt nur weniger berührt, fand es dagegen dann in der alexandrinischen Luxusepoche wiederum einen nur um so günstigeren Boden. Mit der schon vorher im Volke geweckten Begierde nach reichem Erwerb waren auch immer mehr (freie) Griechen dem Handwerk gewonnen; mit dem allmäligen Verblaffen der heiligen Scheu aber wesentlich nun durch sie auch jene Ergebnisse plastischer Kunst dem profanen Betriebe mitgetheilt worden. Gleichwie sich vorzugsweise seit dieser Periode die Geräth-Industrie in prunkvollster Form erwies, wusste sie sich auch fortan dem älteren Gewerk gegenüber in weiterem Bezug eine bedeutsame Stellung zu sichern. — Mit dem Beginn und raschen Verfolg eines solchen auf Luxus gerichteten Schaffens, bei dem man den Aufwand an Kunst bald nach dem Werthe des Stoffs zu bemessen beliebte, hatte aber dann

die Gefässbildneri,<sup>1</sup>

insofern sie sich eben als Töpferarbeit erwies, doch allmäligen von ihrer Höhe herabsinken müssen. Was in ihr die edlere Plastik vollzogen, trat in Dienst eines reicheren Materials. Auch hatte sich längst von ihr die (erst durch sie ermunterte) Malerei zur völligen Freiheit gesondert: — Fast gleichmässig wie jener Betrieb die Kräfte geweckt und in dauerndem Fortschritt gesteigert, wurden sie, auf die Prunk-Industrie übertragen, ihm auch wieder entfremdet. —

<sup>1</sup> Siehe insbes.: O. Müller. Handbuch der Archäologie. §. 298 — 302; K. Levezow. Verzeichniss der antiken Denkmäler des Antiquariums des königl. Museums zu Berlin. Erste Abthlg.: Gallerie der Vasen. Berlin. 1834. Nachträge dazu von E. Gerhardt. Neuerworbene antike Denkmäler des k. Museums zu Berlin. Berl. 1836 ff.; G. Kramer. Ueber Styl und Herkunft der bemalten griechischen Thongefässe. Berlin 1837; J. Krause. Angeiologie. Die Gefässe der alten Völker insbesondere der Griechen und Römer. Halle. 1854; O. Jahn. Beschreibung der Gallerie bemalter griechischer Vasen der königl. bairischen Sammlung. München. 1854. (In vorstehenden Werken zugleich umfassendster Hinweis auf das vorhandene literarische und bildliche Material u. s. w.) Für die ästhetische Betrachtung und Entwicklung der Form s. noch bes. den geistvollen Abschnitt bei C. Bötticher. Die Tektonik der Hellenen. I. Potsdam. 1844. S. 42 ff.

I. Für den Entwicklungsgang, den der Gewerbszweig durchlaufen, gewährt nun die namhafte Zahl noch erhaltener Geschirre<sup>1</sup> den augenscheinlichen und somit sicheren Maassstab:

1. Die älteste Art, ihrer Entstehung nach dem sechsten Jahrhundert v. Chr. oder noch einer selbst früheren Zeit angehörend,<sup>2</sup> theilt noch ziemlich deutlich das starre Gepräge vorder-

und mittelasiatischer Handwerklichkeit.

Fast sämtliche ihr zuzuweisenden Gefässe zeigen, ja bis zur Kugelform, eine mehr oder minder gedrückte Gestalt von nur wenigem Schwung und kaum lebendigem Profil (*Fig. 316*). Ihr Ornament (insbesondere an den Orient erinnernd) besteht hauptsächlich aus Thierfiguren — „Löwen, Widern, Hirschen, Schwänen, Sphinxen und anderen Ungeheuern“ — und arabeskenartig gebildeten Pflanzen. Diese wie jene erscheinen stets einfach, band-

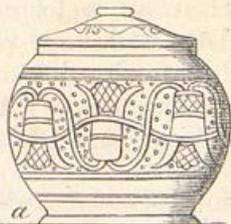
förmig übereinander in den nur rohen Grund des Gefässes geritzt und dann ohne Weiteres auf jenen gemalt. Letzterer bewahrt die natürliche Farbe des Thons, zumeist ein eigenes Mattgelb. Die Kol-

rorirung geschah in schwärzlichen oder bräunlichen Tinten mit Hinzufügung von Violett und mässig blendendem Weiss. Menschliche Figuren kommen nur spärlich vor; wo dieses aber der Fall, tragen auch sie durchaus den Charakter einer alterthümlichst gebundenen, ja chematischen Darstellungsweise. — Ungeachtet man solche Gefässe, deren Gestaltung sich allerdings bald in anderweitigen Formen erging, auf itali-schem Boden häufiger gefunden (*Fig. 317. a. b*), lassen dennoch besondere Zeichen, Auf-schriften u. s. w. vermuthen, dass sie vor-zugsweise im alten Korinth und zwar von dorischen Töpfern (?) hergestellt worden. Insofern sich deren Fabrikation wohl traditi-onell fortdauernd erhielt,<sup>3</sup> ward dann ver-muthlich auch die zunächst nur auf ihren Thierschmuck bezogene Benennung der-selben (*Therikleia*) durch einen Töpfer „The-rikles“ personificirt.<sup>3</sup> —

*Fig. 316.*



*Fig. 317.*



<sup>1</sup> Nach einer neuerlichen Schätzung bis jetzt im Ganzen etwa 50 000. H. Krause. S. 158. not. 2. — <sup>2</sup> Vgl. H. Krause S. 153. — <sup>3</sup> Vgl. oben S. 856. — <sup>4</sup> H. Krause. S. 163; dazu O. Müller. Handbuch. §. 112 (1).

2. Der allmälige Uebergang aus dieser Bethätigung zu einer freieren Fassung im Ganzen und Einzelnen wird durch die Reihe von Thongeschirren bekundet, welche man (gleichfalls ohne Rücksicht auf den Ort ihrer Findung) als „altattische“ bezeichnet hat. An ihnen beginnt sich die Verzierung durch Darstellung menschlicher Gestalten aus der Heroen- und Götterwelt und das Streben nach anmuthvollerer Profilirung in immer höherem Maasse zu entfalten. Hielt man auch hierbei anfänglich, wohl nach korinthischem Vorgang, noch an der alten Weise fest auf gelben oder gelb-weisslichen Thon mit schwarzer Farbe zu zeichnen, war man doch bald dahin gelangt den Stoff zu verfeinern und durch Beimischung farbiger Erde, durch zart geschlemmten Röthel (Miltos), ebensowohl der plastischen Handtirung, wie dem Auge an sich gefälliger zu machen. An einzelnen Orten, so in Koptos und Rhodos, suchte man den Geschirren durch Beisatz aromatischer Mittel sogar besonderen Geruch zu ertheilen; ausserdem lernte man sie mit Firniss<sup>1</sup> tränken und, bei aller Dichtigkeit in der Masse, dennoch aufs äusserste dünn und leicht zu beschaffen. — Die Figuren wurden kaum mehr geritzt, sondern zumeist nur durch Malerei erzielt. Ebenso blieb man fortan bemüht, die Gefässe durch frei geförmte Henkel und Füsse ebenso zwecklich als künstlerisch zu verschönen.

Der augenfälligste Unterschied zwischen diesen und den alten Geschirren bestand trotzdem zunächst doch nur in dem vorherrschenden menschlicher Gestalten. Auch allmälige erst wandte man sich von den thierischen Ornamenten ab, sie immer noch vielfach mit jenen mischend. Für die Färbung der Thiere bediente man sich nach wie vor des bräunlich schimmernden Schwarz; jedoch in Behandlung der Menschenfiguren wechselte man jetzt häufiger mit Schwarz und Weiss. Durch ersteres wurden hauptsächlich die Männer, durch letzteres dagegen insbesondere das Nackte der Weiber, wohl auch einzelne Theile von deren Kleidung, massiger und bestimmter bezeichnet. Im Uebrigen ward auch der Grund einestheils noch zur Konturirung der Formen in der Silhouette, andertheils zur Abgrenzung ganzer Massen, als Waffen-, Gewand- und Putzstücke, mit verwandt. —

Bei aller beschleunigten Zunahme dieser Gefässe an freier und eleganter Gesamtprofilirung<sup>2</sup> und der Durchbildung vorbezeichneten Schmucks, bewahrte der letztere dennoch geraume Zeit, mindestens bis zum Beginn des fünften Jahrhunderts, vorherrschend den dem Urthum im Ganzen eigenen, gleich-

<sup>1</sup> So geschickt, dass es trotz aller Anstrengung bis jetzt nicht möglich gewesen, diesen Ueberzug (?) völlig nachzuahmen. — <sup>2</sup> Als dieser Epoche besonders eigen treten hauptsächlich in mannigfachster Dimension die Amphora, die dreihenklige Hydria, die zweihenklige Schaale und der Lekythos auf; G. Kramer. S. 73 ff.

sam ceremoniell gebundenen Typus. — Gerade im Gegensatz zu den nun um vieles belebter als früher gebildeten Thierfiguren, behaupten die hier (am häufigsten) dargestellten Situationen

Fig. 318.



von kultlicher Weihe und Kämpfen mythischer Helden entweder eine steife Leblosigkeit (vergl. Fig. 177. a) oder eine, doch gleichfalls erstarrte, sich eben nur eckig äussernde Hast. Dabei erscheinen alle Figuren, mit nur wenigen Ausnahmen, völlig bekleidet: Die Gewänder durchgängig symmetrisch gefältelt, die Rüststücke aber schablonenmässig gezeichnet. Wo, wie namentlich bei Verbildlichung bacchischer Szenen, heftige Bewegung von dem Zeichner erstrebt ward, führte dann dies nicht selten noch über die Grenze jener doch nur chematischen Hastigkeit, ja bis zur völlig gewaltsam vermittelten Form einer mannequinartigen Karrikatur (Fig. 318).

3. Unter dem Ringen der zeichnenden Kunst, derartige Extreme an dem Gesetz der Natur zu edler Maasshaltigkeit hinaufzustimmen, war indess auch die Technik an sich vorwärts geschritten. Die Erfindung des gerötheten Thons hatte allmählig Raum gewonnen und die älteren Farben gänzlich verdrängt. War man im Verlauf dieser zweiten Epoche bereits dahin gelangt, ihn zarter zu mischen und so durch Brand und durch Firniss gleichsam zu adeln, lag dann hierin vielleicht auch schon der Gedanke, ihn fortan selbst zur Färbung des Ornaments, dagegen nun aber das Schwarz als Grund zu benutzen. Auch nur spärlich wurde sodann noch das Weiss, höchstens zur Andeutung kleinerer Zierden; ebenso röthliches Violett (zur Bezeichnung von Bändern und Kränzen) gebraucht. —

Vor allem denn kam es hier darauf an, das beabsichtigte Bild in seinen Theilen auf dem Gefässe nur auszusparen. Dies erforderte wiederum eine feste Vorkonturirung. Mit dem im ständigen Fortschritt gewonnenen Geschick gewährte jedoch nun sie auch grössere Freiheit und der Ausführung selbst die feinste Behandlung. Erst auf diesem Wege einmal begonnen, musste er (bei griechischer Begabung) auch schneller als irgend ein andrer zu freierer Vollendung führen.<sup>1</sup> —

Die ersten Versuche sich so zu bethätigen, vielleicht schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts gemacht, mögen sich wohl noch längere Zeit immerhin nur in einfachen Formen, als Linear- und Blattornamenten u. s. w., bewegt haben. Im Verfolg des Zeitraums indess, sicher seit der Mitte desselben, ward aber diese Technik zugleich auch die einzige, die man, ja bis

<sup>1</sup> Sollte dies ein Irrthum sein, so möge man ihn dem Verfasser, da er Maler ist, zu Gute halten.

zum Verfall, überhaupt nur noch schätzte und übte. — Ausnahmsweise nur bildete man auch noch kleinere Gefässe (Lekythen) mit durchgängig weissem Grunde und schwarz konturirter Zeichnung.

Gleichzeitig mit dem neuen Betriebe und der also durch ihn im Allgemeinen geförderten freieren Fassung gewann dann wieder nicht minder die Formerei ebenfalls an Ausdehnung und an Adel. Die schon früher schwungvolle Gestalt der Geschirre entwickelte sich immer edler und leichter zu äusserster Anmuth und Milde. Alle nur möglichen Bildungen wurden versucht, — und so einte sich bald überall, von der einfachen Schüssel bis zur förmlichen Vase, von dem nur simplen Becher bis zur Amphora, ja herab bis zur kleinsten Gestaltung des Topfes und der sich bauchig erweiternden Flasche,<sup>1</sup> die vornämlich nur zwecklich gebundene Form mit der Schönheit der Linie zu immer reinerem Einklang.

Aber langsam löste sich auch noch jetzt die zeichnende Kunst von der älteren Tradition. Bald jedoch schritt sie dazu, den engeren Kreis ihrer Darstellung zu durchbrechen und ihm durch Scenen aus dem privaten Leben einen bedeutsameren Umfang zu geben. Hatte man sich nun bisher im Ganzen begnügt, die ja seit ältester Zeit mehr typisch gebundenen Gestalten von Heroen und Göttern bloss zu benutzen, konnte man nunmehr, ja ohne weiteren Zwang, die volle Natur in ihrer Wahrheit kopiren. —

Hauptsächlich wohl mit dadurch gefördert entsagte die Zeichnung, wenngleich, wie bemerkt, immerhin nur sehr allmähig, doch in stets rascher zunehmendem Maass, dem sie beherrschenden, konventionellen Schema. Ihre Gestalten gewannen an äusserer Form und einem sich mehr organisch entfaltenden Leben. Zwar liebte man es auch hierbei zunächst, sie noch möglichst voll zu bekleiden, indess an die Stelle der früheren Steifheit trat eine sich äussernde Zierde und im Nackten löste das Starre ein erwachtes Gefühl für die Muskulatur. • Schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts war, wie es scheint, der Umschwung vollbracht. — Trotz einer durch letzteres Bestreben noch theilweis dauernden Magerkeit der Figuren, tragen sie doch bereits das entschiedene Gepräge eines tieferen, individuellen Erfassens (vgl. *Fig. 184*). — In dem Bewusstsein so gesteigerter Kraft standen nunmehr auch die Bildner nicht an, ihre Namen auf ihre Werke zu setzen (Sosias; Euphronios u. s. w.<sup>2</sup>). —

4. Die bis zum fünften Jahrhundert in Griechenland zur höchsten Blüthe gediehene Kunstthätigkeit hatte ferner gleichfalls

<sup>1</sup> Vergl. im Allgemeinen die Mustertafeln bei K. Levezow. Taf. I—XVII. (350 Formen) dazu die Nachträge von E. Gerhardt. — <sup>2</sup> Die Aufzählung derselben bei H. Krause. S. 198 ff.

dahin gewirkt, die Zeichnung als solche, in ihrem Fortschritt zu heben. Unter dem nachhaltigen Einfluss der allgemeinen Entwicklung ward es ihr demnach auch zeitig vergönnt, sich aus jeder Fessel zu lösen. Was sie seit Anfang dieser Epoche vorübungsweise gewonnen, brachte sie bis zu deren Schluss, während der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, auf die Höhe freier Vollendung. So aber blieb fortan das Bild auch nicht mehr bloß Schmuck der Gefäße, sondern verschmolz mit diesen zugleich zu einer untrennbaren Einheit. — Gleichwie die Geschirre in ihren plastischen Gliedern längst das Princip einer Architektur der Bewegbarkeit reizvollst entwickelt, fügte sich diesem nun auch die Zeichnung nach Inhalt und Fassung vollständig (vergl. Fig. 319. a—d).

Fig. 319.



5. Hiermit hatte die Töpferei den ihr möglichen Gipfel erreicht. — Nur bis zum Ausgang des vierten Jahrhun-

derts vermochte sie ihn zu behaupten. Unter dem äusseren Glanze der alexandrinischen Herrschaft ward sie zunächst zur Herstellung übergrosser Gefässe, zu einem Aufgeben des edleren Maasses veranlasst. In dem Bemühen der Malerei, sich prunkvoll zu zeigen, fiel zugleich sie der Ueberladung anheim. Vornämlich, bei der beständigen Losung möglichst prächtig und schnell zu beschaffen, erschöpfte sie sich an kostbaren Prunkgeschirren. In der Ermattung endlich blieb es nicht aus, dass allmählig der ganze Betrieb auf das niedere Gewerk für das blosses Bedürfniss, auf das rein Handwerkliche zurückgeführt ward. Hiermit natürlich versandete auch die Technik, und somit auch die edlere Lust, sich solcher Geräthe ferner als Schmuck zu bedienen:

Sämmtliche noch erhaltenen Gefässe aus dieser Epoche zeigen vorherrschend ein besonderes Streben nach farbiger Buntheit. Das bis dahin nur sparsam verwendete Weiss tritt zunächst wieder in grösseren Massen hervor. Ausserdem wird das Violblau stärker benutzt; gleichzeitig Goldgelb oder wohl gar Vergoldung.

Die figürliche Komposition fällt zu lebloser Willkür immer mehr auseinander. Die Gewänder erscheinen auf's reichste geschmückt, die Darstellungen aber nur leicht, oft rein skizzenhaft behandelt. Letztere sind dem Mythenkreise entnommen, auch der Feier mystischer Kultgebräuche; gleichmässig stellen sie komische Scenen dar, wie sie die Bühne Athens vor Augen führte oder, was noch häufiger der Fall, Situationen von sepulkraler Bestimmung. Dabei ist nicht selten die Zeichnung selbst bis zum Hässlichen hin verkommen, die Mischung des Thons und die Färbung des Firnisses äusserst nüchtern und glanzlos. —

Eine besondere Art von kleineren Geschirren, welche gleichfalls dieser Periode entstammen, tragen eine durchgängig schwarze Grundirung. Dahingegen beschränkt sich ihr Ornament entweder auf eine nur einfache Blätterverzierung oder auf nur eine Thier- oder Menschengestalt. Dies ist dann stets mit weisser Farbe gemalt, stellenweis nur durch gelbe Tinten bezeichnet. Doch wird auch hier schon nicht selten selbst dieser Schmuck (durch erhobene Riefeln) plastisch verdrängt. —

6. In dem Verlöschen echthellenischer Sitte fand die Gefässmalerei ihren völligen Untergang. Seit dem Eintritt römischer Kultur hatte ihre Pflege aufgehört. Neben der nun häufigen Verwendung von metallnen und Stein-Geräthen sah sich fortan auch die Töpferei, zum besondern Schmuck der Kunstgeschirre, eben nur zur Ausübung der Plastik (vorzugsweise in Relief) verwiesen. —

II. Was die Griechen in Herstellung von Metallgefässen geleistet, lässt sich bei dem Mangel an Vorhandenem kaum mehr mit einiger Sicherheit bemessen. Dass jedoch auch dies be-

trächtlich war, wenigstens zur Zeit der hohen Blüthe gleichfalls kunstgerecht zur Geltung kam, darauf deuten wenigstens die Namen vieler Künstler, die sich grade darin Ruf erworben.<sup>1</sup> Unter ihnen werden, vorzugsweise als berühmt in Erz- und Silberwerken, Mentor, Boethus, Mys und Akragas und noch spätere hervorgehoben. — Ebenso geschätzt ward auch „Therikles“ als Verfertiger hölzerner Gefässchen. —

1. Indess was diese schufen blieb doch stets nur dem höchsten Reichthum vorbehalten. Natürlich mehr noch die Goldarbeit, die denn fernerhin zumeist auch nur im Orient Unterstützung fand. Auch erst durch ihn, wie zu vermuthen steht, lernten die Griechen die Verwendung edler Steine zu Gefässen kennen. Seit den Perserkriegen hatten sie, freilich immer noch als Seltenheiten, schon Geschirren theils von Alabaster, theils von Onix oder von Achat. Später fanden sie dann selbst im Marmor oder härterem Stein, wie Travertin, ein für gleiche Zwecke sehr bequemes, so auch vielbenutztes Material.

2. Durch den Alexanderzug nach Indien häuften sich die Stoffe. Das zur Zeit des Herodot noch dem Golde gleich geschätzte Glas ward seitdem auch immer mehr gebräuchlich; endlich zählten selbst Gefässe von Krystall und aus indischem Murrhina (S. 526) kaum mehr zu Besonderheiten.

3. Mit dem engern Anschluss an den Osten wuchs der Luxus bis zum Uebermaass. Alles was bisher darin geleistet, suchten namentlich die Ptolemäer nun auch durch die Menge von Geschirren nicht sowohl aus jenen edlen Steinen, als zugleich aus edelen Metallen bis ins Unschätzbare hin zu steigern.<sup>2</sup> —

#### Die Gebrauchsgefässe<sup>3</sup>

allerdings, welche sich bereits seit frühster Zeit von den Ziergefässen unterschieden (S. 101 ff.), blieben dabei wohl auch fernerhin ihrem Zweck nach meist aus Erz und Thon und aus Fell und Holzwerk hergerichtet. Wo indess sie gleichfalls mit darauf abzielten, sich im Dienste heiteren Genusses diesem schmuckentsprechender zu schmiegen, wurden aber dann auch sie, ja sogar nicht selten noch besonders kunstvoll ausgebildet.

A. Nächst dem zur Bereitung von Speisen bestimmten Geschirr, das ja schon dieser Verwendung zufolge minder berechtigt erschien, auch die Kunst zu beschäftigen, blieben doch wesentlich nur die grossen, zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten benutzten Behälter nach wie vor am wenigsten davon berührt. Ja selbst noch auf sie wirkte das Streben nach Klarheit

<sup>1</sup> H. Krause. S. 62 ff. — <sup>2</sup> Derselbe. S. 65 ff. — <sup>3</sup> S. für das Folgende besonders H. Krause. Angeologie. S. 208 ff.

der Form, dass sie trotz ihres niederen Zwecks immerhin Eleganz in der Linie bewahrten.

1. Mit zu den umfangreichsten Gefässen dieser Klasse gehörten mehrere Arten von Fässern (Pidoi). Sie wurden am häufigsten aus Thon geformt und nach kaum mehr zu ermittelnden Besonderheiten wiederum eigens benannt. So unterschied man von dem eigentlichen „Pidos“ die kaum minder umfangreiche „Pithaknä“ und abermals von dieser die „Lagunö“, das „Ardion“, den „Bikos“ u. a. Bei aller Vieldeutigkeit der Benennungen scheinen sie indess doch sämmtlich die bereits im höchsten Alterthum für gleiche Zwecke schon ausgebildeteren Gefässformen, vielleicht mit nur geringen Abwandlungen, durch alle Epochen wiederholt zu haben.

a. Dies gilt namentlich für die Pidoi im engeren Sinne. Insofern nämlich sie (zum aufrecht stellen) mit breiter Basis und (zum bequemen ausschöpfen) mit weiter Mündung versehen waren, auch wohl durch einen Deckel geschlossen wurden, entsprachen sie vermuthlich im Ganzen jenen grossen, babylonisch-assyrischen Thongeschirren, von denen die Ausgrabungen einzelne zu Tage förderten (*Fig. 174. a*). — Die Höhe der griechischen Pidoi betrug nicht selten über 5 Fuss. Grösserer Haltbarkeit wegen pflegte man sie im Innern auszupichen, aussen durch einen Anstrich zu sichern.

b. Abweichend von dieser Form — ob unter dem Sondernamen „Lagunoi“ (Lagenae)?<sup>1</sup> — hatte man sodann vorzugsweise zur Versendung und Lagerung des Weins bestimmte Pidoi in der gleichfalls dem höchsten Alterthum dafür schon bekannten, weiteren oder schlankeren Ei-Gestalt. Auch hier waren sie, bequemerer Handhabung wegen, mit Henkeln ausgestattet; ebenso geschah ihre Aufstellung nach wie vor theils durch Eingrabung, theils durch Einsetzung in dazu hergerichtete thönerne Ringe oder „Kränze“ (*Fig. 320. a. b*; vergl. *Fig. 73. g*; *Fig. 74. a. b. e. g*; *Fig. 137. b*). — Zu ihnen, insbesondere der Form nach, zählten muthmaasslich auch die Pithaknä, der Bikos u. s. w., wogegen sich die Putinä vielleicht noch durch eine schützende Umgebung mit Flechtwerk oder als solches überhaupt, das Ardanion aber durch eine mehr becken- oder kesselförmige Bildung nebst Untersatz (vergl. *Fig. 137. i*; *Fig. 194*) auszeichneten. —

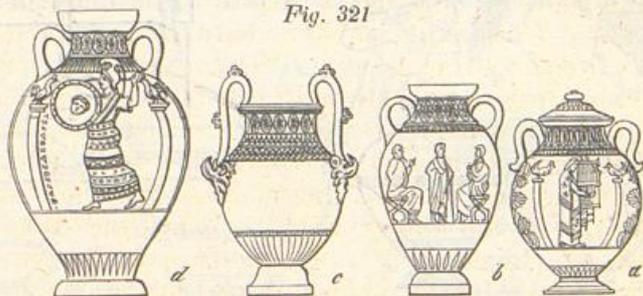
*Fig. 320.*



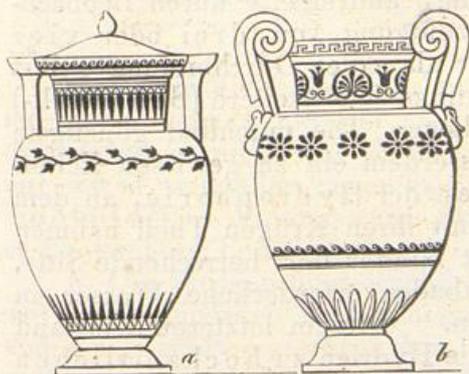
c. Noch zweifelhafter sind die Gestalten des „Holmos“ und der „Pelta“. Jener kam wahrscheinlich nicht selten als hölzerner Futtertrog, diese (zum auffangen der Milch beim Melken) in Form eines Kübels oder Eimers in Anwendung. —

<sup>1</sup> H. Krause. a. a. O. S. 225; S. 208 ff.; S. 259. u. oft.

2. Gleichsam eine zweite Hauptklasse der grösseren Aufbewahrungsgefäße umfasste die im homerischen Alterthum bereits ebenso genannten „Amphoren“ (S. 446). Ihre vorherrschende Gestalt — gewissermassen nur eine feste Verbindung jener bauchigeren Eiform mit dem für diese erforderlichen Untersatzring — war die der mit Fuss und Henkeln versehenen Urne. Ohne die Durchbildung der den homerischen (kleinasiatischen) Griechen eigenen Amphoren zu kennen, lässt sich doch auch für diese die gleiche Grundform voraussetzen (vergl. *Fig. 74. k*; *Fig. 75. b*; *Fig. 112. a*). — Während der historischen Zeit erhielt sich letztere durchgängig, nicht sowohl bei den zum gewöhnlichen Gebrauch bestimmten Geschirren, als insbesondere auch bei den oben erwähnten panathenäischen Preisvasen (S. 859). Vermuthlich zunächst an diesen entwickelte sie sich zu künstlerischer Bedeutung (*Fig. 321. a—d*). Namentlich boten dafür

*Fig. 321*

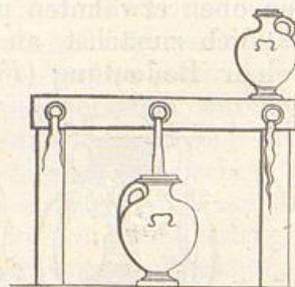
der Fuss und die Henkel die geeignetsten Anknüpfungspunkte dar; auch liebte man es, sie zu bedeckeln. — Demnach theilten sich die Amphoren überhaupt in eigentliche Gebrauchs- und in Dekorations-Gefäße. In beiden Fällen stellte man sie in sehr verschiedenen Grössen und wohl meist von gebrannter Erde her. Jene belies man selbstverständlich verhältnissmässig roher und einfacher; diese wurden mit Malereien verziert und in mannigfachster Weise theils architektonisch gegliedert, theils plastisch geschmückt (*Fig. 322. a. b*; vergl. *Fig. 318*; *Fig. 319. a. b*). Zudem bildete man sie in der Folge auch mitunter aus Erz oder Silber. — Grössere Amphoren hatten besondere Untersätze. Wie es indess scheint, ward der Name zuweilen auch auf die Lagunoi u. a. übertragen.

*Fig. 322.*

— Grössere Amphoren hatten besondere Untersätze. Wie es indess scheint, ward der Name zuweilen auch auf die Lagunoi u. a. übertragen.

B. In ganz ähnlichem Verhältniss wie bei den Amphoren knüpfte die Kunst an die ursprünglich nur einfachen Formen auch der ferneren Dienstgeschirre an: Gleichfalls bei diesen blieb der Typus derselben ziemlich beständig, sich eben nur im Zusammenhang mit der Ausstattung der einzelnen Glieder zu wechselndem Schmucke gestaltend.

1. Hier nun waren es vorzugsweise die unter den Namen „Kalpis“ oder „Hydria“ begriffenen Wasserkrüge (S. 446), an denen, und zwar in beiden Beziehungen, die reinste Entfaltung der Form wiederum zunächst zu höherer Geltung gelangte (*Fig. 323*).

*Fig. 323.**Fig. 324.*

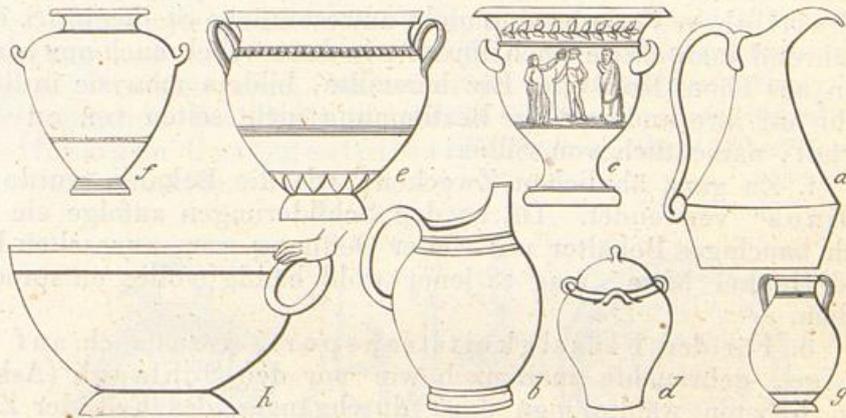
Sie, als eigentliche Brunnengefässe, zugleich zum auffangen und aufstellen und zum Transporte und ausgießen der Flüssigkeit bestimmt (*Fig. 324*), hatten somit als vierfache Aufgabe den Gefässbildner wohl auch ganz besonders beschäftigt. Nachdem er indess diese einerseits durch eine gedrungene, kurz- und weithalsige, aber doch schwungvolle Gestaltung, andererseits durch Beobachtung einer festen Basis und Hinzufügung von drei oder vier Henkeln in ebenso zweckmässiger als edler Durchbildung gelöst (*Fig. 323. a. c*), konnte dann allerdings jene weitere (Schmuck-) Bestimmung gleichfalls nicht fern liegen. Die unfehlbar günstigste Veranlassung dafür gab noch ausserdem ein zu gewissen Zeiten in Athen von Frauen gefeiertes Fest der Hydrophorie, an dem namentlich auch die Jungfrauen mit ihren Krügen Theil nahmen (*Fig. 323. d*); desgleichen die nicht minder dort herrschende Sitte, das für die Ceremonie des Brautbades erforderliche Wasser in derartigen Geschirren herbeizuholen.<sup>1</sup> Diesem letzteren Umstand zufolge wählte man insbesondere die Hydrien zu hochzeitlichen Geschenken. Als solche erhielten sie oft eine reiche, meist symbolische Ausstattung. Dabei aber begnügte man sich nicht immer

<sup>1</sup> S. u. a. Th. Panofka. Griechinnen und Griechen. S. 2 ff.

mit nur einfacher Thonmasse, sondern man ersetzte sie dann (hauptsächlich in späterer Zeit) gleich den Amphoren, durch Erz und Silber. — Im Uebrigen führten auch diese Gefässe, je nach Besonderheiten, mannigfache Beinamen. So hiess ein kleineres dieser Klasse „Hydriske“; ein anderes, vermuthlich von mehr konischer Bildung, „Konis“ (*Fig. 323. e*) u. s. w. —

2. Wiederum weniger berührte die Kunst alle diejenigen Geschirre, die, wenn auch nicht wie die Pidoi zur Lagerung von Flüssigkeiten dienten, doch die Aufnahme von gleichfalls grösseren Quantitäten derselben mindestens zum jeweiligen Haus- und Küchenbedarf auf längere oder kürzere Zeit bezweckten. Aber auch selbst von ihnen wurden allmähig einzelne aus dem Bereich der Vorrathskammer in das der Wohnräume hinübergenommen. Indem man sie bestimmte, bei festlichen Gelegenheiten zugleich als Standgefässe zu paradiren, erhielten dann ebenfalls sie eine kunstgemässere und stofflich reichere Ausbildung.

*Fig. 325.*



a. Ein Hauptgefäss dieser Art war der „Stamnos“. Seiner Form nach schloss er sich ziemlich eng an die Hydrien an, doch hatte er nicht wie diese drei oder vier, sondern entweder nur zwei (einander gegenüberliegende) (*Fig. 325. f.*) oder keine Henkel (?). — Vorzugsweise für Oel und Wein benutzt, wechselte er im Umfang beträchtlich.

b. Die übrigen hierhergehörigen Gefässe blieben wohl im Ganzen mehr niederen Zwecken gewidmet. — Mit zu den grösseren von ihnen zählte vor allem der „Krossos“. Wie aus seiner mannigfachen Verwendung bald als Wein- und Wassergefäss, bald als Aschen- oder Todtenurne hervorzugehen scheint, hatte er vorzugsweise die Gestalt entweder einer weitmündigen, zweihenkligen Vase (*Fig. 325. c*) oder die eines mehrfachhenkelten und bedeckelten Topfes (*Fig. 325. d*).

c. Neben dem Krossos wurden die „Pelike“ und der „Chus“ vielfach als Schöpf-, Giess- und Trinkgeschirr benutzt. Für ihre Formen fehlt es jedoch durchaus an bestimmteren Angaben. Wahrscheinlich glichen sie in älterer Zeit theils den Amphoren, theils den Hydrien, später vielleicht den häufiger mit ihnen zusammengestellten, topfartigen „Oinochoen“ (*Fig. 325. a. b*; vgl. *Fig. 325. g*). —

d. Noch zweifelhafter aber stellt sich die vermuthlich nur in früherer Epoche namentlich von Hirten als Mischgefäss für warme Getränke angewendete „Kelebe“ dar (? *Fig. 325. e*); dagegen wiederum sicherer der für sehr verschiedene häusliche Bedürfnisse benutzte „Dinos“ und die dafür noch vielseitiger gebrauchte, mehr oder minder umfangreiche „Lekane“.

e. Die „Lekane“ insbesondere hatte zumeist die Gestalt einer verhältnissmässig grossen, bald tieferen, bald flacheren Schale (*Fig. 325. h*). Man nutzte sie hauptsächlich theils (in der Küche) als Spülgefäss, theils als Reinigungsgefäss überhaupt. In dieser Eigenschaft nahm sie einerseits im handwerklichen Betriebe, andererseits (als wirkliches Waschbecken) auch im gesellschaftlichen Verkehr eine nicht unwesentliche Stelle ein (S. 740). Während man sie je nach ihrem niederen Gebrauch am häufigsten aus Thon, Holz oder Erz herstellte, bildete man sie in Rücksicht auf ihre anderweitige Bestimmung nicht selten von edelem Metall, namentlich von Silber.

f. Zu ganz ähnlichen Zwecken, wie die Lekane, wurde der „Dinos“ verwendet. Da er den Schilderungen zufolge ein einfach bauchiges Behälter mit weiter Oeffnung war, nur selten Fuss und Henkel hatte, mag er jener wohl häufig völlig entsprochen haben. —

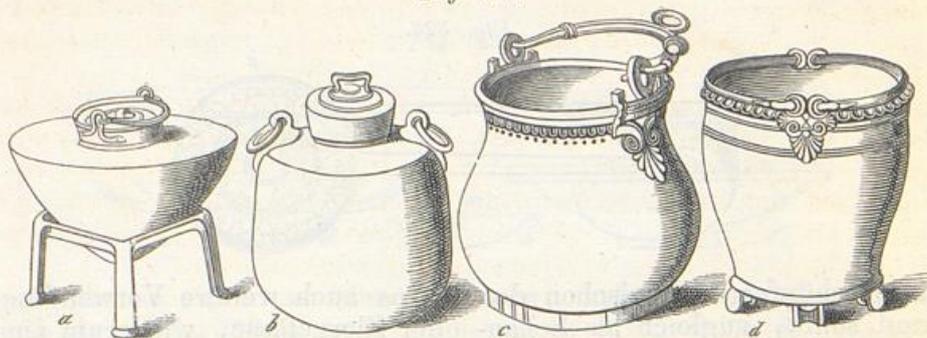
3. Für den Flüssigkeitstransport, vornämlich auf der Reise, gebrauchte man nach wie vor den Schlauch (Askos). Am liebsten wählte man dazu durchgängig das Fell der Ziege (S. 447). — Später ward die Form dieser ledernen Behältnisse in Thon nachgebildet und mitunter durch Anfügung von Henkeln, menschlichen Figuren u. s. w. noch besonders kunstvoll umgestaltet.<sup>1</sup> —

C. In der Reihe der Kochgeschirre nun — unter den ausschliesslich zur Zubereitung von Speisen bestimmten Gefässen — stand natürlich fortdauernd der eigentliche Kochtopf („Chitra“) obenan. Wie seiner weder der Aermste noch der Reichste entbehrte, wechselte aber namentlich auch er fast gleichmässig Stoff und Form. Die weniger Bemittelten begnügten sich selbstverständlich mit einfachen, thönernen Töpfen; die vornehmeren Haushaltungen jedoch hatten neben derartigen Geschirren, wie überhaupt zumeist bronzenes Koch- und Küchenge-

<sup>1</sup> Siehe das folgende (4.) Kapitel: Gefässe.

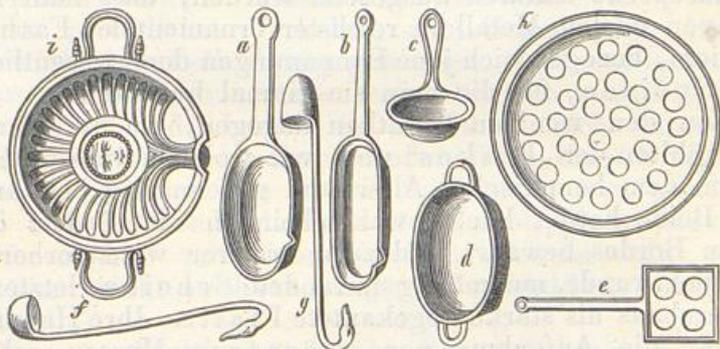
räth, so auch vorzugsweise erzne Chitren. Aber bei diesen führte dann schon das Material zu einer sorgfältigeren Durchbildung im Ganzen und Einzelnen (*Fig. 326. a—d*).

*Fig. 326.*



1. Trotz ihrer verschiedenen Bestimmung zur Herrichtung sie von Brei, Zwiebeln, Gemüse, Fleisch u. s. w. bewahrten doch auch noch durchgängig den Urtypus aller Gefässe, die Form des Ei's (S. 102). Obgleich sie, je nach Zweck, bald mit engerer, bald mit weiterer Mündung und mehr oder minder fest schliessenden Deckeln genügend versehen waren, bedurften sie somit zur Aufstellung doch fast sämmtlich des dafür gleichfalls in ältester Zeit erfordernden, dreifüssigen Untergestelles (*Fig. 326. a*; vergl. *Fig. 73. a—d*; *Fig. 137. i*; S. 448).

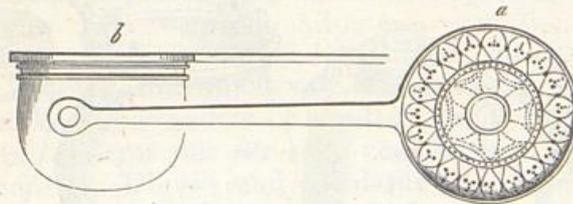
*Fig. 327.*



2. Alle anderweitigen Koch- u. Backengeräthe, die allerdings gleich den ebenerwähnten zum grösseren Theil erst durch die pompejanischen Ausgrabungen zu augenscheinlicher Kenntniss gelangten, bestanden (kaum unterschieden von den noch heut überall gebräuchlichen) in einer beträchtlichen Anzahl mannigfach gestalteter Kessel, Pfannen und Tiegel (*Fig. 327. a. b. d*), in grösseren und kleineren Formen für Backwerk

(Fig. 327. e. h. i), ferner in Heber (Siphon), in lang- und kurzstieligen Füllkellen (Arystikos; Ephebos; Kyathos u. s. w. Fig. 327. c. g. f.), in Seih- oder Trichtergefässen (Ethmoi; Chonä; Fig. 328. a. b) u. s. f. Letztere indess fanden bei festlichen Trinkgelagen

Fig. 328.



zum schöpfen und mischen des Weins auch weitere Verwendung und somit, zugleich als Schau- oder Ziergefässe, wiederum eine auch dem entsprechende, nicht selten selbst kostbare Ausstattung von Silber.

D. Ein wie es scheint bei weitem geringerer Formenwechsel herrschte bei dem eigentlichen Tisch- und Speisegeschirr. Dies, ausgegangen von dem in der Frühepoche dazu fast einzig gebräuchlichen Borden und Anrichten,<sup>1</sup> bewegte sich auch fernerhin hauptsächlich in runden, ovalen, vier- und mehrkantigen Gestaltungen entweder flacher Vorlegeplatten oder bald höherer, bald niedrigerer Schüsseln und Näpfe. Nichtsdestoweniger unterschied die Sprache auch hier sehr bestimmte Arten derselben. Ungeachtet der Wandelungen indess, denen diese Geschirre in der Luxusepoche dadurch ausgesetzt wurden, dass man namentlich sie von edelem Metall in reichster ornamentaler Fassung herstellen liess, bezogen sich jene Benennungen doch wesentlich mehr auf die Speisen, für die man sie einmal bestimmte.

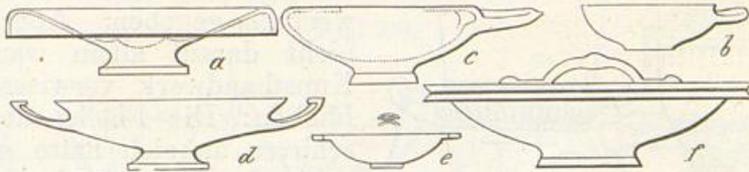
1. Zu den wenigen Geräthen dagegen, wo die Form mitsprach, zählten der „Diskos“ und, wie wohl zu vermuthen steht, der schon dem homerischen Alterthum gleichnamig bekannte „Pinax“. Beide hatten höchst wahrscheinlich die Gestalt des nur einfachen Bordes bewahrt und zwar ersterer wohl vorherrschend als eine mehr runde, nur mässig umrandete Scheibe, letzterer vielleicht durchaus als starke abgekantete Platte. Ihre Hauptbestimmung war die Aufnahme von grösseren Massen gebratenen Fleisches, Geflügels u. dergl. Dabei erhielt in späterer Zeit namentlich der Pinax nicht selten einen Umfang, vollkommen hinreichend, ein ganzes Schwein zu lagern.

2. Für die Auftracht mässigerer Portionen theils fester, theils flüssiger Speisen dienten dann eben ausschliesslich die Schüsseln und Näpfe. Unter diesen, deren Namen nach kaum mehr näher zu bestimmenden Sonderzwecken aufs vielfältigste wechseln, stan-

<sup>1</sup> S. oben S. 105; \*S. 243 unten: S. 451.

den jedoch das „Tryblion“ und „Oxybaphon“ in erster Reihe. Jenes, vorzugsweise zu Saucen und Brühen benutzt, gehörte somit wohl sicher zu den tieferen Gefässen (*Fig. 329. c. b. e*), dieses, da man es vorzugsweise zur Vorlage von Fischen gebrauchte, aber

Fig. 329.



wohl ebenso sicher zu den flacheren, mehr schüsselartigen Schalen (*Fig. 329. a. d. f*). Zu letzteren zählte dann ferner, von ihnen vielleicht nur geringerer Grösse wegen verschieden, auch der insbesondere für Kompots u. s. w. verwendete „Oxis“ (vergl. *Fig. 329. e. b*), endlich wohl auch die noch beträchtliche Zahl aller derjenigen Geschirre, die (wie das „Batasion“ u. a.) entweder nicht minder häufig für Fischspeisen oder (wie das „Mazonomion“, das „Artophoron“, „Paropsis“ u. s. w.) zugleich auch für Zugemüse und dergl. in Anwendung kamen. —

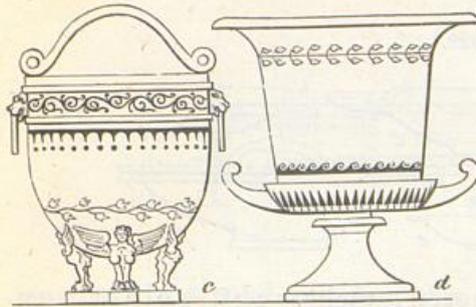
E. Gleichwie die Athener seit ältester Zeit das bei ihnen stets von der Mahlzeit getrennte Trinkgelage oder Symposion seiner geselligen Bedeutung nach weit über jene schätzten (S. 741), waren denn in Attika namentlich auch sämtliche damit zusammenhängenden Gefässe schon bei weitem eher, als irgend andere des privatlichen Verkehrs, zum Gegenstande einer wahrhaft künstlerischen Bethätigung geworden. Insbesondere aber für diese hatten die Griechen höchst wahrscheinlich zunächst im engeren Anschluss an die bereits im Alterthum nicht minder durch Kostbarkeit des Stoffs als durch Aufwand an Kunstfertigkeit ausgezeichneten Geschirre der Art, wie solche die orientalischen Völker<sup>1</sup> und (doch erst durch letztere) auch die homerischen Helden besaßen,<sup>2</sup> mit einer gleichen Vorliebe dafür auch die Lust an einer mehr selbständigen Durchbildung derselben gewonnen. —

1. Ganz nach altherkömmlicher Sitte beliebte man bis in späteste Zeit den Wein in verhältnissmässig grosser Quantität in dem schon im Epos sogenannten „Krater“ oder Mischkessel (mit Schnee oder Wasser) zu mengen und vor den Trinkern aufzustellen. Demzufolge hatte die Herstellung dieses Behälters die höhere Thätigkeit der Gefässbildner wohl auch zunächst und besonders beansprucht. Ohne die dafür allein zweckgemässe Form

<sup>1</sup> S. oben S. 103 (2); S. 243 (3 ff.); S. 311; S. 386 ff.; S. 446 ff. — <sup>2</sup> Desgl. S. 444 ff.

eines umfangreichen, weitgeöffneten Bechers oder Pokals irgend wie verlassen zu müssen (*Fig. 330. c. d*), hatten ihnen

*Fig. 330.*



hier doch wiederum die zum tragen desselben unerlässlichen Henkel, sodann der Fuss, hinreichend Gelegenheit zur Entfaltung weitgreifenden Formenwechsels gegeben. Aber auch nicht darauf allein war das Kunsthandwerk verwiesen geblieben: Die Fläche des Geschirres an sich hatte gleichzeitig der Malerei ein für sie vorzüglich geeignetes Feld dargeboten (*Fig. 319. c*). Durch An-

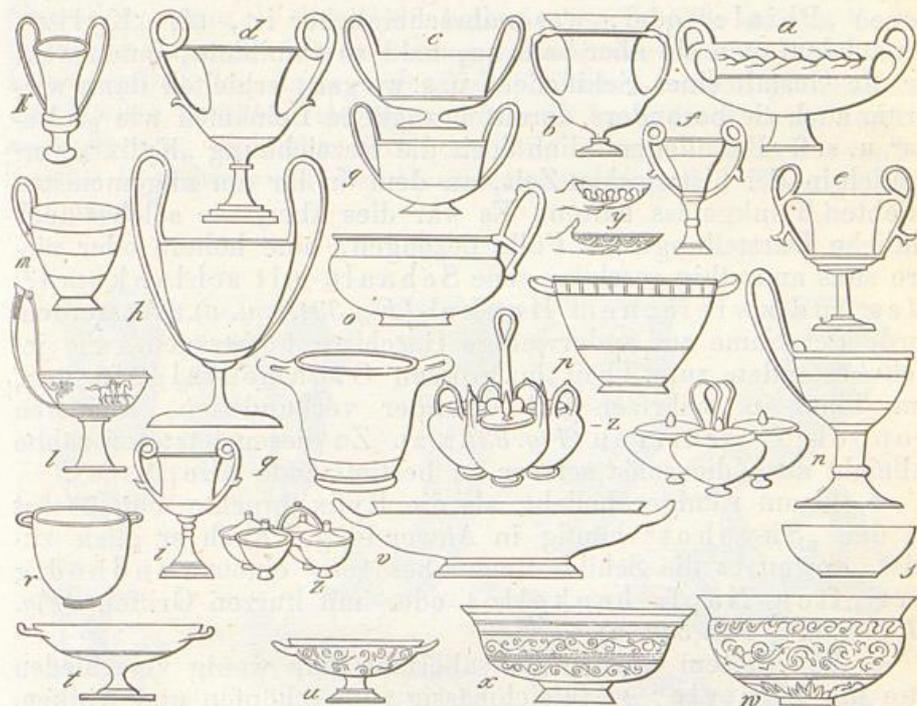
fügung bronzenener Henkel und Untersätze (*Fig. 319*) beschäftigte er noch ausserdem, neben dem Töpfer, auch den Bildner in Erz. Während denn so aber selbst besondere Fabriken wie die von Argolis, Lesbos, Korinth u. s. w. bereits in älterer Epoche in Beschaffung thönerner Krater gewetteifert hatten, war der spätere Luxus hier nur um so eher geneigt, auch von Toreuten (aus Silber) gebildete Gefässe der Art zu besitzen.

2. Ausser den eben erwähnten Untersätzen („Hypokasterien“), welche in vielen Fällen als ein besonderes Gefäss zugleich mit den Zweck hatten, die beim Ausfüllen verschüttete Flüssigkeit aufzufangen, und den gleichfalls schon genannten Seihern und Schöpfkellen (S. 874); erforderte doch die Art den Wein zu geniessen auch noch ein eigenes Kühlgefäss oder „Psyker“. Er, (mit Schnee oder Eis gefüllt), vermuthlich am häufigsten gleichfalls bestimmt den Krater in sich aufzunehmen und so diesem selbst als ein Hypokasterion zu dienen, mag denn wohl zumeist die Gestalt entweder einer Lekane (S. 872) oder die eines hochrandigen Kübels gehabt haben. — Nächstdem wurde auch er von eigenen Untersätzen und zwar, wie es ausdrücklich heisst, von Würfeln getragen. —

3. Den grössten Reichthum in Stoff und Form überhaupt entfaltete jedoch die Gefässbildnerei an allen unmittelbar zum trinken bestimmten Geschirren. Sie wurden, wenn gleichfalls zumeist von Thon, auch von Erz, Silber oder Gold und in späterer (nachalexandrinischer) Epoche in keinem geringen Maasse von edelen Steinen und weissem oder buntem Glase, ja in reicher Fassung selbst schon in frühster Zeit auch von Holz u. s. w., aber stets mit zum Theil plastischem und malerischem Schmuck und einer zugleich weitgreifenden linearen Verschiedenheit überaus kunstvoll gebildet. Namentlich an ihnen entwickelte somit auch die Sprache, insofern sie sich hier nicht nur auf das Material und die Weise seiner formalen Verwendung, vielmehr bei einzelnen Ge-

fässen selbst auf den Namen ihrer Verfertiger u. s. w. bezog, eine so umfassende Nomenklatur, dass sie sich rücksichtlich der noch vielfach vorhandenen Trinkgeschirre mit einigermaßen genügender Sicherheit eben auch nur auf ganze, bestimmter charakterisirte Gruppen derselben, aber nur selten auf Einzelgefässe anwenden lässt.

Fig. 331.



a. Mit zu den in letzterer Beziehung noch zumeist ausgezeichneten Gefässen, die sich zugleich auch als die schon im höheren Alterthum am Allgemeinen gebräuchlichen darstellen, zählten insbesondere das „Karchesion“ und der „Kantharos“. Beide bewahrten, abgesehen von einem Wechsel nach Grösse und Umfang (dem natürlich alle Gefässe unterworfen blieben) durchgängig die Form einer doppelt gehenkeltten Schale oder die eines ebenso ausgestatteten Pokals. Erstere namentlich blieb fortdauernd dem Karchesion (*Fig. 331. a—c*), letztere mehr dem Kantharos eigen (*Fig. 331. d—k*). Jenes, zuerst von der Sappho erwähnt, ward nicht selten den Göttern (als Weihgeschenk) verehrt; dieser dagegen sowohl im Kulte des Dionysos wie in dem des Herakles, doch stets nur als Trinkgeschirr, haupt-

sächlich verwandt. Auch in den Kunstdarstellungen des Bacchos erscheint er als Hauptgefässchen desselben.

b. Seltner als jene wird das „Kymbion“ erwähnt. Es gehörte vermuthlich zu den einfachsten Geschirren und, wie anzunehmen ist, zu der Klasse henkelloser, vertiefter Näpfchen (*Fig. 331. w. x*; dazu *y*).

c. Diesem der Form nach besonders verwandt bezeichnete man vielleicht kleinere, zum Theil mit Schaft und Henkel ausgestattete Trinkschälchen im Allgemeinen entweder mit dem Namen „Phiale“ oder, was wahrscheinlicher ist, als „Kylix“. Je nachdem man sie aber bald so, bald so umbildete, ihnen wohl gar die Gestalt eines Schiffchens u. s. w. gab, erhielten dann wiederum auch sie besonders darauf bezügliche Beinamen wie „Akatos“ u. s. f. Bei alledem blieb doch die Bezeichnung „Kylix“, vornehmlich in der historischen Zeit, an dem in ihr am allgemeinsten beliebten Trinkgefäss haften. Es war dies aber, wie solches auch bildliche Darstellungen in Fülle bezeugen, eine höhere oder niedere stets anmuthig geschwungene Schaaale mit schlankem (?) Fuss und zwiefachem Henkel (*Fig. 331. t. u. v*). Ausserdem wurde der Name auf anderweitige Geschirre übertragen. Sie jedoch bestanden zum Theil in grossen Ornamentalgefässen, zum Theil in mehrfach mit einander verbundenen, kleineren (Doppel-) Geschirren (*Fig. 331. z. z*). Zu diesen letzteren zählte vielleicht auch die sonst schwer zu bestimmende „Lepaste“.

d. Kaum weniger beliebt als die Kylix brachte man nächst ihr den „Skyphos“ häufig in Anwendung. Auch er glich zu meist, soweit es die Schilderungen besagen, einem rundbodig vertieften Napf, henkellos oder mit kurzen Griffen (*Fig. 331. p. q. r. s. Fig. 342. a*).

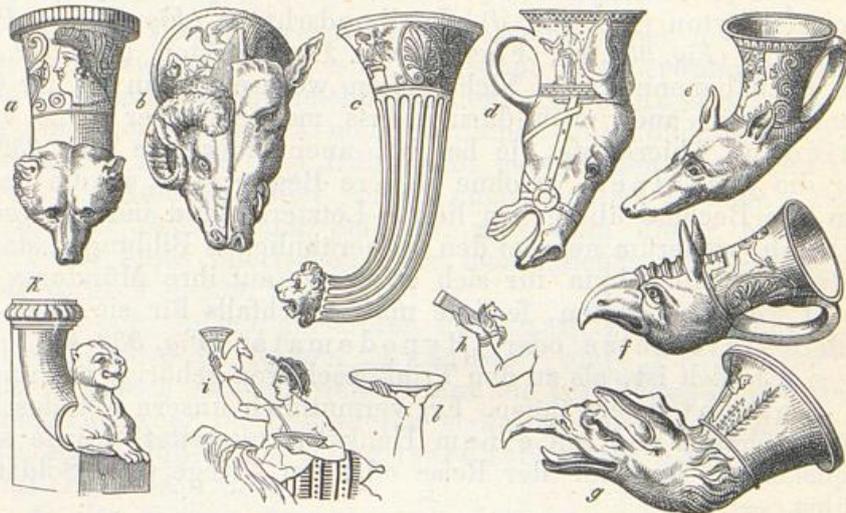
e. Von diesem vermuthlich abermals nur wenig verschieden hatte die „Kotyle“ — (gleichmässig zum schöpfen und trinken, ausserdem auch als Maass<sup>1</sup> für flüssige und feste Körper benutzt) — wohl vorzugsweise eine nur weitbauchigere Form nebst Henkel (? *Fig. 331. n. o*), und endlich der auch zugleich den Zwecken nach wiederum dieser verwandte „Kyathos“ eine vielleicht nur noch entschiedener halbeiförmige Bildung (? *Fig. 331. l. m*). Aehnlich wie von der Kylix pflegte man auch von letzteren beiden je eine bestimmte Anzahl zu einem zierlichen Ganzen zu formen (*Fig. 331. z. z*). —

f. Neben allen diesen vorbenannten Geschirren, die sich allerdings im Wesentlichen zwischen der Schaaalen- oder Napf- und der Becher- oder Pokal-Form bewegten, hatten aber noch die eigentlichen Trinkhörner<sup>2</sup> — die „Kerata“ und „Rhyta“ (S. 448)

<sup>1</sup> Siehe über die griechischen Maass- und Gewichtsbestimmungen überhaupt F. Hermann. *Privatalterthümer*. §. 46 ff. — <sup>2</sup> S. insbes. Th. Panoftka. *Die griechischen Trinkhörner und ihre Verzierungen*. Mit 41 Abbildgn. (Abhandlg. der k. Akademie der Wissensch.). Berlin 1851.

— so mannigfaltige Ausbildung gewonnen, dass nun auch sie sich in kaum minder verschiedene Gruppen sonderten, als jene. Was auch bereits die alten Aegypter,<sup>1</sup> die Assyrer<sup>2</sup> u. A.<sup>3</sup> in der Herstellung gleichfalls derartiger Gefäße gefördert, alles dies wurde jedoch von den Griechen, namentlich hinsichtlich der von ihnen gerade darauf verwendeten plastischen und malerischen Thätigkeit, nunmehr in einer Weise übertroffen, welche eben den vollständigsten Sieg über den Stoff, über das von jenen daran verschwendete Gold und Silber u. s. w., in weitestem Sinne davon trug. Während die hellenischen Töpfer bei der Verfertigung thönerner Rhyta vorzugsweise in der Bildung der Thierköpfe selbst das Ausserordentliche leisteten, waren gleichmässig die Maler bemüht, sie nicht nur mit besonderer Sorgfältigkeit zu verzieren, vielmehr auch das Bild in eine zugleich symbolische Beziehung zu der Gesamtgestaltung des Einzelgefäßes zu setzen.<sup>4</sup>

Fig. 332.



Wie das Handwerk bei Beschaffung dieser Geschirre unmittelbar an die Form der ursprünglich zum trinken benutzten, natürlichen Hörner angeknüpft hatte (S. 448), ja selbst solche von den Griechen noch spät bei einzelnen Festen traditionell gebräuchlich waren,<sup>5</sup> ebenso blieb es auch fernerhin, wenigstens zum Theil, jener einfacheren Grundgestalt mehr oder minder getreu. Erst allmählig entfaltete sich neben den so in der That horn-

<sup>1</sup> S. oben S. 104. Fig. 74. o. p. — <sup>2</sup> Desgl. Fig. 137. l. m. n. — <sup>3</sup> Desgl. S. 448 ff. — <sup>4</sup> Den Nachweis bei Th. Panofka. a. a. O. — <sup>5</sup> „Auf dem Poseidonsfeste in Ephesus wurde der Wein in Stierhörnern dargereicht“ und „silbergetriebene Hörner mit goldner Mündung bezeugt schon Aeschylus.“ —

ähnlicher gebildeten Gefässen<sup>1</sup> (*Fig. 332. c*), gleichsam durch eine Zusammenziehung ihrer Länge bei zunehmender Erweiterung bis zum förmlichen Becher, das dann aber stets mit einem (Thier-) Kopf endigende Rhyton. Schon jene ältere Form hatte der bildnerischen Laune den weitesten Spielraum gestattet. Sie hatte bereits Geschirre ins Leben gerufen, bei denen die thierische Gestalt nicht nur allein als solche zu vollerer Geltung gelangte (*Fig. 332. h. k*), sondern noch ausserdem ein sogar scherzhaftes Spiel in der Art der Verwendung bezweckte (*Fig. 332. i*).

Für das „Rhyton“ dagegen entschied ausschliesslich die Thierbildung seines Bodens. Obgleich es, und zwar vorherrschend im Gegensatz zu den Hörner-Gefässen, meist noch mit einem Henkel versehen ward, spielte dieser doch nie, weder plastisch noch malerisch, irgend eine besondere Rolle. So auch bezog sich bei ihm die erwähnte Symbolik seines bildlichen Schmucks immer nur auf die Gattung des Thiers, dessen Kopf es ornamentirte, und ebenso pflegte man auch nur nach ihm die einzelnen Rhyta „Pferderhyton (*Fig. 332. i*), Greifenrhyton (*Fig. 332. f. g*), Maulthierhyton (*Fig. 332. d*), Jagdhundsryton (*Fig. 332. e*), Pantherhyton (*Fig. 332. k*), Fuchs- oder Hundsryton (*Fig. 332. a*)“ u. s. f. zu benennen. — Nicht selten wechselte man in der Gesamtfassung auch noch darin, dass man entweder zwei verschiedene Thierköpfe, je halbirt, aneinanderfügte (*Fig. 332. b*) oder die einzelnen, je ohne weitere Begrenzung, in die Randform des Bechers übergehen liess. Letzteres fand indess wesentlich doch wiederum nur bei den hörnerähnlichen Bildungen statt.<sup>2</sup> — Insofern die Rhyta für sich eben nur auf ihre Mündung gestellt werden konnten, fertigte man gleichfalls für sie auch besondere Untersätze oder „Hypodemata“ (*Fig. 332. k*).

g. Endlich ist, als zu den Trinkgeschirren gehörig, auch noch der „Kothon“ zu erwähnen. Er, vermuthlich unsern Feldflaschen nicht unähnlich und mit einem Henkel ausgestattet, wurde aber hauptsächlich nur auf der Reise oder im Kriege (von Soldaten) geführt. —

F. Eine abermals vielfach gegliederte Gruppe in der Stoff, Form und Namen in kaum geringerem Umfange wechseln, bildeten dann ferner die Giessgefässe im engeren Sinne. Sie, in nächster Beziehung zu den eben berührten Geschirren, dienten theils (gleich den Füllkellen) zum überschöpfen der Flüssigkeit aus dem Krater, theils, und so wohl noch häufiger (gleich unse-

<sup>1</sup> Nach Th. Panofka a. a. O. fielen die Umbildung der ursprünglichen, spitzzulaufenden Trinkhörner in solche, welche an der Spitze einen Thierkopf zeigen, erst in die Zeit des ersten Ptolemäus Philadelphus. Gegen diese Ansicht erhob sich indess schon früher G. Kramer. Ueber Styl und Herkunft u. s. w. S. 125 ff.; noch mehr aber dürfte dagegen auch das Vorkommen solcher Gefässe bei Aegyptern und Assyriern (S. 879. not. 1–3) sprechen. —

<sup>2</sup> Vergl. Th. Panofka. a. a. O. Taf. II. Fig. 4.

ren Kannen) zur Aufstellung und zu jeweiligem Gebrauche bestimmter Quantitäten derselben. Ganz dem entsprechend herrschte bei ihnen bei sonst sehr verschiedener Gestaltung doch die Form eines Topfes oder der Kanne und die Verwendung von Henkel nebst Dülle mit nur wenigen Ausnahmen vor.

Fig. 333.



1. Ihre Hauptklasse wiederholte somit, eben nur in geringeren Dimensionen, die Gestalt der schon oben erwähnten (S. 872) und mit diesen auch gleichbenannten „Oinochoeen“. In ihrer für vorliegenden Zweck mehr zierlichen Durchbildung ward aber vornämlich Henkel und Dülle zum eigentlichen Sitz eines Ornaments. Indem man hier jenen, auch handlich bequem, zumeist in leichter Schwingung beliebte, gab man dieser nicht selten die Form eines thierischen oder menschlichen Kopfes (Fig. 333. c. d; vergl. Fig. 334. d).

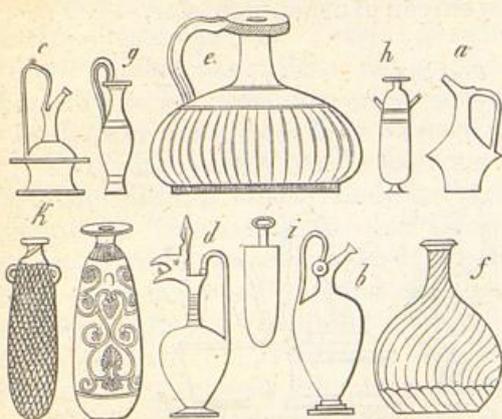
2. Noch vieldeutiger treten daneben, zur Bezeichnung ähnlicher Gefässe die Namen „Prochus“ und „Prochytes“ auf. Wie es jedoch scheint, wandte man sie auf Giessgeschirre im Allgemeinen, aber im Besonderen vielleicht nur auf solche an, die statt einer Dülle eine Ausgussröhre hatten (? Fig. 333. a. b.; vergl. Fig. 334. a. b. c). —

G. Im engsten Anschluss an fast sämtliche bisher betrachteten Formen erschöpfte sich nun die Gefässbildnerei, insbesondere in späterer Zeit auch zugleich hinsichtlich der Verarbeitung kostbarster Stoffe, in der Herstellung der kleinsten aller Behälter, der vorzugsweise dem asiatisirenden Luxus gewidmeten Oel- und Salbengefässchen. Für sie wurden ausser Thon alle nur möglichen Arten von edlen und halbedlen Steinen, Metallen, farbigen Glasflüssen u. s. w. benutzt. Nichtsdestoweniger behielt man aber auch dabei den Zweck des Geschirres doch stets so entschieden im Auge, dass immerhin er zumeist die Grundgestaltung bedingte.

1. Wohl zu den ältesten und ursprünglich einfachsten Salbengefässchen gehörten gewiss zunächst alle diejenigen, in denen die

Griechen fortdauernd das von ihnen zur Einreibung ihres Körpers als unentbehrlich betrachtete Oel aufzubewahren und, eben zu dem Behuf, mit in die Gymnasien, Palästren und Bäder zu nehmen pflegten. Es waren dies einerseits der auch schon von Homer genannte „Lekythos“, andererseits die vermuthlich erst später aufgekommene „Olpe“ und „Olpis“.

Fig. 334.



Beide theilten die Form eines bald rundlicher, bald schlanker gezogenen Tropfens mit trichterartiger, doch scheibenförmig abschliessender

Mündung (Fig. 334. h. i. k. l).

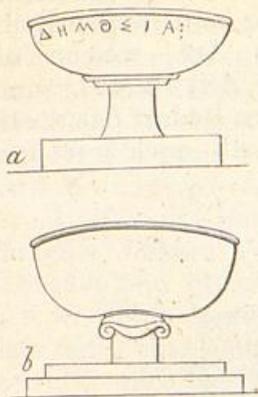
2. Im Uebrigen beliebte man alle diese Geschirren bei weitem häufiger nach dem Stoff, aus dem sie bestanden oder den zu bergen sie bestimmt waren, als eigentlich nach ihrer Form zu bezeichnen. Brachte man bei ihnen, wie bemerkt, auch die Gestalten des Prochus, der Oinochoe u. s. w. in Anwendung (vergl. bes. Fig. 334. a. b. c. d. g), oder übertrug auf das eine und andere Gefäss wohl gar noch Sondernamen, wie „Bombylios“, „Aryballos“ u. dergl. (Fig. 334. e. f.), blieben doch dabei für sie auch die sonst allgemeiner üblichen Bezeichnungen „Alabastron, Onix, Nardekia“ u. s. w. fortdauernd gebräuchlich. —

H. Mit Uebergang der weiter unten zu betrachtenden Einzelgefässe für kultliche Zwecke, nahm aber hausstandlich sicher auch noch das Badegeschirr eine gewichtige Stelle ein. Bei ihm jedoch trat die Neigung zum Schmuck wohl dauernder hinter den Umfang zurück, den sein Gebrauch in weiterem Maasse verlangte. Für die frühere Zeit wenigstens ist anzunehmen, dass man sich nur des Thons zu dessen Verfertigung bediente; später allerdings traten auch hier an Stelle einfacher, irdner Geschirre immer reicher geschmückte Behälter von Marmor, Porphir u. s. w. und selbst von Metall.

1. Abgesehn von den grossen Bassins, den zum Theil in Felsen gehauenen „Kolybethren“, welche vorherrschend öffentliche Bäder bewahrten, zerfiel das Badegeschirr überhaupt, seiner verschiedenen Bestimmung zufolge, nach wie vor in eigentliche Wannen und mehr oder minder umfassende Becken und Schüsseln (S. 446). Erstere, als „Puelos, Maktra, Loutär und Loutärion“ eben nicht näher bezeichnet, hatten vermuthlich ihren

Stand entweder auf ebner Erde oder auf trittweis erhobener Basis; die Becken („Lebetes“) entweder, wie in homerischer Zeit,

Fig. 335.



auf einem Tripod von Erz oder auf säulenartigem Fusse (Fig. 335. a. b). Letztere Form blieb, wie es scheint, mehr für grössere Gefässe,<sup>1</sup> jene somit hauptsächlich für kleinere Schüsseln (zum reinigen der Hände) gebräuchlich.

2. Nächst dem diente zum waschen der Füsse, doch auch zu anderen Reinigungszwecken, das seinen Umfang ebenfalls wechselnde „Podaniptär“; desgleichen, so zum begiessen des Körpers, die von Holz gefertigte „Skaphis“ und, zum schöpfen und füllen, das ihr ähnlich gebildete, aber kleinere „Skaphion“. —

I. Die vielen gewiss sehr verschiedenen Gefässe endlich, welche der handwerkliche Betrieb ins Leben gerufen, entbehrten natürlich — wie die näher bezeichneten, grossen Behälter (die Pidoi, Lekane u. s. w.) — auch wohl jeder besonderen, sie unnütz vertheuernden Ausstattung. Höchstens machten davon die zur Weinbereitung (zum keltern) bestimmten Apparate jeweilig insofern eine Ausnahme, als man sie nicht selten zur Verherrlichung der dem Weingott, dem Bacchos, gewidmeten Feste, bei denen sie ja den Mittelpunkt bildeten, auch demgemäss schmückte. —

1. Alle weiteren hierher zu ziehenden Geschirre indess, welche, wie namentlich die der Gerber, Färber, Walker u. s. w. von eben nicht geringem Umfange zu denken sind und demnach wohl zu meist (ähnlich den zu gleichen Zwecken noch heut überall gebräuchlichen) in grossen hölzernen, thönernen und metallenen Kübeln, Fässern, Kesseln und Pfannen bestanden, mögen denn ihrer rein zwecklichen Fassung nach auch im Allgemeinen noch ausserdem zugleich den an sich roheren Gefässen entsprechen haben, deren sich auch die Landleute in noch weiterer Ausdehnung bedienten. Von diesen wie jenen sind zwar gleichmässig Abbildungen und Namen („Amphotis, Amystis, Anaphaia, Proaron“ u. s. w.) erhalten,<sup>2</sup> doch ist hier beides immer nur als äusserst fraglich in Einklang zu bringen. —

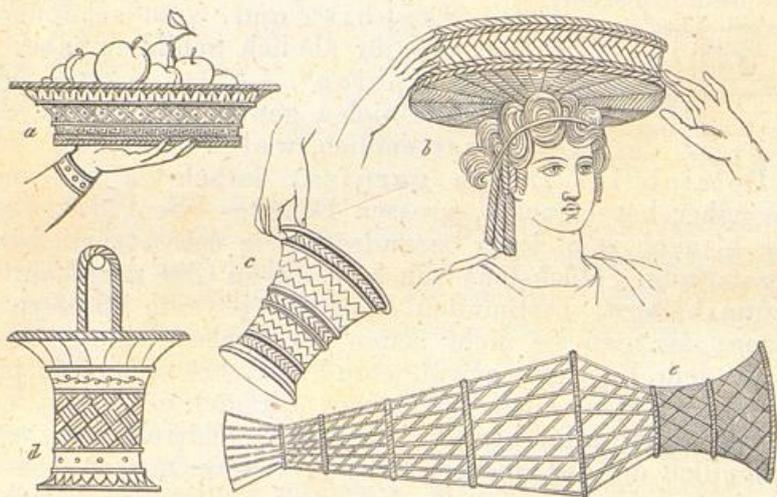
2. Vorzugsweise für ländlichen Gebrauch, aber zugleich auch für allerlei wirthschaftliche Erfordernisse, stellte man neben jenen (roheren) Gefässen noch mannigfache Behälter von Stab- und Flechtwerk her. Sie dann entsprachen gleichfalls und zwar

<sup>1</sup> Nach Maassgabe der Abbildungen erreichen sie bei etwa 3 Fuss Durchmesser eine Höhe von  $3\frac{1}{2}$  Fuss. — <sup>2</sup> S. auch hier die Nachweisungen bei H. Krause. 226 ff.; dazu Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XIV.

je nach Umfang und Form, theils unseren ovalen und viereckten Henkelkörben, theils unseren gehenkelten oder ungehenkelten Kipen.

K. Aber diese gröberen Flechtarbeiten bilden gewissermaassen wiederum nur den Uebergang zu einer nun langen Reihe von äusserst zierlichen Gegenständen der Art, welche die Industrie allerdings auch schon in homerischer Zeit (S. 447), nunmehr jedoch vorzugsweise für den privatlichen Bedarf des weiblichen Geschlechts und vielleicht eben desshalb auch mit noch um so grösserer Zartheit beschaffte.

Fig. 336.



1. Die Mehrzahl derselben — „Kaladia; Kaladoi; Kaladiskoi“ — ward von letzteren während der Ausübung feinerer Handarbeiten, zur Aufnahme der dazu erforderlichen Stoffe und Utensilien benutzt. Ueberaus zweckmässig formte man sie fast ausschliesslich höher als flach, behenkelt und unbehenkelt (Fig. 336. c. d), und, als Umschlusskörbchen von rundgewickelten Kneulen, (in einer gerade dafür wohl nachahmungswerthen Gestalt) äusserst schlank mit trichterförmiger Oeffnung (Fig. 336. e).

2. Im Gegensatz zu diesen fanden die in nicht geringerer Abwechslung flacher gebildeten Körbe („Spirides“ u. s. w.) eine gleichmässige Verwendung zu Blumen und Früchten (Fig. 336. a); ebenso zu Brod und anderweitigem, künstlicheren Gebäck. Rücksichtlich dieser letzteren Bestimmung pflegte man sie auch „Kana“ und demnach die vorzugsweise damit in Processionen häufiger erscheinenden Jungfrauen wiederum „Kanephoren“ zu nennen (vergl. Fig. 336. b). — Wie unter anderen die ausführliche Beschreibung eines goldenen Korbes beim Dichter Moschos (Id.

II. v. 37—60) bezeugt, beliebten (abermals nach orientalischem Vorgang) auch noch die späteren Griechen derartige Flechtarbeiten in Metall, und wohl auch in anderen Stoffen, nachzubilden (vergl. *Fig. 79. g*; S. 255; S. 447).

L. Endlich wären nun zu den eigentlichen Gefäßen — neben den nicht minder dahin einschlagenden Dintenfässern, Salzbehälterchen u. s. w., deren nur andeutungsweise gedacht sein soll<sup>1</sup> — einestheils noch die Lampen, anderntheils noch die mit der Heizung unfehlbar verbunden gewesenen Feuersorgen und Kohlenbecken hinzuzufügen.

1. Für die Beschaffenheit dieser zuletztgenannten Geräte, ja für eine nähere Vergegenwärtigung des in vorrömischer Zeit in Griechenland üblichen Verfahrens bei Erwärmung der Wohnräume u. s. w., fehlt es aber so völlig an sicher verständlichen Notizen,<sup>2</sup> dass dafür einzig auf die spätere Epoche und, was eben jene Geräte betrifft, auch nur auf solche zu verweisen ist, welche in Pompeji gefunden sind. Aehnlich diesen, die in verschieden grossen, tragbaren Herden bestehen,<sup>3</sup> waren indess auch wohl schon die älteren Apparate gestaltet. Der Ausbildung einer Kaminheizung stand die durchgängige Milde des Klima's entgegen. —

2. Die Lampen,<sup>4</sup> deren Entwicklung mit der in nach-homerischer Epoche an Stelle der früher gebräuchlicheren Spähne und Fackeln (S. 451) immer mehr um sich greifenden Verwendung des Oels zusammenfällt, kamen demgemäss schon in früher Zeit so allgemein in Gebrauch, dass allein ihre Herstellung, wie es scheint, einen besonderen Handwerkerstand ins Leben gerufen hatte. Bei der vorherrschenden Verwendung thönerner Lampen war natürlich auch er zunächst von den Thonbildnern abgezweigt; später reihten sich ihm, in gleicher Bethätigung, Metallarbeiter an, bis endlich das ganze Gewerk, wie alle übrigen, sich zum wahrhaft vollendeten Kunstbetriebe erhob.

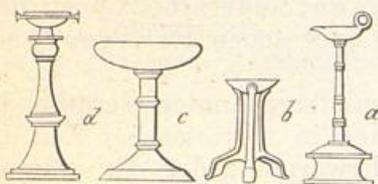
a. Schon die blosse Lampe — der zur Aufnahme des Oels und des Dochtes erforderliche Behälter („*Lychnoi*; *Lychnia*“) — erfuhr eine so mannigfaltige, formale Durchbildung, wie kaum noch ein anderes Geräth des Bedarfs. Trotz des dabei bedingten geringen Umfangs und der nicht zu umgehenden Gestaltung zu einer mit Docht-Dülle versehenen Schale, wusste man dieser durch Hinzufügung von Ornamenten doch die anmuthigsten Bildungen zu geben: Vielfach versah man sie mit künstlich gestalteten Henkeln, mit zwei, drei oder noch mehreren Düllen und allerlei plastischem Schmuck; man begnügte sich nicht, sie nur in Relief zu verziern, vielmehr beliebte man es, sie mit völlig

<sup>1</sup> Das Nähere bei H. Krause. a. a. O. S. 189 ff. — <sup>2</sup> Vgl. bes. A. Becker. Charikles. I. 204. — <sup>3</sup> S. das folgende (4.) Kapitel am betreffenden Ort. — <sup>4</sup> Vgl. A. Böttiger. Amalthea. III. S. 168 und kleine Schriften (2) III. S. 367; O. Müller. Handbuch. §. 302; A. Becker. Charikles II. S. 214; H. Krause. Angeologie. S. 188 ff.

rundgearbeiteten Kompositionen aus dem Bereiche der Thier- und Pflanzenwelt, selbst mit reizvollen Darstellungen menschlicher Figuren, mehr oder minder reich zu besetzen.

b. Der durch das Bedürfniss nach möglichst weiter Verbreitung der Helle von dem Oelgefäss unzertrennliche Ständer nahm

Fig. 337.



an jener Entfaltung gleichmässig Theil. Er, ursprünglich und bei einfachen Leuchten auch fernerhin nur als eine dem Ganzen entsprechende leicht zu handtirende Stütze gebildet (Fig. 337. a—d) wurde ebenfalls immer reicher, endlich aber, als Träger auch mehrerer Lampen, zu einem besonderen Geräth, dem Candelaber („Luchneia; Luchnouchoi“) ver- selbständigt (vergl. Fig. 342. b). Gleichwie indess die oben berührte kunstvollere Ausbildung der eigentlichen Lampe erst in spätester Zeit zu vollerer Geltung gelangte, so erhielt auch jener seine reichere Gestaltung wesentlich erst in der jüngeren Epoche des Luxus. Sämmtliche noch erhaltenen Lampenträger gehören wiederum fast ausschliesslich dem weiter unten erst näher zu betrachtenden, griechisch-italischen Hausgeräth an (s. das folgende Kapitel). — Auch erst in diese Zeit fällt die doch immerhin nur noch spärliche Benützung von Wachs- und Talglichtern. Sie waren unzweifelhaft ein industrielles Ergebniss der früher allgemeiner gebräuchlichen, seit Verbreitung der Oellampen jedoch nur noch zur privatlichen Strassenbeleuchtung<sup>1</sup> u. s. w. verwendeten Fackeln (vergl. Fig. 290; Fig. 292). Daneben traten, wiederum durch jene veranlasst, allmähig an Stelle der letzteren besonders gefasste Windlichter oder Laternen.<sup>2</sup> —

#### Das übrige Hausgeräth

bewahrte (soweit die Abbilder eben ein Urtheil gestatten) ganz übereinstimmend mit dem bereits im Allgemeinen erörterten Verhältniss des Handwerks (S. 856), die dafür schon früh im Orient entwickelten Formen so durchweg und entschieden, dass namentlich die ionisch-attischen

#### Zimmer-Mobilien<sup>3</sup>

— die Sitze, Lagerstätten, Tische und Laden — einen merklichen Unterschied von den etwa gleichzeitigen westasiatischen Geräthen der Art in der That kaum voraussetzen lassen.

<sup>1</sup> Eine öffentliche Strassenbeleuchtung gab es nicht. — <sup>2</sup> Vgl. A. Becker. Charikles. II. S. 212; dazu unten das 4. Kapitel. — <sup>3</sup> O. Müller. Handbuch. §. 297; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 20 ff.

Rücksichtlich ihrer dekorirenden Theile bewegen sie sich fast gleichmässig in denselben pflanzlichen und thierischen Gestaltungen wie diese; ebenso wird ausdrücklich bezeugt, dass sie durchaus in altorientalischer Technik, theils von seltenem Holzwerk, theils von Metall beschafft und oft durch eingelegte Arbeit (Silber, Gold, Elfenbein u. s. w.) und durch Vergoldung u. s. w. verschönt worden sind. Auch die mannigfache Verwendung kostbarer Teppiche und Felle blieb bei den Athenern Gebrauch, wie denn vorherrschend sie, gerade im Gegensatz zu der baulichen Einfachheit ihrer wohnlichen Räume, stets eine gewisse Fülle und Kostbarkeit des Profangeräthes erstrebt haben sollen.<sup>1</sup>

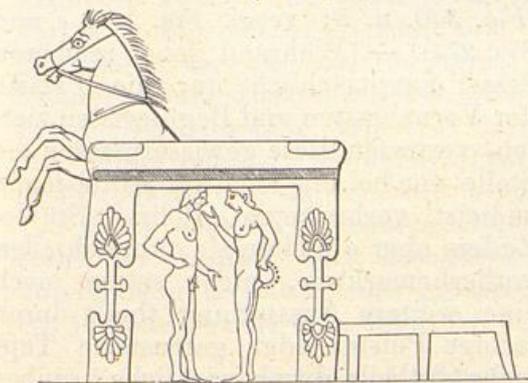
Die Spartiaten allerdings beharrten auch hierin, wenigstens bis zum gänzlichen Umschwung ihrer nationalen Gesinnung, bei dem ihnen vorgeschriebenen nüchternsten Maass; denn da ihr Gesetz schon den Knaben gebot, bis zum fünfzehnten Jahre auf Heu und Stroh, von da ab auf Schilf oder Rohr zu schlafen,<sup>2</sup> den Männern aber durchaus befahl, nicht wie die übrigen Griechen auf Polstern, sondern (auch während der Mahlzeit) auf nur hölzernen Pritschen zu liegen,<sup>3</sup> hatte es zugleich von vornherein das Bedürfniss nach irgend welchem Komfort und somit dessen Ausbildung überhaupt geradezu im Keime erstickt.<sup>4</sup> Demnach fand bei ihnen namentlich ein geräthlicher Luxus auch verhältnissmässig erst sehr spät, erst im jüngeren Verlauf der nachalexandrinischen Prachtepöche, weitere Verbreitung. —

1. Zu den vornehmsten Sitzen auch der europäischen Griechen zählten fortdauernd die schön im homerischen Epos als „Thronos“ und „Klismos“ genannten, kleinasiatischen Sessel (S. 449). Wie zu vermuthen steht, wandte erst der spätere (nach-

homerische) Sprach-Gebrauch beide Namen gleichmässiger zur ausschliesslichen Bezeichnung nur von Lehnstühlen an.

a. Mit zu den beliebtesten Formen derselben gehörten durchaus die der im Orient seit unbestimmbarer Zeit gebräuchlichen Thron- oder Ehrensitze. Ganz diesen entsprechend wurden in einzelnen Fäl-

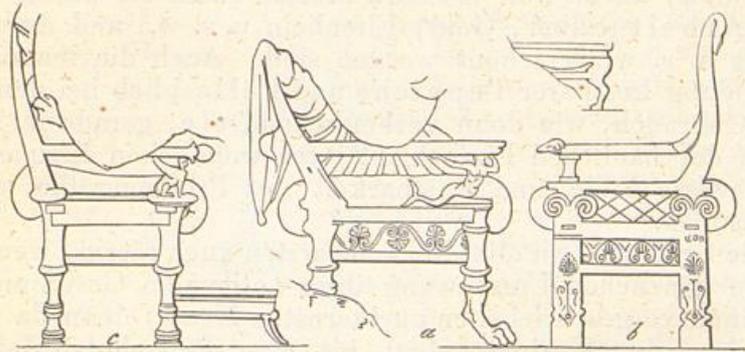
Fig. 338.



<sup>1</sup> W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde. II. S. 240 ff. — <sup>2</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 301 ff.; F. Schömann. Griechische Alterthümer. I. S. 285 ff. — <sup>3</sup> F. Schömann. a. a. O. S. 272. — <sup>4</sup> Vergl. Plutarch. Lyc. 9. Lysand. 17.

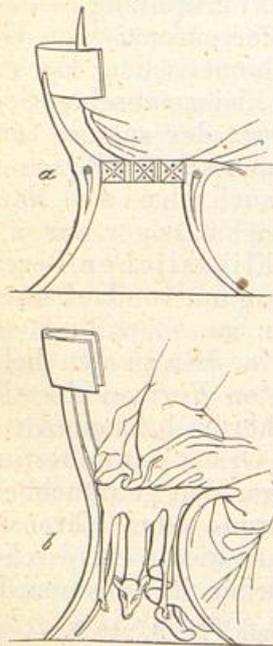
len auch jene, bei sonst reichem Ornament, noch mit Stützen von menschlicher Gestalt und Lehnen von thierischer Bildung plastisch verziert (Fig. 338; vergl. Fig. 77. d; Fig. 138. h; Fig. 139. d).

Fig. 339.



b. Neben diesen, nur mit Rückenlehne versehenen Sesseln blieben die, zugleich mit Armlehnen ausgestatteten Stühle, wie solche hauptsächlich schon von den älteren Assyriern beliebt worden waren, in nicht geringerer, ja noch häufigerer Verwendung, wie jene (vergl. Fig. 138. g. h; Fig. 76. k); doch scheint es, dass sich eben in Herstellung letzter Art von Gesässen gerade

Fig. 340.



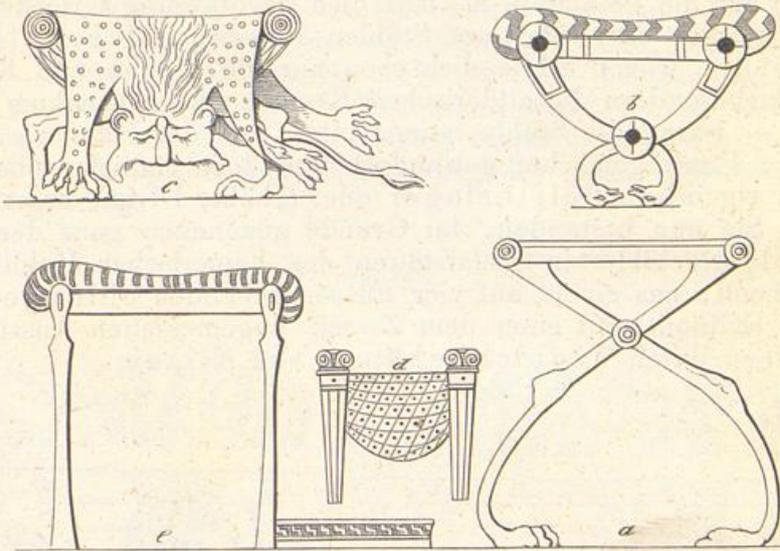
die kleinasiatische Industrie auch noch späterhin durch besonders geläuterten Geschmack ausgezeichnet habe (vergl. Fig. 339. a. b. c). —

c. Für den eigentlich privatlichen und gesellschaftlichen Verkehr dienten dagegen nach wie vor die bereits oben erwähnten, einfacheren Lehnsitze<sup>1</sup> (Fig. 340. a. b; vergl. Fig. 195. c und Fig. 274). — Während jene reicheren Sessel hauptsächlich nur die Paläste der Vornehmsten und Begütertesten zierten, vertraten diese gewissermassen die Stelle der bei uns auch im Mittelstande zumeist verbreiteten (Rohr-) Stühle. Zudem aber erhielten sie, ähnlich allen vorherbemerkten, nicht selten noch eine weitere Ausstattung theils durch farbige Polster oder gemusterte Teppiche,<sup>2</sup> theils durch wirkliche, sauber bearbeitete Thierfelle (Fig. 339. a. b. c; Fig. 340. b).

<sup>1</sup> Wie aus einzelnen Abbildungen ersichtlich (z. B. hier Fig. 339. a) hatten sie mitunter charnier-bewegliche Beine. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 124.

d. Unter den gänzlich lehnlösen Gesässen der historischen Zeit, die nunmehr sie in dem Begriff des „Diphros“ zusammenfasste, zählten dann wiederum vor allen die im ägyptischen und

Fig. 341.



asiatischen Alterthum vorherrschend gebräuchlichen, sägebockförmigen Klappstühle („Okladiai diphroi“).<sup>1</sup> Ohne irgend welche Veränderung ihrer ursprünglichen Konstruktion und Gestalt, beruhte auch jetzt noch die ganze Abwechslung derselben einerseits auf einer Verschiedenheit in der Grösse und der davon abhängigen, verschiedenen Krümmung der Füsse, andererseits auf der Mannigfaltigkeit der zu ihrer Bedeckung nicht minder verwendeten Polster und Häute (Fig. 341. a. b. c; vergl. Fig. 76. n. o; Fig. 77. c; Fig. 139. b; Fig. 195. b). — Nächst ihnen brachte man gleichzeitig die den Asiaten denn nicht weniger früh bekannten, ebenfalls zum zusammenlegen eingerichteten Schemel mit geraden Beinen (Fig. 341. d. e) und, doch mehr nur vom niederen Volke benutzt, einfache Sitzbänke („Skimpous; Bathron; Chamauhälos“) in Anwendung (vergl. Fig. 76. a. b. c. g). —

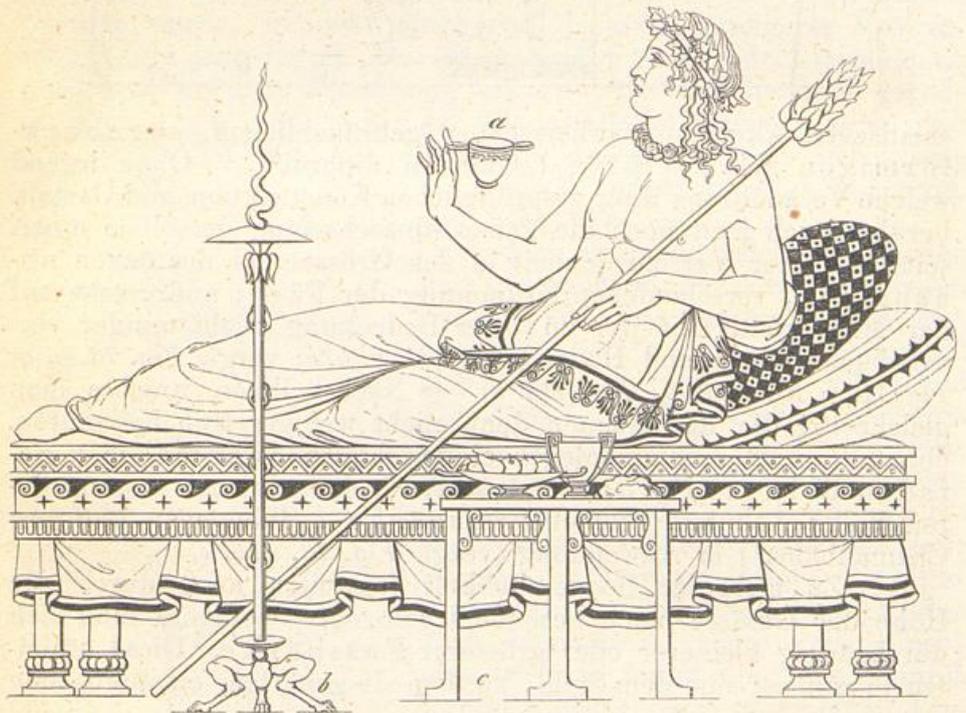
2. Zu mehrerer Bequemlichkeit (zuweilen auch durch die Höhe der Gesässe noch besonders gefordert) bediente man sich durchgängig kleinerer oder grösserer Fussbänke. Diese erhielten je zumeist eine dem Stuhl, zu dem sie gehörten, entsprechende

<sup>1</sup> Schon das griechische Alterthum versetzte diese Stühle in die älteste Zeit. Die späteren Athener liessen sich dieselben beim Ausgange u. s. w. zur beliebigen Benützung von Sklaven nachtragen: vergl. darüber bereits L. Meiners. Geschichte des Luxus der Athenienser. S. 10 Note; ferner F. Creuzer. Deutsche Schriften zur Archäologie. III. S. 51.

Ausbildung; mitunter auch wohl die Grösse förmlicher „Tritte“ (Fig. 338; Fig. 339; Fig. 341. e; vergl. Fig. 77. e. f; Fig. 138. e; Fig. 161. c; Fig. 195. d. e). —

3. Mit der in nachhomerischer Zeit von den Asiaten zunächst auf die kleinasiatischen Griechen und von diesen allmählig auf die gesammte männliche Bevölkerung Griechenlands übertragenen Sitte, statt auf Stühlen zu sitzen, sich zu lagern (S. 451) — wovon schliesslich eben nur die Weiber und Knaben und insbesondere die altdorischen Kretaer eine Ausnahme machten<sup>1</sup> — waren die Stühle immer mehr aus der Männerwohnung in die Frauengemächer gewandert und dort endlich vollständig durch eigentliche Polsterlager oder erhöhte Divane ersetzt worden. Sie nun bestanden, im Grunde genommen ganz den oben (S. 451) geschilderten Schlafstätten der homerischen Helden entsprechend, aus einem auf vier Füssen ruhenden oblongen Gestell (Klinon) und einer dem Zweck angemessenen Ausstattung desselben durch Teppichbehänge und Kissen.

Fig. 342.

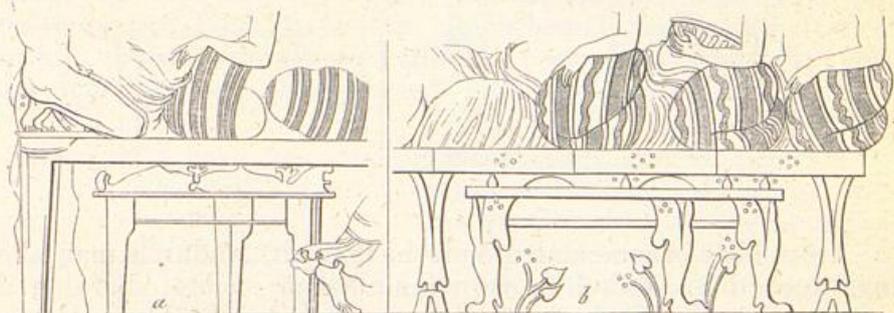


a. Das Gestell, nur ausnahmsweise am Kopf- oder Fussende oder gar an beiden Schmalseiten mit einer Art von Lehne

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 425 Selbst in Sparta hatte die Sitte schon vor den Perserkriegen Eingang gefunden: O. Müller. Dorier. II. S. 274.

versehen (*Fig. 195. g*), wurde zwar zumeist von Holz, mitunter aber auch von Metall, namentlich Bronze, beschafft.<sup>1</sup> Dabei war man bemüht, seine sichtbaren Theile stets in geschmackvoller Form zu verziern; in letzterem Falle hauptsächlich mit plastischem Beiwerk, in ersterem dagegen (wiederum durchaus nach asiatischem Vorgang) mit eingelegtem Schmuck von edlem Metall, Elfenbein, Bernstein und seltenen farbigen Hölzern (*Fig. 342*). — Einfache Gestelle (*Fig. 343. a. b*) pflegte man nicht selten ganz zu verhängen.<sup>2</sup> Bei ihnen mussten dann eben die über das (am häufigsten mit Gurten bespannte) Rahmenwerk gebreiteten Teppiche und Polster zugleich jeden anderweitigen Prunk ersetzen.

Fig. 343.



b. Die Gesamtunterlage bildete gewöhnlich auch hier, wie überall, eine Art von Matratze; in älterer Zeit mit vegetabilischen Stoffen (Heu, Seegrass u. dergl.), später vorzugsweise mit Wollpflocken oder Federn gefüllt. Ihr Ueberzug war entweder von Linnen oder von Leder.

Die Kissen erhielten, namentlich als Kopfkissen, zumeist eine runde, als Rückenpolster, zugleich zum stützen des (linken) Arms, vorherrschend eine viereckige Form. Doch wählte man zu ihren Bezügen mit Vorliebe bunte, nach orientalischem Geschmack gemusterte Stoffe; desgleichen auch für die Teppichbehänge, die jedoch zuweilen noch ganz besonders entweder auf einer oder auf beiden Seiten wollartig (zottig) aufgelockert oder, so namentlich in der Zeit des gesteigerten Luxus, dicht mit den zartesten Federn besetzt waren. —

4. Die für den Schlaf bestimmten Betten<sup>3</sup> unterschieden sich im Ganzen nur wenig von den eben betrachteten Lagern; bei Wohlhabenderen vielleicht nicht einmal (wie sonst eben einzig) durch mindere Kostbarkeit.

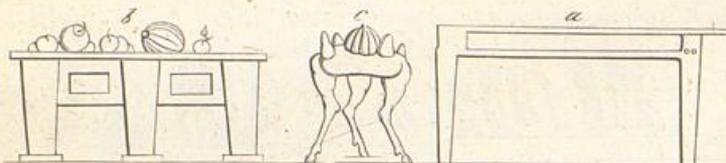
<sup>1</sup> Vermuthlich waren (trotz dagegen sprechenden Darstellungen) die Gestelle doch stets nur je für 2 Personen eingerichtet. — <sup>2</sup> S. u. a. Th. Panofka. Bild. ant. Leb. Taf. XII. Fig. 3; ders. Die griech. Trinkhörner. Taf. III. Fig. 3.

<sup>3</sup> Bes. A. Becker. Charikles. II. S. 114 ff.

Die weniger Bemittelten waren natürlich an und für sich auf ein nur einfaches Mobiliar angewiesen. Sie mussten sich gemeiniglich theils mit gewöhnlichen Fellen (Schaf- oder Ziegenhäuten) theils mit ihrem Obergewande begnügen. Daneben bestand das Lager der Sklaven und das der niedersten Volksklasse (nicht selten ohne irgend ein Untergestell) einzig aus Binsen-, Rohr- oder Bast-Matten. —

5. Der Tische<sup>1</sup> bediente man sich während der historischen Epoche nur noch bei der Mahlzeit. Selbst das Schreiben pflegte man liegend zu verrichten, indem man dabei entweder die wächserne Schreibtafel vermittelst der linken Hand gegen die linke Seite stützte, oder das (doch erst um vieles später eingeführte) „Nilpapier“ auf den Schenkel legte.<sup>2</sup>

Fig. 344.



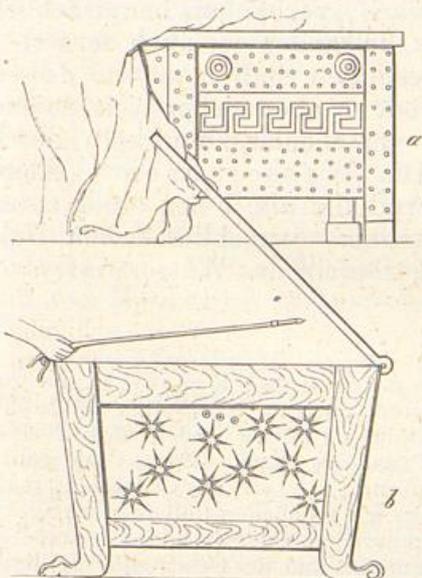
Trotz aller ornamentalen Verschiedenheit, wodurch man allerdings auch diese Möbel zu vermännigfachen suchte, beruhte ihr hauptsächlichster Wechsel (ähnlich wie bei den Stühlen) dennoch im Ganzen fortdauernd auf der auch bei ihnen seit dem höchsten Alterthum beobachteten Abwandlung in der Anzahl der Füße und der (bald runden, bald viereckten) Gestaltung der Platte. Völlig ähnlich den altägyptischen und altassyrischen Tischen hatten auch die griechischen am häufigsten drei oder vier Beine, seltner nur eine (mittlere) Stütze (Fig. 343. a. b; Fig. 343. a. b. c; vergl. Fig. 73. l. m; Fig. 78. c; Fig. 138. a; Fig. 139. a. c). Ebenso war bei ihnen die ausserdem gleichfalls zu öfters aus kostbarem Holze (Ahorn, Bux u. s. w.) hergestellte Platte, wie noch heut bei den orientalischen Tischen gewöhnlich (S. 388), in den meisten Fällen kreisrund; viereckig jedoch wesentlich nur bei den aber stets an sich überaus zierlich gebildeten Opfertischchen oder „Trapechai“ (Fig. 195. k). Im Allgemeinen blieben vorherrschend die Füße die Träger plastischer Zierden. Nächstdem dass man das ganze Gestell, in Uebereinstimmung mit den Lagerstätten, sowohl von Holz wie von Metall (Bronze, Silber) und durch Einlagen u. s. w. geschmückt, glatt herzurichten pflegte, gab man jenen doch nicht minder gern die völlige Form von thierischen Schenkeln (Fig. 343. a; Fig. 344 c). Zudem erhielten na-

<sup>1</sup> A. Becker. Charikl. II. S. 123; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 27.

<sup>2</sup> A. Becker. a. a. O. II. S. 218 ff.

mentlich in späterer Zeit die in ihr allmählig immer gebräuchlicher gewordenen ehernen Tische, selbst bei nur mässigem Preise, wohl noch reicheres Ornament. Wenigstens konnte man in Athen für 30 Drachmen oder 6 Thaler 21 Gr. schon einen Schenk-tisch kaufen, den sogar bronzene Satyrgesichter und Stierköpfe schmückten.<sup>1</sup> Ueberhaupt aber — und hierauf mag dieser Preis mit beruhen — war bei weitem die Mehrzahl der griechischen Speisetische verhältnissmässig nur klein und niedrig. Je für eine Person bestimmt, erreichte ein solcher kaum die Höhe des Lagers, vor das er gestellt ward (*Fig. 342. c; Fig. 343. a. b.*) — Tisch-tücher nutzte man nicht; ebensowenig Servietten, Messer und Gabel (S. 740). Die von den Speisen benetzten Finger säuberte man während des Essens mit Brodkrume.<sup>2</sup> Auch wurden die Löffel mitunter<sup>3</sup> durch entkrumte Brodkrusten ersetzt. — Knochen und anderweitige Ueberreste pflegte man ohne weiteres unter den Tisch zu werfen. Nach beendigter Mahlzeit kehrte man sie, behufs der Fortschaffung, vermittelst eines Besens (ganz dem heutigen „Reiserbesen“ ähnlich) zusammen.<sup>4</sup> —

Fig. 345.



6. Statt der „Schränke“, die muthmasslich erst in spätester (römischer) Periode aufkamen,<sup>5</sup> hatten die Griechen, wiederum gleich allen östlichen Völkern,<sup>6</sup> tragbare Koffer oder Laden („Cheloi; Larnakes“). Es waren dies (mitunter allerdings oft ebenfalls reich verziert)<sup>7</sup> kistenförmige Behälter von sehr verschiedenem Umfang. Zufolge der schon mehrfach erwähnten Bestimmung der grösseren von ihnen, Kleider und dem ähnliche Kostbarkeiten zu bergen, versah man sie selbstverständlich nach wie vor mit starken, verschliessbaren Deckeln (*Fig. 345. a*); auch wohl nicht minder häufig, bequemerer Handtührung wegen, mit beweglichen Deckelstützen (*Fig. 345. b*). Daneben erhielten vorzugsweise die auch fernerhin zur Aufnahme

<sup>1</sup> A. Böckh. Staatshaush. S. 118. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikl. I. S. 429 ff. —

<sup>3</sup> Im Uebrigen hatte man zu Brühen u. s. w. sogar Löffelchen von Gold. A. Böttiger. Kleine Schriften (2) III. S. 233 ff.; A. Becker. a. a. O.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 28. not. 10. — <sup>4</sup> A. Becker. II. S. 490 ff. —

<sup>5</sup> Vergl. Aelian. Var. Histor. IX. 13 und unten (d. folg. [4] Kap.). — <sup>6</sup> S. oben S. 108 (4), Fig. 79. h—1, S. 246 ff.; S. 391; S. 451. Fig. 195. l. — <sup>7</sup> Mit zu den ältesten und zugleich kunstvollsten Laden, welche das griechische

von Einzelschmuck oder von Oel- und Salbengefässchen u. s. w. bestimmten kleineren Kästchen („Cheloi; Kiboutoi“) eine zu meist äusserst zierliche plastische Durchbildung in edlem Metall (Silber) oder anderem kostbaren Stoff (Schildpad, Elfenbein u. s. w.). — Den Verschluss <sup>1</sup> bewerkstelligte man wie es scheint noch fortdauernd durch die bereits dem homerischen Alterthum eigene, sehr künstliche Weise der Bandverknüpfung; ausserdem durch Versiegelung: Ein Gebrauch, der sich auch auf Thüren und Vorrathskammern erstreckte. —

#### Die Zeitmesser

oder Stundenweiser, <sup>2</sup> deren Kenntniss die Griechen, ihrem eigenen Zeugnisse zufolge, schon früh den Babyloniern verdankten (S. 247), waren durch sie, wie wohl anzunehmen ist, zwar mannigfach verbessert, doch noch in keiner Weise so gefördert worden, dass sie als Zimmergeräth allgemeinere Verbreitung gefunden hätten. Auch noch bei ihnen beschränkten sie sich im Wesentlichen auf die bereits oben genannten Sonnen- und Wasseruhren. Erstere (Polos), um deren Herstellung sich insbesondere Anaximander <sup>3</sup> — (man nannte ihn sogar als Erfinder derselben) — grosse Verdienste erwarb, verblieben hauptsächlich der Oeffentlichkeit. Zu dem Zweck bestanden sie auch fernerhin entweder aus einem senkrecht aufgestellten Stab u. s. w., dessen Schatten man nach Füssen maass oder, aber sicher seit Aristophanes, aus einem mit Mittelstab versehenen, innerhalb durch Linien eingetheilten Becken. — Die Wasseruhren <sup>4</sup> (Klepsydrien) bewahrten gleichfalls dauernd die alte Form einer etwas platt gedrückten Hohlkugel mit kurzem, verschliessbarem Hals und den zum zeitbestimmenden auströpfeln des Wassers erforderlichen Löchern. —

Alterthum kannte, gehörte der sogenannte Kasten des Kypselos. Es war eine korinthische Arbeit und von letzterem etwa in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts der Juno zu Olympia geweiht und in dem Tempel derselben aufgestellt. Hier sah ihn noch Pausanias (V. 17—19): — Die ganze Kiste — ob oblong, elyptisch oder schiffsförmig? — war aus Cederholz, reich mit Gold und Elfenbein verziert, und ringsum mit erhobenen Reliefs geschmückt, die, in (5) Streifen übereinander, aus figurenreichen Compositionen bestanden, welche bedeutsame Scenen aus der Heroenmythe und der Geschichte der Kypseliden darstellten. S. d. Literatur darüber bei O. Müller. Handbuch. §. 37; dazu F. Kugler. Handbuch der Kunstgesch. (3. Aufl.) I. S. 107.

<sup>1</sup> Zu den schon oben (S. 451. not 2) genannten s. noch A. Becker. Charikles. I. S. 202. — <sup>2</sup> G. H. Martini. Von den Sonnenuhren der Alten. Lpzg. 1777; A. Becker. Charikles II. S. 490; F. Woepke. Disq. archäol. mathem. circa solaria veterum. Berlin. 1847; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 17. not. 5 ff. und das folg. Kapitel. — <sup>3</sup> Oder dessen Schüler Anaximedes (um 500 v. Chr.). — <sup>4</sup> In dem Windethurm zu Athen (S. 829) war eine Wasseruhr zur allgemeinen Benutzung aufgestellt.

## Spielapparate für Kinder und Erwachsene

fehlten dagegen wohl in keiner Familie, wenn sie nicht eben völlig kinderlos oder der Geselligkeit durchaus abhold war. Selbst das strenge Sparta trübte die ersten Jahre der Kindheit nicht und liess auch seine Kleinen mindestens so lange muthwillig gewähren, bis sie der Staat den Mutterhänden entzog (vergl. S. 738; S. 741); ja die Erfindung der Kinderklapper ward sogar dem ernstesten Spartiaten Architas nachgerühmt, und ebensowenig vergass das Alterthum sich zu erzählen, wie Agesilaos seinem Knäbchen auf einem Stecken was vorgeritten.<sup>1</sup> —

1. Nicht zu gedenken der grossen Anzahl von Spielen, welche die griechische Jugend (kaum verschieden von heut) erfand und in stetem Wechsel vermehrte,<sup>2</sup> war ihr doch auch die Industrie mit eigenen Gestaltungen entgegengekommen: Während die Kleinen selbstthätig sich allerlei Dinge beschafften (wobei auch der am Faden fliegende Käfer nicht fehlte) oder sich zu leichten gymnischen Uebungen (so zu einer Art Blindekuh u. s. w.) gesellig vereinten, verdankten sie dieser mancherlei Spielgeräth, das selbst mit Rücksicht auf die verschiedenen Interessen je die Wünsche der Knaben und Mädchen bedachte. — Als beiden Theilen gleichmässig beliebt, nahmen darunter vorzugsweise der Ball (*Sphaira*), der mit dem Stecken zu treibende Reif (*Trochos*) und der zu peitschende Kreisel (*Strombos*) gewichtige Stellen ein;<sup>3</sup> auch wurde von ihnen die Schaukel (*Aiora*), und zwar als Wipp- und Strickschaukel, gerne benutzt,<sup>4</sup> wie denn desgleichen (nächst vielen anderen und wohl sicher nicht selten sehr zierlichen Nachbildungen u. s. w. in Holz, Thon und Metall), insbesondere von Knaben hölzerne Steckenpferdchen, kleine Wägelchen (*Amaxides*: *Fig. 271. b*) u. s. w. und von Mädchen vorherrschend thönerne und wächserne Püppchen.<sup>5</sup>

2. Andere Spiele waren das sogenannte Knöcheln (wozu man sich hauptsächlich „der Sprungbeine aus der Ferse der Lämmer und Schafe bediente“),<sup>6</sup> sodann das vielleicht schon von den homerischen Griechen geübte „Königsspiel“ (S. 452); neben diesen eine nicht geringe Menge von eigentlichen apparatlosen Wort- oder Rathespielen. Sie jedoch, und so auch das Ballspiel, gehörten nicht mehr ausschliesslich dem Bereiche der Kindheit an, sondern zählten bereits mit zu den allgemeineren

<sup>1</sup> O. Müller. Die Dorier. II. S. 295. — <sup>2</sup> Insbes. A. Becker. Charikles. I. S. 19 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 33 ff. — <sup>3</sup> Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. T. I. und T. X.; dazu derselbe. Abhandlg. der Berl. Akad. 1837. S. 109. — <sup>4</sup> Derselbe. Bilder. T. XVIII 2. 3 und dessen: Griechen etc. Taf. I. 7. — <sup>5</sup> A. Böttiger. Kleine Schriften (2). II. S. 98; A. Becker. Charikles. I. S. 31; Th. Panofka. Griechin. S. 15. — <sup>6</sup> A. Becker. a. a. O. I. S. 486.

Unterhaltungen der schon erwachsenen, namentlich athensischen Jünglinge.<sup>1</sup>

a. Eine vorzugsweise bei Symposien stets wiederkehrende Hauptbelustigung derselben, von ihnen zugleich als Liebesorakel betrachtet, hiess der „Kottabos“. Er bestand, soweit die allerdings nicht leicht zu vereinigenden Nachrichten darüber verlauten,<sup>2</sup> vornämlich darin, dass man sich bemühte, Wein oder sonstige Flüssigkeit entweder mit dem Munde oder aus einem Gefässchen auf ein schwebendes oder schwimmendes Ziel zu spritzen und dies eben dadurch zur siegverkündenden Senkung zu nöthigen. Zu dem Ende begnügte man sich nun wohl häufig, nur einige leere Schälchen auf Wasser zu setzen und, im günstigen Erfolg, zum sinken zu bringen; doch bediente man sich statt dessen nicht selten auch eines wirklichen Apparates, der dann noch besonders mit ergötzlichem Beiwerk versehen war. Er nämlich hatte die Gestalt einer von einem Mittelständer gestützten ein- oder zweischaligen, griechischen Waage,<sup>3</sup> nebst einem ziemlich dicht unter jeder Schaale aufgestellten Erzfigürchen („Manes“). Auch hier kam alles darauf an, eine der Schalen in vorbeschriebener Weise zu belasten. Gelang dies, so fand der ganze Scherz seinen erheiternden Abschluss, dass jene (auf den Manes stossend) sich ihres Inhaltes wieder entleerte<sup>4</sup> und nun beide Schalen, in wechselnder Schwingung, auf jenen Figürchen ertönten. —

b. Ein unter gleicher Veranlassung nicht minder beliebtes Spiel, bei dem es aber wesentlich auf Hand- und Fingerfertigkeit abgesehen war, nannte man (der dazu erforderlichen Münze

<sup>1</sup> Sowohl diese wie sämtliche vorerwähnten Kinderspiele waren, wie abgebildlich bezeugt ist, bereits den Aegyptern seit ältester Zeit bekannt. S. oben S. 114 und mehr bei H. Weiss. Geschichte des Kostüms. Berlin. 1853. I. S. 368 ff. — <sup>2</sup> Die gesammelten Stellen u. s. w. bei A. Becker. Charikles. I. S. 477 ff.; F. Hermann. Privatalterthümer. §. 28. not. 34. §. 53. not. 25—28: (dargestellt?) Marble of the Brith. Mus. II. 4). — <sup>3</sup> Die grösseren griechischen Handelswaagen scheinen im Wesentlichen den altägyptischen und assyrischen (im Einzelnen den überhaupt noch heut gebräuchlichen Waagen) entsprochen zu haben: vergl. oben *Fig. 71 r. q. s*; *Fig. 139. f.* mit den Darstellungen griechischer Waagen bei Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XXX; dazu das folgende (4.) Kapitel. — <sup>4</sup> Nach einigen Angaben stand jedes Erzfigürchen noch in einer besonderen Schaale, welche dazu bestimmt war, die verschüttete Flüssigkeit aufzunehmen. Die Voraussetzung indess, dass es zur Entleerung der gefüllten Waageschaale noch einer besonderen Vorrichtung bedurft habe, deren Erklärung sogar A. Becker (Charikles. I. S. 478) Schwierigkeiten macht, scheint mir nach gegebener Schilderung kaum nothwendig; sie fällt aber sicher fort, wenn man sich die Schalen durchaus flach und die Figürchen ausserhalb ihres Mittelpunkts gerückt denkt, da dann das Kippen derselben unvermeidlich blieb. Will man dennoch halbrunde Schälchen und demnach eine besondere Konstruktion derselben annehmen, so könnte sich diese höchstens auf ein in deren Boden angebrachtes Klappventilchen beschränkt haben, das sich, indem es auf die Figur stiess, nach oben öffnete und so dem Wein einen Ausfluss gewährte. Doch scheint mir dies letztere schon viel zu complicirt.

wegen) den „Chalkismos“. Dasselbe lief darauf hinaus, ein auf der Kante im Wirbel sich drehendes Geldstück durch momentane Berührung der Finger sofort zu fixiren.<sup>1</sup>

c. Diesem verwandt war das (noch heut hie und da geübte) Riemenstechen oder der „Himantelimos“. Bei ihm versuchte man vermittelst eines Stiftes oder Stäbchens schnell und gewandt zwischen die Lagen eines künstlich zusammengelegten Riemens zu treffen.<sup>2</sup> —

3. Gegensätzlich zu allen diesen, den Verstand eben nicht sehr beschäftigenden Unterhaltungen; deren Erfindungsruhm man somit auch gern den Lydiern ungeschmälert überliess (S. 452), hatten die griechischen Brettspiele,<sup>3</sup> muthmasslich wenigstens zum Theil, eine schon etwas ernstere Tendenz. Ihre Entstehung, anknüpfend an das älteste, (Petteia genannt), wurde dem Palamedes zugeschrieben. Ueber die Regeln, die man bei ihnen beobachtete, ist indess kaum Sicheres bekannt. Doch fehlt es weder an schriftlichen noch bildlichen Andeutungen,<sup>4</sup> dass man sie auf sehr verschiedene Weise, bald in Form des „Schach“, bald in der des „Damenbrettspiels“ theils mit, theils ohne Würfel gehandhabt hat. — Unter dem Namen des Städtespiels (Polis), dann des ihm verwandten „Diagrammismos“ u. s. w. bildeten sie stets eine auch im engeren Kreise gewürdigte Unterhaltung. —

4. Schon weniger war dies natürlich wiederum mit den reinen Hazardspielen der Fall, unter denen vor allen die Würfel obenan standen. Bei diesen letzteren unterschied man die bereits erwähnten Knöcheln oder Astragalen von den eigentlichen Würfeln oder Kybois. Für beide bediente man sich zum Wurf, übereinstimmend mit gegenwärtigem Brauch, eines eigenen Bechers, doch erstreckte sich die Zahlenbezeichnung nur bei den Würfeln auf alle sechs, bei den Knöcheln hingegen allein auf die, aber auch überhaupt nur dazu geeigneten, vier (glatten) Seiten. —

5. Im Uebrigen wusste die wohlhabendere athenische Jugend männlichen Geschlechts ihr Dasein nicht bloss mit derartigen Spielen zu verannehmlichen, als sie zugleich in Verfolg auch anderweitiger Passionen<sup>5</sup> sich nach Möglichkeit vergnügte, dadurch aber auch nicht selten zum Durchmarsch einer ähnlichen Lebensschule gezwungen ward, wie noch heut so manche unserer eben so „nobelen“ als leichtgearteten „Dandys“. — Waren es

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 298. — <sup>2</sup> A. Becker. a. a. O.; F. Hermann. Privatalterth. §. 54. not. 24. — <sup>3</sup> A. Becker. Charikles. I. S. 480; F. Hermann. §. 54 ff. — <sup>4</sup> Einzelnes bei Th. Panofka. Griechinnen. Taf. II. Fig. 9 und Bilder antiken Lebens. Taf. X. Fig. 10. 11; dazu oben *Fig. 186*. — <sup>5</sup> Vergl. auch für das Folgende wiederum hauptsächlich A. Becker. Charikl. I. S. 380 und F. Hermann. a. a. O. §. 16. §. 54 ff.

nun hierbei auch nicht öffentliche Wirthshäuser und Schenken — in denen allerdings nur das niedere Volk oder, nothgedrungen, Reisende zu verkehren pflegten<sup>1</sup> —, wo sie Geld und Gesundheit verthat, so schmolz bei ihr mindestens das erstere doch unter der Liebhaberei für schöne Pferde und auserlesene (molossische!) Hunde, für kostbare Tauben (!) und anderes seltnes Federvieh u. s. w., insbesondere aber für ostensible Wetten, wohl häufig in noch kürzerer Frist zusammen, als es vielleicht gar in Schenken der Fall gewesen sein würde. Namentlich steigerten sich die Wetten schon ziemlich früh an der nach den Perserkriegen selbst im Volke bis zur Leidenschaft ausartenden Neigung für Hahnen- und Wachtelkämpfe. Nächst dem dass, (durch Themistokles eingeführt), alljährlich in Athen eine Schaustellung der Art sogar auf Staatskosten stattfand, wobei sich denn die Wettlustigen besonders hervorthun konnten, machten es sich diese bald selbst zur Aufgabe, solche Thiere für eigene private Zwecke zu erziehen und theils aus dem Tanagräischen, theils aus dem Rhodischen nicht selten für enorme Summen kommen zu lassen.<sup>2</sup> Mit grösster Sorgfalt wurden sie gepflegt. Auch versah man sie vor Beginn des Kampfes, der ausserdem auf einem runden, umrandeten Brette (Tälia) vor sich ging, mit förmlichen Sporen.<sup>3</sup> —

6. Noch verderblicher als solche Vergnügungen wirkte schliesslich der nach dem peloponnesischen Kriege hauptsächlich, und zwar zunächst wiederum unter der athenischen Jugend immer schamloser, auftretende Hang geschlechtlicher Ausschweifung (S. 698). Er verzehrte Geld und Gesundheit zugleich, ja entzog sie allmählig nicht sowohl den kräftigenden Uebungen in Palästran und Gymnasien, als er auch wesentlich mit dazu beitrug, ihr den reineren Genuss an den schönen Künsten zu trüben und ihr auch jedwede Neigung zu ernsteren Beschäftigungen zu rauben. Selbst die Musik,<sup>4</sup> obschon sie und zwar stets in engster Verbindung mit Poesie und Orchestik immerhin noch einen Haupttheil der guten Erziehung mitausmachte, wurde jetzt nichtsdestoweniger gleichfalls vernachlässigt oder, neben einem recht

<sup>1</sup> F. Hermann a. a. O. §. 52 ff. — <sup>2</sup> Ein Gegenstück aus der Gegenwart erzählt P. de la Gironière in seinen 1855 in Paris erschienenen Denkwürdigkeiten seines Aufenthaltes auf den Philippinen, wo er der gleichen Wettlust gedenkt. Derselbe wohnte auf Manilla einem Hahnenkampfe bei, dessen einer Held 4000 Francs gekostet und auf dessen Sieg ein Einzelner nicht weniger als 40,000 Francs verwettet hatte. Hahn und Wette waren nach wenigen Minuten verloren. — <sup>3</sup> Abbildg.: Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. X. Fig. 5. 6. S. 15 u. 16. — <sup>4</sup> W. Wachsmuth. Hellen. Alterthumskunde. II (2). S. 424 ff.; derselbe: Allgemeine Culturgesch. I. S. 202 ff.; S. 237 ff. O. Müller. Die Dorier. II. S. 320 ff. H. Krause. Geschichte der Erziehung u. s. w. bei den Griechen, Etruskern und Römern. S. 51 ff.; S. 84 ff.; S. 122 ff.; S. 137. Hier zugleich der Nachweis für die betreffende Spezial-Literatur.

eigentlichen Virtuosenenthum, doch mehrentheils nur noch mit eitlem Behagen und Dilettantismus betrieben.<sup>1</sup>

#### Die Musikinstrumente<sup>2</sup>

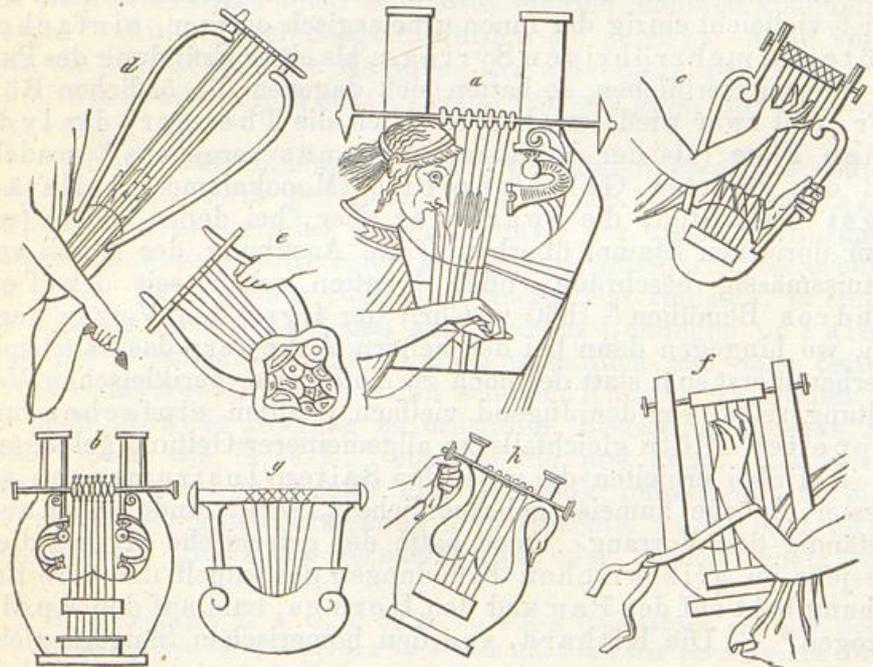
waren im Ganzen auch in spätester Zeit noch dieselben, welche bereits das homerische Alterthum kannte und welche, wenigstens zum Theil, Lydier und Phrygier den Griechen zugeführt hatten (S. 453). Seit der Verselbständigung der griechischen Musik, mindestens seit dem siebenten Jahrhundert v. Chr., wurden sie indess namentlich in Rücksicht auf ihre künstlerische Verwendung und somit auch wohl in den Formen so mannigfach verbessert, dass sich dann allerdings die altasiatischen Instrumente nicht mehr mit ihnen zu messen vermochten. Doch hatten auch diese nicht bei allen hellenischen Stämmen eine gleiche Ausbildung erfahren, vielmehr hatte von ihnen der eine und andere eben nur dies oder jenes mit Vorliebe gepflegt: Waren die ihres musikalischen Triebes wegen besonders gerühmten Arkader<sup>3</sup> vielleicht einzig der ihnen urpelasgisch eigenen, einfachen Flöte und mehrröhrigen Syringe, als einer Erfindung des Pan, am treuesten verblieben, so hatten sich dagegen die östlichen Böotier, und zwar wiederum hauptsächlich die Thebäer, der lydischen Flöte (als der Erfindung Athenäs vergebens<sup>4</sup> geadelt) und der kürzeren Gazellenpfeife (Monokalamos) vollständigst bemächtigt; die Spartaner aber, bei denen indess (wie beim dorischen Stamm überhaupt) die Ausübung der Musik verhältnissmässig beschränkt blieb,<sup>5</sup> hatten schon seit des Terpandros Bemühen<sup>6</sup> (660 v. Chr.) der Lyra den Vorzug gegeben, wo hingegen dann bei den heitern Athenern das Saitenspiel überhaupt erst spät statt der noch zu Anfang der perikleischen Verwaltung selbst von der Jugend vielfach geübten einfachen und doppelten Flöte gleichfalls zu allgemeinerer Geltung gelangte.<sup>7</sup>

a. Dabei erhielten die unter den Saiten-Instrumenten seit ältester Epoche zumeist gebräuchliche „Lyra“ und „Kithara“ beständig den Vorrang. Auch hatte der griechische Mythos diese wie jene zu griechischen Erfindungen gestempelt und ihre Entstehung bald auf den Pan und den Hermes, bald auf den Apollo bezogen<sup>8</sup> — Die Kithara, von den homerischen Sängern gleich

<sup>1</sup> Mit dem Sinken der Kunst pflegt sich die Kunst-Theorie zu erheben: Für die griechische Musik ward sie um 318 v. Chr. durch Aristoxenos (Schüler des Aristoteles) zuerst wissenschaftlich behandelt. — <sup>2</sup> Zu den eben genannten Werken für das Einzelne noch bes. A. Böttiger. Kleine Schriften (2) I. S. 5 ff. — <sup>3</sup> F. Hermann. Privatalterthümer §. 7 not. 25. — <sup>4</sup> Vergl. den Mythos bei A. Böttiger a. a. O. S. 19. — <sup>5</sup> O. Müller. Dorier II. S. 320. — <sup>6</sup> Von ihm erzählte man, dass er durch sein Spiel selbst einen Aufruhr gestillt habe. — <sup>7</sup> A. Böttiger a. a. O. S. 27 ff. — <sup>8</sup> Vergl. W. Heffter. Die Religion der Griechen und Römer. Brandenburg 1845. S. 325; S. 360; Th. Panofka. Argos Panoptes (Abhandlg. d. Akad.). Berlin 1851. S. 102 Anmerk. 2 u. 3; F. Hermann. Culturgesch. S. 70.

wie die Phormix allein zur Begleitung der Rede benutzt (S. 453), fand, wie es heisst, schon um 700 v. Chr. und zwar zuerst durch Aristonikos eine selbständige Verwendung zum Solospiel. Nicht lange nachher, etwa um 650 v. Chr., wurde sodann die (drei- und) viersaitige Lyra, eben als Hauptinstrument des Terpandros, auch von diesem selbst mit sieben Saiten bespannt.<sup>1</sup> So vielfach die genannten Instrumente nun auch fortan ihre Gestaltungen wechselten, behielten sie dennoch die letztere Besaitung bei. Sie zeigt sich abbildlich fast durchweg sowohl an den noch überaus schwer und massiger geformten Lyren der älteren Epoche (*Fig. 346. a. b.*) wie an den vorherrschend leicht und schlank gebildeten der mittleren (*Fig. 346. c. d. e.*) und den oft ebenso reich als einfach gestalteten der Ausgangsperiode (*Fig. 346. f. g. h.*). Erst in jüngster Zeit, seit Alexander, wurde auch elffache Besaitung gebräuchlich.

Fig. 346.



a. Während die Grösse der Lyren nicht selten erforderte, sie beim Spiel, zur freien Bewegung der Hände, zwischen den Knien, gleich einer Harfe (?) zu halten, pflegte man sie in geeignetem Falle, und so ausschliesslich wohl in der jüngeren Zeit, mit einem Bande am linken Arm zu befestigen (*Fig. 346. f.*) oder mit letzterem gegen die Hüfte zu pressen (*Fig. 346. d.*) Wo das Spiel

<sup>1</sup> Vergl. F. Hermann, Culturgeschichte. S. 114.

indess nur Einhändigkeit bedingte, ward dann auch die Lyra in nur einfacher Weise handtirt (*Fig. 346. c.*). Aber nur ausnahmsfällig wurden die Saiten unmittelbar mit den Fingern gerührt (*Fig. 346. c. f.*); meist bediente man sich, wie schon die Aegypter (*Fig. 83. m.*), eines Stiftes („Plektron“) von Elfenbein oder Metall. Dieser, gewöhnlich an einem Schnürchen hängend, war an beiden Enden entsprechend gespitzt (*Fig. 346. a. d.*).

b. Allen übrigen Saiteninstrumenten, welche die Griechen sonst noch vom Oriente her früher oder später kennen gelernt, widmeten sie, mindestens im Verhältniss zu jenen, keine besondere Aufmerksamkeit. Diese überliessen sie dann im Ganzen auch ferner den von Asien eingewanderten Künstlern. — Zu ihnen zählten, mit gräcisirten Namen, unfehlbar wohl sämtliche Tonwerkzeuge, die schon früh sowohl bei den alten Aegyptern (*Fig. 81, 83, 84*) wie bei den Mittel- und Vorderasiaten (*Fig. 140*) Verbreitung gefunden hatten. Unter den Formen des (vierzigsaitigen) „Epigonion“, der (zwanzigsaitigen) „Magadis“ oder „Pektis“, des „Barbiton“, der „Sambike“, des „Trigonon“ u. s. w. waren sie somit für die griechische Musik durchaus ohne

Fig. 347.

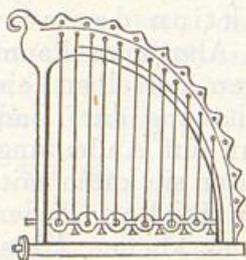


Fig. 348.



Einfluss geblieben. Selbst auch in späterer, makedonischer Epoche gelangten sie doch kaum zu irgend weiterer Bedeutung. Höchstens noch wurde das Trigonon, etwa in verjüngter Gestalt einer vielfach besaiteten Harfe (*Fig. 347*; vergl. *Fig. 81. g.*; *Fig. 83. h.*; *Fig. 140. c.*), von Griechen in Angriff genommen, häufiger aber auch dies von (asiatischen) Hetären gespielt.<sup>1</sup> — Den echten Hellenen galten eben durchaus, neben der Flöte, einzig die Lyra oder Kithara als die nur ihrer würdigen Instrumente. Auch sie allein wurden von ihnen beherrscht. — Alle musischen Kämpfe,<sup>2</sup> die sie begangen (*S. 753*; *S. 795*) fanden ausschliesslich

<sup>1</sup> Vergl. Mus. Borbon V. 51; desgl. bei Th. Panofka. Die griechischen Trinkhörner. III. *Fig. 3.* — <sup>2</sup> Sie sollen in Delphi zuerst geübt worden sein: F. Hermann. Gottesdienstliche Alterthümer. §. 50. not. 9; dazu §. 29. not. 28. §. 54. not. 26.

in diesen Gattungen statt. Nur wer mit solchen Tonwerkzeugen gerüstet sich den Odeen und festlichen Orten nahte, sei es auch nur als wandernder Virtuose (*Fig. 348*), war sich eines heiteren Empfanges gewiss. —

2. An der Ausübung der Flötenmusik hatte sich früh der griechische Mythos erlustigt.<sup>1</sup> Ohne den lydischen Ursprung derselben zu leugnen, war er vielmehr insbesondere thätig gewesen dieser, im Gegensatz zu dem lyrischen Spiel, eine höhere Berechtigung streitig zu machen (S. 453). Wie zu vermuthen steht, ward ihr von den Hellenen auch nicht die sofortige Würdigung zu Theil. Erst — wie es heisst — nachdem der Lydier (?) Olympos sie in Hellas zu vollerer Ehre erhoben (650 v. Chr.), wurde sie auch hier mit günstigerem Erfolge geübt. Von den Spartanern zunächst dann künstlerischer entwickelt, trug sie indess seitdem wohl mit dazu bei, nun die instrumentale Musik auch als solche zu fördern. In Athen wurde die Flöte, wie schon bemerkt, das Hauptinstrument für die Jugend; auch bestand hier, zu Festen bestimmt, eine Abtheilung Flötenbläser. Seit dem durch Alkibiades (?) angefachten Spott der athenischen Jünglinge über die beim Spiel unvermeidliche Verzerrung des Mundes wick sie indess allmählig, als Lehrgegenstand, wieder aus dem weiteren Bereiche der Erziehung, bis sie schliesslich durch handwerksmässigen Betrieb dann überhaupt die Achtung verlor.

Für den Wechsel der Konstruktion der verschiedenen Flöten, welche das griechische Alterthum kannte und nutzte, bieten die bildlichen Darstellungen derselben eine nur

*Fig. 349.*



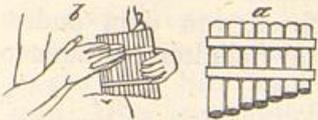
dürftige Anschauung dar. Indem sie sich meist nur auf Andeutungen beschränken, lassen sie kaum mit denen die auf ägyptischen Bildern sich finden, einen merklichen Unterschied gewahren. Dass indess ein solcher bestand, dafür spricht schon die Art der Verwendung: Von den Aegyptern wurde die Flöte, ähnlich wie heut, von der Seite geblasen (*Fig. 80. f.*), von den Griechen dagegen geradeaus, ganz nach Weise der alten Asiaten (*Fig. 349. b. c.*; vergl. *Fig. 181. b.*; *Fig. 267*; *Fig. 269*; *Fig. 348* mit *Fig. 140 d.*). — Ueber die Arten des Instruments liefert indess der Sprachgebrauch sicheres Zeugnis. Begriff man unter dem Worte „Aulos“ (Flöte) — allein mit Ausnahme von Trompete und Horn und der

<sup>1</sup> Namentlich hiefür die oben von A. Böttiger kleine Schriften. I. S. 5. ff. angeführten Untersuchungen.

siebenröhrigen Hirtenflöte — gleichwohl auch jegliche Form von Blasinstrument, unterschied man doch wiederum das eine und andere, je nach Gestalt, durch fassliche Nebenbenennung. Demnach war bei den hellenischen Bläsern nächst der hauptsächlich als „Aulos“ bezeichneten (geraden) Flöte, der gebogene „Plagiaulos“ schon früh im Gebrauch; zudem ward jene entweder ein- oder zwiefach, als „Monaulos“ und als „Diaulos“, verwandt. Und zu diesen kamen nun noch (besonders gestaltet?) „lydische, phrygische“ und selbst „karische“ Flöten und die schon oben bemerkte thebäische Pfeife (S. 899.).

Endlich traten denn wohl auch bei diesen allen noch mannigfache Verbesserungsversuche auf. Mogten dann diese auch nur die Regelung des Schalles oder dessen bequemere Beherrschung bezwecken, immerhin mussten doch sie wohl nun dahin führen, den Instrumenten grössere Vollendung zu geben. Für die Bemühung, der man sich unterzog, selbst durch Benutzung förmlicher Bakenbinden eine Verstärkung der Blasekraft zu erreichen, fehlt es weder an Bildern noch an Notizen (*Fig. 349. c*);<sup>1</sup> ebensowenig, dass man es auch verstand, einer möglichst feinen Modulation theils durch Klappenventile (?) oder bewegliche Pflöcke (*Fig. 349. a*),<sup>2</sup> theils durch Mundstücke von geeigneter Form (*Fig. 349. b*; *Fig. 181. b*)<sup>3</sup> angemessen zu Hülfe zu kommen. Hiernach steht es durchaus nicht zu bezweifeln, dass die Flötenspieler von Profession stets dergleichen zum beliebigen Gebrauch, vielleicht in einem Flötenfutteral, als Reserve mit sich zu führen pflegten (vergl. *Fig. 349. c*). — Schliesslich hatte man selbst die einfache Pfeife, (*Fig. 267*), wie solche namentlich wohl die

*Fig. 350.*



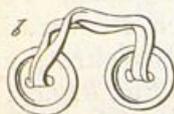
Arkader spielten, und zugleich die ihnen eigene Syringe für die Kunstmusik mit in Anspruch genommen. Vorzugsweise aber war es die letztere, die, indem man sie nach der Zahl ihrer Röhren, stufenweise von drei bis neun, vermehrte (*Fig. 350*) auch für die spätere Musik selbst nicht unwichtig blieb. —

3. Ausser der schon oben berührten Trompete („Salpinge“) und dem dort gleichfalls bemerkten, (gekrümmten) Horn („Keras“), welche indess blos im Kriege Verwendung fanden (*Fig. 288*), waren es nur noch einzelne Schlaginstrumente, denen das griechische Ohr sich nicht eben verschloss. Letztere indess wurden, ganz ihrem Stammland entsprechend, fast ausschliesslich von Asiaten geführt. Nächstdem dass sich ihrer hauptsächlich Hetären zur Begleitung üppigen Tanzes bedienten, nahmen sie nur noch in dem orgiastischen Kultus dionysischer oder bacchischer Feste

<sup>1</sup> Dazu bes. A. Böttiger a. a. O. I. S. 51: „Ueber die Backenriemen der alten Flötenspieler.“ — <sup>2</sup> Derselbe a. a. O. I. S. 24. — <sup>3</sup> Derselbe I. S. 46.

eine nicht unbedeutende Stellung ein. Aus der Reihe derselben treten abbildlich die bei Orientalen seit jeher beliebten, kleinen (tellerförmigen) ehernen Becken (Kymbalon. *Fig. 351. b*), ferner die flache Handtrommel „Tympanon“ (*Fig. 351. a*) und die hölzernen oder metallenen „Krotalen“<sup>1</sup> als die auch in Hellas gebräuchlichsten auf. Letztere entsprachen vollständig den „Kastagnetten“ und wurden wie diese in beiden Händen bewegt (*Fig. 270*). —

*Fig. 351.*



#### Der gymnastische und palästrische Apparat<sup>2</sup>

war im Ganzen nur einfach und wenig beträchtlich. Viele der Uebungen, so das Ringen<sup>3</sup> und Reiten, so auch der einfache und der „doppelte Lauf“,<sup>4</sup> bedurften schon an und für sich kein besonderes Geräth. Bei dem Sprung jedoch und bei der „Skaperda“, ebenso bei dem Wurf und dem späteren Faustkampf, bei dem Bogenschiessen und Wagenrennen, endlich bei den Uebungen mit dem Ball, wurden selbstverständlich dergleichen erfordert.

a. Der Sprung, als Weit-, Hoch- und Tiefsprung geübt, ward zugleich auch als Lastsprung erlernt. In diesem Falle trug der Schüler in jeder Hand eine von Blei gefertigte Doppelkugel, ähnlich den heutigen Handteln (Pausan. V. 23, 3. 27, 8. VI. 3, 4). Auch unterliess man es nicht über höhere Pfähle und Seile oder durch Leinen und hölzerne Reifen zu springen.<sup>5</sup>

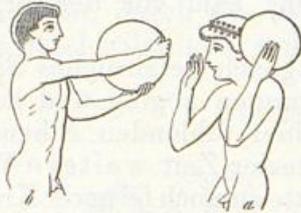
b. Zu der „Skaperda“ gehörte eine mannshohe Säule nebst einem über ihr laufenden Strick. Letzteres ward von dem einen der Spieler an dem einen Ende erfaßt, von dem andren dagegen mit seinem Ende rücklings über die Schulter genommen,

<sup>1</sup> F. Kreuzer. Ein altathenisches Gefäß. u. s. w. S. 39. — <sup>2</sup> Siehe besonders H. Krause. Gymnastik. u. s. w. der Hellenen. a. v. O. — <sup>3</sup> Hier unterschied man: 1. die Pale orthe. Sie wurde aufrechtstehend geübt, wobei es galt den Kämpfer niederzuwerfen. 2. die Halinthesis, wobei der Kampf am Boden fortgeführt ward. — Ferner gehörte dahin: a. die Dielkystinda. Zwei Reihen Kämpfer traten einander gegenüber; jeder bemühte sich seinen Gegenmann zu sich zu ziehen. b. Hippas und Kybetinda. Der Eine stützte sein Knie in die Hände des Anderen, der sie zu dem Zweck auf dem Rücken faltete, sodann umschlang jener dessen Nacken und Augen; so wechselten beide: H. Krause. I. S. 322; S. 400. — <sup>4</sup> Er theilte sich in: 1. Langlauf. Bei ihm galt es eine Strecke von 7—24 Stadien zurückzulegen. 2. Waffentlauf. Dabei trug der Renner einen Schild. 3. Doppellauf. Hier musste der Läufer, sobald er das Ziel erreicht, dieses umschreiten und den Weg sofort zurücklaufen. — Bei besonderen Festlichkeiten, so am Feste der Athenä Skiras, waren die Renner mit Weintrauben behangen („Weinrebenlauf“), auch führten sie mitunter brennende Fackeln („Fackellauf“). Sie durften nicht verlöschen. Letzteres ward auch zu Pferd geübt. H. Krause. I. S. 337; dazu Th. Panofka. Bilder ant. Lebens. T. II. — <sup>5</sup> H. Krause. I. S. 383 ff.

um an ihm, mit fortstrebender Kraft, den Gegner in die Höhe zu ziehen.<sup>1</sup>

c. Der Wurf geschah entweder mit dem Speer oder vermittelt einer linsenförmigen Scheibe („Diskos“). Jener wechselte nur in der Länge, diese aber im Stoff. Nächst dem dass man sie bald von Metall, bald von Stein (und stets äusserst glatt)

Fig. 351.



herzustellen beliebte, pflegte man sie auch wohl zu verziern.<sup>2</sup> — Beide Uebungen fanden von einer Erhöhung (Balbis) aus statt. Sie bedingten, zu festerer Stellung, bei leichter Neigung des Oberkörpers nach vorn, dass man den linken Fuss vor-, das Standbein zurückzog. Dabei ward der Speer, in der Mitte gefasst, wagrecht bis zum Ohr erhoben und mit Rück-

oder Vorschwingung entsendet; die Scheibe bis zur Schulter gebracht und in einem Bogen geschleudert (vergl. Fig. 351. a. b).

d. Das Bogenschiessen zählte weniger zu den eigentlichen gymnastischen Lehrgegenständen, als es eben nur von Einzelnen, zur Privatbelustigung angeordnet ward. Die dafür verwendete Waffe blieb der gewöhnliche Bogen (Fig. 281. b); doch wechselte das Ziel unter den Gestalten von Scheiben und allerlei Nachbildungen von Federvieh.<sup>3</sup>

e. Die mannigfaltigste Ausbildung hatte das Ballspiel;<sup>4</sup> somit auch der dazu erforderte Apparat. Aehnlich wie man bei jenem schwere und leichte Uebungen trennte, so theilte sich gleichfalls dieser in grosse und schwere und in kleine und zierliche Kugeln von Holz, Stein oder Zeug (Fig. 195. n). — Die gefälligsten Vergnügungen der Art, deren sich auch Frauen und Jungfrauen gern überliessen, hiessen „Urania“ und „Harpaston.“ Sie fanden ausschliesslich mit kleineren Bällen statt: Dies gewöhnlich in einfachster Form, indem es nur galt die geworfene Kugel entweder zu fangen oder schnell zu ergreifen. — Abarten davon, zu Vielen gespielt und vorzugsweise von Männern geübt, nannte man „Phänides“ und „Episkyros“ oder auch, gleichbedeutend mit letzterem, Epikoinos oder Ephebike. Ersteres war ein Wurfspiel mit Finten, wobei man den Gegner (durch Aenderung des Wurfs) in seinen Vermuthungen täuschte, während der Episkyros zwei begrenzte Parteien bedingte.

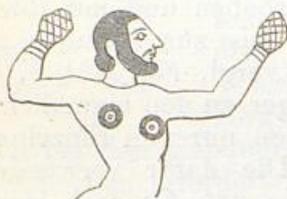
<sup>1</sup> H. Krause. I. S. 320 ff. — <sup>2</sup> Auf dem Diskos des Iphitos, einem Weihgeschenk im Tempel der Hera zu Olympia, den Pausanias (V. 20) sah, war (in spiraler oder konzentrischer Anordnung der Buchstaben) der Waffenstillstand eingegraben, den die Eleier während der olympischen Spiele ankündigten. — <sup>3</sup> Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. X. Fig. 3. —

<sup>4</sup> H. Krause. I. S. 299 ff.

Auf der mittleren Grenze ruhte der Ball. Er wurde wahrscheinlich von diesem und jenem in die Gegenreihe geworfen und hier, doch ohne Verlassen des Orts, gefangen oder verabsäumt. — Den Gegensatz zu diesen die Gewandtheit fördernden Spielen bildete der in der Schweben erhaltne „Korykos.“ Es war dies ein mit Sand und dergl. gefüllter, lederner Sack von beträchtlichem Umfang. Der sich daran Uebende (dem er etwa bis zur Nabelgegend reichte) versetzte ihn nach und nach in immer heftigere Schwingungen, diese, (je mit den Händen) bald vor der Brust, bald vor dem Nacken hemmend.

f. Der Faustkampf endlich, ein zugleich gefährliches Spiel das nur selten ohne heftige Körperverletzungen abging und demnach bei den feiner fühlenden Athenern

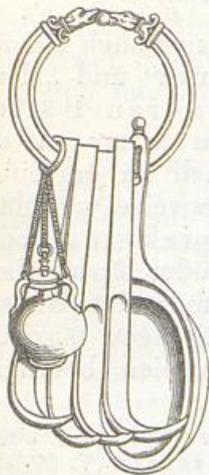
Fig. 352.



auch erst in spätester Zeit weitere Verbreitung fand, hatte zu noch fernerer Kraftverstärkung zur Anwendung förmlicher Faustbandagen geführt. Sie, römisch „Cestus“ genannt, bestanden in starken Lederriemen, die nicht selten noch durch bleierne Kugeln u. s. w. beschwert waren (vergl. Fig. 352). —

g. Da fast sämtliche der genannten Uebungen, mindestens in soweit sie von Jünglingen schulgerecht betrieben wurden, völlige Nacktheit erforderten, die Spieler somit durch Schweiß und Staub und ihre dabei gebräuchlichen Oeleinreibungen äusserster

Fig. 353.



Unsauberkeit ausgesetzt blieben, führten sie ohne Ausnahme besondere Reinigungsgewerthe, die sogenannten Strigilin u. a. m. mit sich. Letztere, vornämlich von Eisen oder von Bronze — bei den Spartanern mitunter von Rohr —, waren mit einem Handgriff versehene, säbelförmige Schaber. Nur als solche wurden sie auch benutzt; zum bequemeren Transport, nicht selten zugleich mit Schwamm und Salbengefäß, an einem Ringe getragen (Fig. 353). —

h. Schliesslich befand sich wohl in jedem gut eingerichteten Gymnasium, als dessen ständiges Besitzthum, auch ein ebenso vollständiges als stets bereites, chirurgisches Kabinet. Was an Instrumenten der Art in Pompeji zu Tage gekommen, dürfte vielleicht auch in diesen Lokalen zu finden gewesen sein. Kannte doch selbst schon die ältere Heilkunde neben allerlei Arten von Wundbandagen (Fig. 184) sehr verschiedene Zangen und

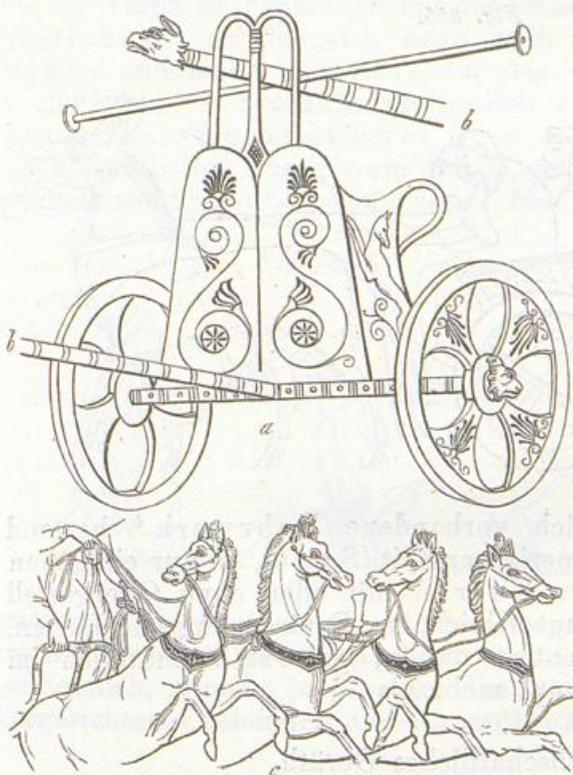
kleine Pincetten, Aderlassmesser, Schröpfköpfe, Klüstirspritzen u. s. f. <sup>1</sup> —

Die Rennwagen <sup>2</sup>

nun, die jetzt um so mehr hier zu erwähnen, als sich ihrer, wie oben (S. 764) bemerkt, die historische Zeit nur noch zum festlichen Spiel, doch nie mehr zum Kriege bediente, hatten, wie es scheint, durch alle Epochen ihre alte Konstruktion bewahrt. Die Beschreibungen welche Homer von seinen Kriegswägen ent-

wirft (S. 454 ff.) trifft auch noch vollständig mit allen den Wagen zusammen, welche theils Skulpturen, theils Vasengemälde vergegenwärtigen (*Fig. 354*). Gleichmässig ruhte bei diesen der Wagenkorb dicht auf der Achse; auch sie waren stets mit nur zwei Rädern versehen, die selten mehr als vier schlanke Speichen durchkreuzten. Ebenso festigte die Deichsel unmittelbar an dem Korbe; auch blieb das Joch durchgängig für nur zwei Pferde, zur Halsumschirrung, bestimmt (*Fig. 354 b*). Dazu war es auch ferner Gebrauch, dasselbe zum Drei- oder Viergespann zu verkoppeln (*Fig. 354 c*). —

*Fig. 354.*



Selbst in der Ausstattung dieses Geräths beharrte man gern bei kleinasiatischem Prunk: Ein nur kleiner zweirädriger Wagen

<sup>1</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 92 ff. — <sup>2</sup> J. C. Ginzrot. Die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer und anderer alten Völker nebst der Bespannung, Zäumung und Verzierung ihrer Zug-, Reit- und Lastthiere. München 1817 enthält zwar eine grosse Auswahl von zum Theil ganz sauber ausgeführten aber doch nicht immer mit gehöriger Genauigkeit kopirten u. s. w. Darstellungen. Auch hiefür bieten, soweit es Hellas betrifft, die schon mehrfach genannten, neuesten Vasenbilderwerke das allein zuverlässige Material.

für den Wettlauf kostete (nach Aristophanes) immerhin, sammt den Rädern, drei Minen oder 68 Thlr. 18 Gr. <sup>1</sup> —

Andere Wagen,

wenn gleich wohl bekannt, wurden doch selten benutzt. Vergnü- gungsreisen machte man nicht, und wo etwa der Besuch festlicher Spiele oder der Handelsverkehr zur Wanderung trieb, legte man sie gewöhnlich zu Fuss <sup>2</sup> oder auf einem Zaumthier zurück. Auch nur in besonderen Fällen, so zum Transporte von Kranken, nahm man (nach orientalischem Brauch) zu Tragsänften <sup>3</sup> seine Zuflucht. —

Fig. 355.



Das eben nur spärlich vorhandene Fuhrwerk <sup>4</sup> bestand dann, abermals wie in homerischer Zeit (S. 446), in nur einfachen zwei- und vierrädrigen Karren mit oder ohne Obergestell (Fig. 355 a. b.). Da es hauptsächlich, zur Beförderung von Lasten, Ackerbauern und Gutspächtern diente, galt es vermuthlich im Grunde genommen überhaupt mehr als

landwirthschaftliches Geräth.

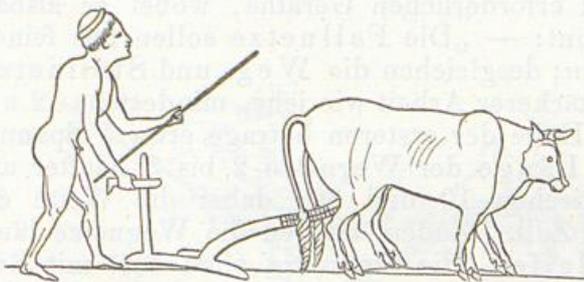
Die weitere Ausbildung nun des letzteren erstreckte sich selbstverständlich auf alle Zweige des bei den Griechen aber schon früh ziemlich ausgedehnten landwirthschaftlichen Be-

<sup>1</sup> A. Böckh. Staatshaushalt. I. S. 118. — <sup>2</sup> Selbst öffentliche Gesandtschaften reisten nicht anders. Wer bemittelt war, liess sich von Sklaven begleiten; diese trugen das Gepäck, welches aus Decken zum Lager, wie auch aus dem nöthigen Geschirre bestand, das in einen mantelsackähnlichen Behälter geschnürt war. A. Becker a. a. O. I. S. 96. — <sup>3</sup> A. Becker. Char. II. S. 71. — <sup>4</sup> Derselbe. II. S. 76. F. Hermann. Privatalterth. §. 50. Not. 6.

triebes.<sup>1</sup> Allein mit Ausnahme der Fischerei, welches Gewerbe man eben nicht schätzte, stand bei ihnen die „Oekonomie“ sogar in vorzüglicher Achtung. Namentlich war es der athenische Bürger, der dann im Gegensatz zu den Metöken (S. 858) gerade den Ackerbau und die Viehzucht, wie die Gärtnerei und die Jagd, letztere zugleich als „noble“ Passion, unausgesetzt und mit Eifer verfolgte.<sup>2</sup> Erst nach dem peloponnesischen Kriege verlor sich der auch selbst bei den reichsten Athenern vorherrschende Hang zu ländlichem Leben in dem Behagen städtischer Interessen. — Doch wurde dagegen von den Spartanern der Landbau, da sie ihr Gesetz überhaupt von Feldarbeiten zurückhielt,<sup>3</sup> kaum vor dem gänzlichen Verfall ihres Staates selbstthätig gefördert.<sup>4</sup>

1. Ganz im Einklange mit der frühen Entfaltung des Ackerbetriebes,<sup>5</sup> an den sich denn auch insbesondere die ältesten Mythen und Kulte knüpften, war das wichtigste seiner Geräthe — der Pflug<sup>6</sup> — bereits in uralter Zeit zweckmässig entwickelt. Schon Hesiod gedenkt zwei Arten des Pfluges: Die eine ward im Wesentlichen aus einem Stück, ganz in Form eines Hakenpfluges gebildet (Fig. 356; vergl. Fig. 72 b.); die andere dage-

Fig. 356.



gen aus mehreren Theilen, als Scharbaum, Krummholz, Deichsel u. s. w. zusammengesetzt und so förmlich mit Rädern versehen. — Für das Gespann bediente man sich durchweg der Maulthiere oder der (Zug-) Stiere; letzterer vor-

zugsweise zugleich zum austreten des Getreides. Durch Worfeln mit hölzernen Mulden wurde dies von den Rispen befreit und schliesslich, zumeist in grossen Flechtkörben, in eigens dafür hergerichteten Scheunen oder Vorrathshäusern aufgespeichert.<sup>7</sup> —

<sup>1</sup> S. hierfür bes. die Auszüge aus den betreffenden Schriften der Alten bei G. Klemm. Allgem. Culturgeschichte der Menschheit. VIII. S. 109 ff.; dazu F. Hermann. Privatalterth. §. 15 — §. 17. — <sup>2</sup> Vergl. F. Hermann. Culturgesch. I. S. 155. — <sup>3</sup> O Müller. Dorier. II. S. 30 ff. — <sup>4</sup> W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte. I. S. 206. — <sup>5</sup> G. Reynier. De l'économie publique et rurale des Grecs Paris 1825. B. Rougier. De la Bergerie. Histoire de l'agriculture chez les Grecs. depuis Homère jusqu'à Theocrite. Paris 1830. — <sup>6</sup> Vergl. H. v. Minutoli. Ueber die primitive Einführung des Ackerbaues und die Gestalt des Pfluges bei einigen Völkern des Alterthums. (Im Museum. Blätter für bildende Kunst. III. Jahrg. 1835. Nr. 37). H. Rau, Geschichte des Pfluges. Heidelberg 1845. S. 17 ff. — <sup>7</sup> Vergl. A. Böckh. Staatshaushalt. I. 89 Anm. 373.

Der stets in engster Verbindung mit dem Ackerbau nicht minder sorgfältigst betriebene Obst- und Weinbau, wozu noch die Pflege des Oelbaums in weitestem Umfange kam,<sup>1</sup> fand in den schon erwähnten Gefässen, den Kelterpressen, Amphoren und Schläuchen und den hierbei gleichfalls verwendeten Körben u. s. w. den wiederum seinen Zwecken entsprechenden Apparat.

2. Lässt sich nun über besondere Gerätschaften die etwa ausschliesslich auf den Betrieb der Viehzucht abgezweckt hätten auch im Einzelnen nur wenig bestimmen,<sup>2</sup> so werden solche doch für die Jagd — die Mutter der Viehzucht — in nicht geringer Anzahl erwähnt. Sie galt allen Hellenen als eine des freien Mannes würdige Beschäftigung. Bei den Kretaern und den Spartiaten machte sie, als eine Vorschule für den Krieg, selbst einen Theil der Erziehung aus.<sup>3</sup> Ihre Ausübung gehörte mit zu den lykurgischen Bestimmungen; ebenso wurde sie, ausgenommen die Vogeljagd und der Fischfang,<sup>4</sup> von Xenophon und von Platon der griechischen Jugend empfohlen.<sup>5</sup>

a. Xenophon, welcher sie zugleich wissenschaftlich behandelte, verlegt die Jahre in denen man ihr vorherrschend obliegen soll in die Zeit während welcher der Knabe dem Jünglingsalter sich nähert und wo er, gewandt und entschlossen, ein Vergnügen an Anstrengung findet. — Nächstdem gedenkt er aller Arten von Jagden und der dazu erforderlichen Geräte, wobei er alsbald mit den Netzen beginnt: — „Die Fallnetze sollen aus feinem karthagischen Lein sein; desgleichen die Weg- und Stellnetze: Letztere jedoch von stärkerer Arbeit wie jene, mindestens 12 und 16fadig drillirt. Die Höhe der ersteren betrage etwa 5 Spannen ( $3\frac{1}{2}$  Fuss), aber die Länge der Wegnetze 2 bis 5 Klafter und die der Stellnetze zwischen 10 und 30; dabei die Weite der Maschen nicht über 6 Zoll. Zudem müssen die Wegnetze längs den Säumen mit Schleifen, die Stellnetze eben dort mit Ringen versehen sein und endlich die (durch die äussersten Maschen derselben zu ziehenden) Leinen aus starken Stricken bestehen. — Ihre Aufstellung geschah an sogenannten Forkeln oder hölzernen Stangen in fortlaufend gleicher Höhe, so dass denn die Grösse dieser, abhängig von dem Terrain, auch dem gemäss wechselte. Sie wurden geglättet und am unteren Ende, um sie bequem in den Boden zu stossen, gespitzt.

b. Als die zur Jagd tauglichsten Hunde, deren Pflege über-

<sup>1</sup> A. Böckh a. a. O. I. S. 109. — <sup>2</sup> Nur beiläufig sei hier noch einmal an die schon berührten Milch- und Melkgeschirre erinnert. Im Uebrigen wurden die Vierfüssler in Hürden, Pferchen und Stallungen, das Federvieh aber gleichfalls theils in eigenen Schlägen, Häusern und Käfigen verpflegt. Auch die Bienenzucht, die namentlich in Attika blühte, erforderte, ausser den auch den Alten bekannten Stöcken, mancherlei Einzelwerkzeug. — <sup>3</sup> O. Müller. Dorier. II. S. 304. — <sup>4</sup> H. Krause. I. S. 614. — <sup>5</sup> Vergl. im Allgemeinen F. Hermann. Privatalterth. §. 3. Not. 17 ff.

haupt man sich sehr angelegen sein liess, betrachtete man die kastorischen und die Fuchshunde. Ihre Rüstung bestand gewöhnlich aus einem breiten und weichen Halsband; bei gefährlichen Jagden indess, wozu man ausserdem meist lakonische, kretaische und selbst indische Hunde verwandte, auch noch aus einem Leibgurt von ziemlicher Breite mit Stacheln besetzt und einer sie fesselnden Koppel.

c. Für einzelne Jagden brachte man Fussfallen in Anwendung. Sie waren in Form eines kreisrunden Kranzes aus Eibenholz geflochten, stellenweis mit Nägeln gespickt und oben mit einer Schlinge belegt, die zugleich ein Stück Eichenholz festhielt. Zum Abfang bestimmt, vergrub man sie flach und bedeckte das Ganze mit Reisig. War die Grube zerstört und das Thier gleichwohl entschlüpft, war es doch immerhin gefangen. Seine Spur wurde durch die Falle markirt und somit dasselbe auch bald eine Beute der Jäger.

d. Die Jagdwaffen zerfielen zumeist in Wurfspiesse und in Speere; doch brauchte man auch, so in früherer Zeit, oft nur die einfache, hölzerne Keule (*Fig. 357*). Selbst Steine verschmähte man nicht, um damit das Wild zu erwerfen, wohingegen dann wieder die jüngere Epoche auch Fangeisen<sup>1</sup> benutzte.

*Fig. 357.*



e. Die reissenden Thiere von Hellas, als Wölfe, Luchse und Bären, pflegte man wohl durch Gruben und Gift oder durch Fangnetze zu überlisten. Auch jagte man sie, nicht ohne grosse Gefahr, in der Nacht, doch dann gewöhnlich beritten. —

<sup>1</sup> Sie waren speerförmig. Um sich eines solchen mit Sicherheit bedienen zu können, musste man es mit der linken Hand am vorgestreckten, mit der anderen am entgegengesetzten Ende fest fassen; dazu, wie die linke Hand, so auch das linke Bein vorstammen, während hingegen das rechte der Bewegung der rechten Hand folgte. Diese folgte wiederum genau der Bewegung des Thiers um demselben im günstigen Moment den Theil zwischen Kehle und Schulterblatt zu durchbohren.

3. Die Fangapparate der Fischerei waren durchgängig die alten: Für den Thunfischfang hatte man nach wie vor noch die dreizackigen Harpunen (S. 575 ff.); für den Fang überhaupt Netze, Angeln und Hamen und für den Transport von Schalthieren u. a. grosshenklige Tragekörbe u. s. w. (Fig. 358).

Fig. 358.



I. Von einem ausschliesslich für staatliche Zwecke verwendeten, geräthschaftlichen Komfort ist bei griechischen Schriftstellern kaum die Rede; man müsste denn die — aber füglicheren Ortes bereits hie und da schon näher bezeichneten — Ehrensitze (S. 784) und Thronstühle (S. 887), die Strafwerkzeuge und die bunten Stäbe der athenischen Richter (S. 751) und zudem etwa noch die von diesen zur Verzeichnung des Urtheils u. s. w. geführten Wachstäfelchen und die gleichfalls von ihnen zur Abstimmung benutzten Loose mit in Anschlag bringen. Ersterer bediente man sich indess beim schreiben überhaupt, zu letzteren aber wählte man gewöhnlich entweder willkürliche Gegenstände (Bohnen, Steinchen und Muscheln) oder kleine Erzkügelchen. Diese wie jene wurden zur Ballotage in einem auf einer Erhöhung stehenden Gefäss gesammelt. Für die Abrechnung entschied im ersteren Falle die Farbe; die Erzkugeln waren entweder massiv oder durchbohrt.<sup>1</sup> — Die Dauer der Ansprachen wurde nach der Zeitangabe einer im Gerichtsort lokal aufgestellten Klepsydra (S. 894) bemessen.<sup>2</sup> —

Eine aber wohl kaum geringere Berechtigung gerade hier erwähnt zu werden, als diese mit den Staatseinrichtungen verknüpften Einzelheiten, hat (neben den eigentlichen Kriegsgeräthen) das doch eben in engster Beziehung zum Staate stehende und für das Gesammtleben so unerlässliche Verkehrsmittel —

das griechische Geld.<sup>3</sup>

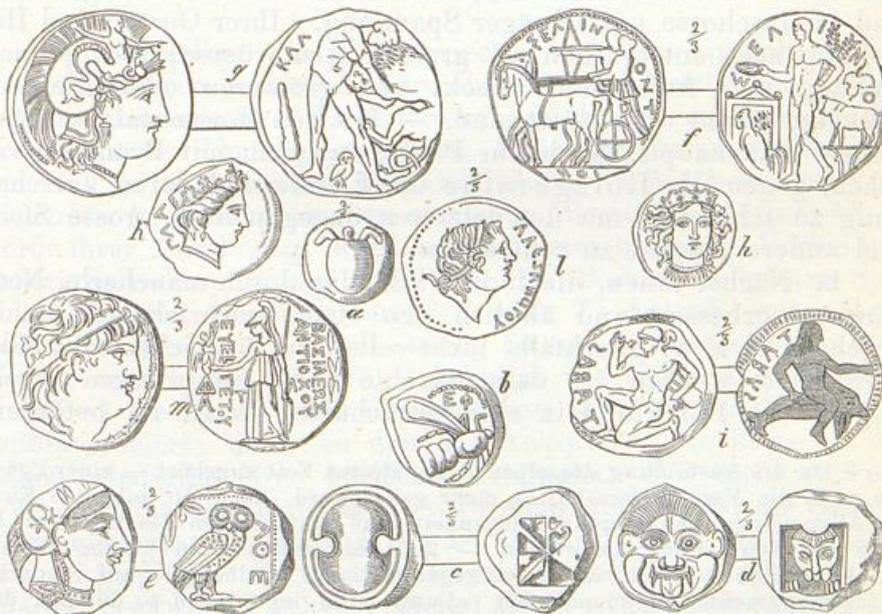
Ohne im Stande zu sein den Zeitpunkt bestimmen zu können, wann in Hellas an die Stelle beliebiger Tauschmittel eine gemein-

<sup>1</sup> Vergl. F. Hermann. Staatsalterth. §. 134. Not. 11; Not. 17 und 18. §. 143. Not. 1—3. — <sup>2</sup> Derselbe a. a. O. §. 142 Not. 5. — <sup>3</sup> Vergl. L. Stieglitz. Beiträge zur Gesch. der Ausbildung der Baukunst. Leipz. 1834. I. S. 165; Ueber die Form der alt. griech. Münze. O. Müller. Handbuch §. 97 ff. dazu insbesondere Sparta betreffend. M. Dunker. Geschichte des Alterthums. III. S. 387. Ueber den Werth der Münzen F. Hermann. Privatalterth. §. 47 ff.

gültige Münze getreten, sprechen doch viele Notizen dafür, dass die Hellenen nebst Maass und Gewicht auch eine Werthsbestimmung der Art den Babyloniern verdankten (vergl. S. 247). Wie die für Münzen der Griechen stets beibehaltenen Namen „Obolos“ (Spiess) und „Drachme“ (*δραχμῶν*) unfehlbar bezeugen, behielten auch sie sich zunächst mit metallnen Stäben, von denen man eben sechs mit der Hand zu umspannen vermochte. Von Lykurg wird erzählt dass er solche, von Eisen gefertigt, in Sparta verordnet habe und dass diese später, nach Vorgang in Umlauf gekommener Gold- und Silbermünzen, durch runde, kuchenförmige Stücke (*Pelanoi*) ersetzt, jedoch durch ablöschen in Essig ihres äusseren Werthes beraubt worden seien.<sup>1</sup> —

Als der erste, welcher geprägtes Silbergeld eingeführt habe, wird der argivische König Pheidon genannt; als der Ausgangspunkt der Erfindung, die Insel Aegina bezeichnet (um 750 v. Ch.).<sup>2</sup> — Von Metallen wurden hauptsächlich (nächst Eisen), Kupfer, Silber und Gold vermünzt. Nur in Ausnahmefällen bediente man sich auch werthloser Stoffe, selbst wohl mitunter des Leders. Falschmünzerei ward geübt, aber der Thäter im Betretungsfalle mit dem Tode bestraft.<sup>3</sup>

Fig. 359.



<sup>1</sup> Vergl. auch O. Müller. *Dorier*. II. S. 202 ff. — <sup>2</sup> Vergl. J. Potter. *Griechische Archäologie*. III. Th. von J. Rambach. Halle 1778. S. 75. — <sup>3</sup> A. Becker. *Charikles*. I. S. 282.

Die ältesten Münzen erscheinen durchgängig sehr stark und nur auf der convexen Seite mit rohem Gepräge, das in einer einfachen Stättebezeichnung besteht. So unter anderen führte Böotien den Kriegsschild, Ephesos die Biene und Aegina eine Schildkröte, — (Fig. 359. a. b. c. d. e.); seit dem sechsten Jahrhundert indess wurden jene Gebilde, gleichmässig mit der Entfaltung der Kunst, auch immer kunstreicher ersetzt. An die Stelle derselben traten allmählig die Büsten von Göttern, Heroen oder Beherrschern; auch wohl deren ganze Figuren (Fig. 359. f. g. h. i.). Mit dem sinken der Kunst in nachmakedonischer Zeit trat auch die Sorgfalt im Gepräge zurück (vergl. Fig. 359. k. l. m.). —

#### Das Kriegsgeräth <sup>1</sup>

beschränkte sich, wie schon gesagt, in sofern es eben als solches allein zu betrachten (S. 845), wesentlich auf die oben erwähnten Wurfgeschütze. Dazu kamen natürlich Sturmleitern und anderweitige Nebengeräthe; endlich, für die Schiffsrüstung bestimmt, Enterhaken und verschieden bewehrte Stangen von mehr oder minder künstlicher Konstruktion.

a. Die Wurfgeschütze (Katapeltoi), deren Gewalt auf einer künstlichen Verstärkung der Elasticität durch äusserste Spannkraft beruhte, zerfielen vornämlich in Horizontalgeschütze und in Geschosse mit schräger Spannung. Ihrer Gestalt und Herstellung nach entsprachen sie grossen Armbrüsten, die, je nach Umfang und Aufstellungszweck, von grösseren oder kleineren Balkengerüsten unterstützt sind. — Mit den Horizontalgeschützen pflegte man hauptsächlich nur Pfeile, zuweilen mit Brändern versehen, gegen die Holzgeräthe der Feinde und deren Verschanzung zu schiessen, mit den letzteren dagegen auch grosse Steine und andere Massen zu schleudern.

b. Nächst ihnen, die indess allmählig durch mancherlei Neuerungen verbessert und ähnlich den oben beschriebenen Mauerbrechern u. s. w. gleichfalls nicht selten zu förmlichen Gebäuden vergrössert wurden, so dass einzelne selbst fähig waren, Steinkugeln von 135 Pfund in eine beträchtliche Weite zu befördern,

<sup>1</sup> Da die Ausbildung desselben der spätesten Zeit angehört — einer Epoche wo z. B. die Vasenmalerei nicht mehr geübt ward, auch die bildende Kunst im Allgemeinen kaum mehr Gelegenheit fand, Situationen des täglichen Lebens zur Darstellung zu wählen — fehlt es durchaus an älteren Bildern, welche geeignet wären es zu vergegenwärtigen. Selbst die auf römischen Kriegsmonumenten vorkommenden (s. unt.) sind im Ganzen so dürftig, dass sie kein Verständniss gestatten. Reichlicher fliessen darüber die schriftlichen Quellen. Diese zum erstenmal wahrhaft kritisch benutzt und so mit deren Hilfe jene Geräthe bis ins Einzelne überzeugend rekonstruirt zu haben, gehört zu den besonderen Verdiensten von W. Rüstow und H. Köchly. Geschichte des griechischen Kriegswesens. Vergl. daher auch nur die dort S. 378 ff. zugleich abbildlich gegebenen Erläuterungen.

hatte man zugleich kleinere Wallgeschosse oder „Bauchspanner“ (Gastraphetai). Diese, obschon nun nicht minder von verschiedener Grösse und Konstruktion, scheinen, da man sie mittelst eines nur gezahnten Läufers zu spannen vermochte, den gewöhnlichen Windearmbrüsten sogar vollständig geglichen zu haben. —

Für den Seekrieg <sup>1</sup> hatte man, allerdings erst in spätester Epoche, den sogenannten Delphin und die Stangensichel erfunden. Jener bestand, wie angenommen wird, in einem gewichtigen Stück Metall, das (seiner Bezeichnung ähnlich gestaltet) am Mastbaum befestigt war, um von dort aus auf das Verdeck der feindlichen Schiffe geschleudert zu werden; die Sichel diente zum zerschneiden der Taue (vergl. S. 654). — Schliesslich werden aus der Reihe der zum Theil wenig handlichen Enterhaken, die „eiserne Hand“ und die „Harpagonen“ mehrfach erwähnt. Beides waren vermuthlich schwere Stangen mit scharfen ankerförmigen Eisen. — —

II. So gering nun nach alledem die Mannigfaltigkeit der eben nur mit der Ausübung der rein staatlichen Verwaltung enger verknüpften Geräthe in der That anzunehmen ist, um so reicher gliederte sich

#### der Kultusapparat. <sup>2</sup>

War derselbe, wie ja der griechische Kultus an sich, in allen seinen Anfängen gleichwohl nur roh und beschränkt, hatte er doch in stets gleichmässiger Erweiterung mit diesem auch einen dem entsprechenden Umfang gewonnen. In seinem Zusammenhang mit den sich je nach Stamm und Oertlichkeit immer bestimmter gesonderten Anschauungsweisen von dem Wesen der Götter und der Form ihrer Verehrung, ward er, in immer innigerer Verbindung damit, (mindestens zum Theil) in das Bereich religiöser Symbolik gezogen, hiedurch zugleich zum Zielpunkt künstlerischer Bethätigung, somit auch formal zu ästhetischer Bedeutung erhoben (S. 859). Aehnlich wie sich am griechischen Tempel die Baukunst der Griechen zur höchsten Vollendung erfüllte, feierte dann an dem Kultapparat die Plastik derselben wiederum ihre höchsten Triumphe. Wo nicht entweder Zweck oder altgeheiliger Typus mehr und minder die Grenzen bestimmte, trat überall ihre Kunst selbstschaffend auf: Was die Ausübung der Götterverehrung theils an Altären und allerlei Opfergeräthen, theils an Weihgeschenken und Schmuckmobilien, ja überhaupt zu deren Dienste verlangte,

<sup>1</sup> S. Köpke. Ueber das Kriegswesen der Griechen u. s. w. S. 273 ff. —

<sup>2</sup> Vergl. bes. für das Einzelne F. Hermann. Gottesdienstliche Alterthümer u. s. w. §. 17 ff.

wurde von ihr mit besonderem Fleisse beschafft. Nur bei Verbildlichung der Göttergestalten trennte man sich schwer und ziemlich behutsam von der einmal dafür überlieferten Form.

#### Die Kultusbilder<sup>1</sup>

auch der griechischen Stämme werden, was ihre älteste Gestalt anbetrifft, ähnlich denen der westasiatischen Völker, eben nur als rohe Symbole bezeichnet. Gleichwie bei diesen, so sollen sie einzig aus Steinen oder steinernen Pfeilern oder aus hölzernen Pfählen bestanden haben. Lange nachdem sich ihrer die Kunst schon bemächtigt, blieb selbst noch diese Form im Einzelnen Gebrauch. Namentlich bei den Doriern erhielt sich durchgängig, und so von diesen auch auf Athen übertragen, ein völlig einfacher, konisch gebildeter Pfeiler als das Sinnbild des Apollon Agyieus, das vor die Pforten der Häuser aufgestellt ward (S. 815). Ebenso galten auch noch den späteren Spartanern zwei durch ein Querholz zusammen gehaltene Balken als das geweihte Symbol der Dioskuren<sup>2</sup> und den Thebäern, als Sinnbild des Dionysos, eine einfache Epheu umrankte Säule. — Ganz besondere Verehrung genossen demnächst einzelne uralte Bilder von Holz, die man (der Sage nach als vom Himmel gefallen) auch als unmittelbar von der Gottheit gesandt, somit in nächster Beziehung zu dieser dachte. Solche waren die taurische Artemis, die athenische Polias, das troische Palladium und vielleicht auch Bätynien von eigener Gestalt.<sup>3</sup> Auch begnügte man sich, zur Vergegenwärtigung der Götter, einzig mit den ihnen eigenen Attributen;<sup>4</sup> ja selbst Dingen von gleichfalls mythischem Werth, so dem Scepter des Agamemnon und einigen hochgeschätzten, heroischen Waffen, legte man eine gewisse Heiligkeit bei.

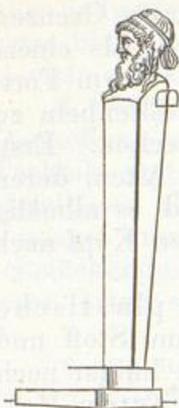
1. Ohne die Absicht, diese Symbole zu schwächen, knüpfte an sie sodann die bildende Kunst, nur um sie in nähere Beziehung zur Gottheit zu setzen. An den leicht zu bearbeitenden hölzernen Pfeilern stellte sie ihre plastischen Versuche an. Hier indess durch die typische Form gebunden wagte sie dieser kaum mehr als einzelne Theile — höchstens Kopf und Arme — hinzuzufügen. So entstand die Pfeilerbildung der „Hermen“ (Fig. 360).

2. In dem weitem Verfolg das Götterbild zu vermenschlichen, schritt man dazu auch förmliche Statuen zu schnitzen, aber doch immer nur noch in einfachster Weise, mit durchaus am Leibe geschlossenen Gliedern. Erst sehr allmählig wagte man es,

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch §. 66 ff. — <sup>2</sup> O. Müller. Dorier. I. S. 302; S. 412. — <sup>3</sup> F. Hermann a. a. O. §. 18. Not. 13. — <sup>4</sup> So z. B. versinnbildlichte die Gestalt des Dreizacks das Wesen des Poseidon u. s. f.

die Beine zu trennen und so die Bilder, ausschreitend, bewegter zu formen oder sie, wie die ältesten Statuen der Pallas, mit erho-

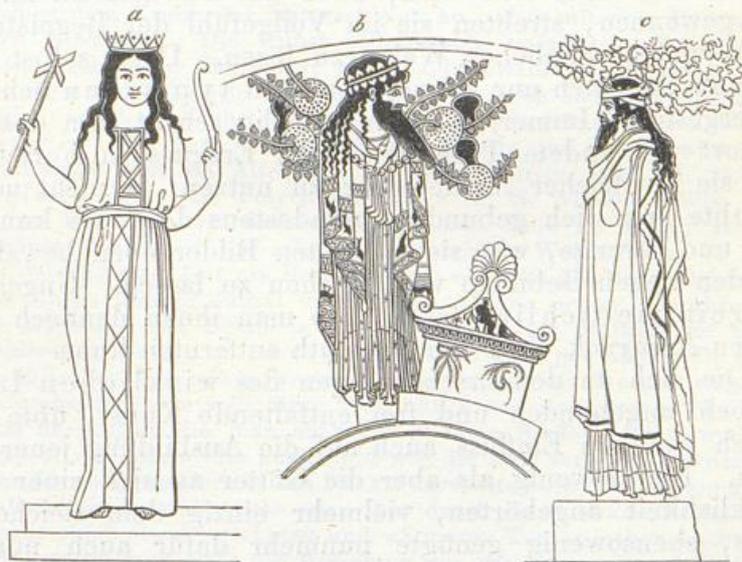
Fig. 360.



eben hierdurch bedingter Art zu beleben. Zudem pflegte man sie, nach altorientalischem Brauch (S. 256; S. 456), völlig wie menschliche Wesen zu kleiden und zu bedienen. Sie wurden gewaschen, frisirt, mit gestickten Gewändern be-  
 hangen und mit goldenem Schmuck aufs reichste geziert (Fig. 361. a. b. c.). Namentlich erhielten auch die Idole an sich einen Anstrich mit einer für sie besonders bedeutsamen Farbe;<sup>1</sup> auch ward ihr Gesicht zuweilen mit Gold überzogen.

3. Neben diesen naiv gearteten Bildern traten allmählig, als Werke der samischen Schule, einzelne Götterbildsäulen von edlem Metall und, aus den Werkstätten wohl der korinthischen Töpfer, thönerne Götterfiguren als Neuerung auf. Zu den kolossaleren Werken der Art zählte ein aus Gold getriebener

Fig. 361.



Zeus, den der Tyrann Kypselos oder Periander in das Heiligthum zu Olympia weihte. Aber sowohl diese als jene Figuren

<sup>1</sup> Hermes. Pan, Bacchos roth; Athene Skiras weiss u. s. w.

blieben einstweilen doch auch nur noch rohe Versuche, wenig geeignet die Holzschnitzer zu bewegen, die von ihnen seither gelieferten Formen wesentlich zu erweitern oder zu ändern. Letztere beharrten vielmehr auch noch ferner bei der ihnen einmal geläufig gewordenen Technik, sich eben nur in deren Grenzen entfaltend. Sie stets mehr dem dekorativen Princip, als einem freieren plastischen Streben ergeben, kamen in ihrem Fortschreiten höchstens dahin, die hölzernen Körper mit Elfenbein zu verzieren und mit getriebenem Goldblech zu überdecken. Erst, wie es scheint, mit auf Grund dieser Wandlung vom Alten, deren Ergebnisse man „Chryselephantinen“ benannte, ward es allmähig Gebrauch die Arme und Füße und insbesondere den Kopf auch von Stein herzustellen. —

4. Aber auch dieser wengleich schon mehr plastische Fortschritt, dessen Gebilde man ebenfalls nach dem Stoff und zwar durchweg als „Akrolithe“ bezeichnete, war doch immer noch weit entfernt dazu beizutragen, in der vollkommensten Menschengestalt zugleich auch das edelste Bild für die Göttergestalt zu erkennen. Dazu bedurfte es eines tieferen Erfassens des lebendigen Organismus des menschlichen Körpers und eines Studiums desselben nach Zweck und Form. — Erst nachdem die Künstler in Herstellung von Athletenfiguren — der Ehrenbildsäulen siegreicher Kämpfer — zugleich mit der völligeren Herrschaft über den Stoff, auch das Bewusstsein für ihre Aufgabe gewonnen, strebten sie im Vollgefühl der Begeisterung nun auch jene in ähnlicher Weise zu lösen. Doch selbst noch dabei trennte man sich nur schwer von dem typischen Schmuck der Göttergestalt. Immer nur sehr allmähig schritt man dazu die bereits dort verwendete Technik — den Erzguss in Formen — auch für sie in gleicher Ausdehnung zu nutzen; ja nicht minder noch glaubte man sich gebunden, mindestens doch die kunstlose Steifheit und Strenge, wie sie die alten Bilder eben bewahrten, auch in den neuen Gebilden vorherrschen zu lassen. Ungeachtet man sie rein menschlich fasste, gab man ihnen dennoch einstweilen den Ausdruck einer von Anmuth entfernten Ruhe.

5. Die sich an den Erscheinungen des wirklichen Lebens indess doch ungebunden und frei entfaltende Kunst, übte denn schliesslich weiteren Einfluss auch auf die Ausbildung jener Götterfiguren. Ebensowenig als aber die Götter an sich einer nackten Wirklichkeit angehörten, vielmehr einzig dem Reiche der Phantasie, ebensowenig genügte nunmehr dafür auch nur der Ausdruck einer natürlichen Schönheit. Weit über diese hinaus sie so zu gestalten, dass sie dem Geist des Beschauers Flügel verliehen, war jetzt der erste Anspruch an ihre Bildner. — Von Phidias<sup>1</sup> zuerst wurde hierin das Höchste geleistet. In dem Be-

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 113 ff.

streben das Ideal zu erreichen, durchbrach er die Konvention zu völliger Freiheit. Zwar bewahrte auch er noch zum Theil die ältere Technik — das Bild auf hölzernem Kern aus Gold und Elfenbein zu beschaffen<sup>1</sup> —, doch trug seine Kunst den Triumph über jedweden Stoff. Von seinen Schöpfungen völlig bewältigt, betrachtete man dieselben nicht mehr nur als Sinnbild der Gottheit, ja vielmehr als die leibhafte Gottheit selber.<sup>2</sup>

6. Fortan wandte sich die Plastik immer entschiedner der Darstellung von Götterbildern zu. Ohne sich länger an die ältere Technik zu binden, brachte man dabei vorherrschend nun den Metallguss, als auch die Bearbeitung des Marmors in Anwendung. Versagte man es sich gleichwohl nicht, auch diese Statuen durch schmückendes Beiwerk reizvoll zu gestalten, so spielte doch letzteres fortan stets eine dem Ganzen nur untergeordnete Rolle.<sup>3</sup> —

<sup>1</sup> So die Statue des olympischen Zeus, die ganz Hellas als ein Wunder der Welt betrachtete: „Der Thron auf dem der Gott sass bestand aus Cedernholz mit Zierden und Reliefs aus Gold, Elfenbein, Ebenholz, Steinen, auch Malerei. Ebenso war der Fusschemel reich verziert; die Basis mit Bildwerken in einem Streifen an der Vorderseite geschmückt. Die Schranken waren von Panänos gemalt, gegen die Hinterthüren blau angestrichen; ebenso die Blumen auf dem goldnen Gewande. Die Figur, unter einem Theile des Daches stehend, war etwa 40 Fuss hoch auf einer Basis von 12 Fuss. In der Rechten hielt sie eine Nike, in der Linken das aus edeln Metallen zusammengesetzte Sceptron.“<sup>2</sup> „Die hellenische Religion ist wesentlich Kunstreligion, hervorgegangen aus der pelagisch-orientalischen Naturreligion. Auch die Kunstreligion gehört dem Kreise der Naturreligion an, aber mit dem Hervortreten des geistigen Elementes. Die Kunst selbst ruhte anfangs in der Religion und hatte einen religiösen Charakter, aber bald gewann sie Selbständigkeit, und ward wiederum der Träger der Religion, wodurch sich die symbolische Naturreligion zu ihrer höchsten Gestaltung als plastischer Naturreligion entfaltete.“ F. Müller. Ueber den Organismus und den Entwicklungsgang der politischen Idee im Alterthum u. s. w. Berlin 1839. S. 139. — <sup>3</sup> S. F. Kugler. Ueber die Polychromie u. s. w. S. 51—69: Wie das Alterthum den Kultusbildern dadurch besonderen Reiz zu geben suchte, dass es dieselben wenngleich auf rohe und barbarische Weise färbte, so auch zeigt sich in der späteren Zeit ein Bestreben die einfache plastische Behandlung der Figuren durch farbige Zuthat zu erhöhen. Wenn schon die Akrolithen wie die aus Ebenholz und Elfenbein u. s. w. gefertigten Statuen auf Mehrfarbigkeit schliessen lassen, so ist es gewiss, dass man gar häufig die Steinbilder mit metallischen Zierrathen versah. Was indess die Bemalung derselben betrifft, so beschränkte sich diese vermuthlich nur auf gewisse Theile des Körpers, als der Augen, die man auch von anderen Stoffen bildete und einsetzte, der Lippen, der Haare (die auch wohl wie der Bart vergoldet wurden) während man den Marmor, insofern er das Nackte darstellte entweder in seiner ursprünglichen Reinheit bestehen liess oder ihm durch einen enkaustischen Ueberzug von Wachs einen etwas weicheren und wärmeren Ton zu geben suchte. Hauptsächlich wandte man wohl die Bemalung zur besonderen Bezeichnung der Gewänder an, die man nicht selten mit einem Saum von Purpur oder anderer Farbe bemalte und durch Verzierungen der Art zu beleben suchte.

Auch bei Bronzestatuen waren nicht selten gewisse Einzelheiten durch den mehr oder weniger gefärbten Ton des Metalls unterschieden, und Kallistratos beschreibt einen Orpheus, an dem die persische Kopfbedeckung mit Gold gestickt, das Kleid mit einem goldnen Gürtel zusammengefasst und die Sohlen mit goldenen Rändern geschmückt waren. Ebenso wusste man das Metall

Die hohe Vollendung in der jene Statuen erschienen, stellte die alterthümlichen Bilder zurück. Während man mit ersteren Tempel und Plätze erfüllte, wurden diese wohl noch als heilige Reliquien, (doch kaum mehr als nachahmungswürdig), geehrt. —

#### Die Altäre,

(ihrem durch die Opferungen mittelbaren Bezuge zur Götterverehrung nach) wohl ohne Zweifel noch bei weitem früher vorhanden, als die Kultusbilder, bewahrten durchgängig die dem Zweck angemessenste Form einer erhöhten Feuerstätte oder eines Herdes. Von einzelnen Altären wird indess ausdrücklich erzählt, dass sie ihre Entstehung allein einer stetigen Anhäufung von Resten der zuerst auf ebner Erde geopfertem Thiere verdankten und theils aus Asche und Opferblut, theils aus Ziegen- oder Rinderhörnern geschichtet sind. In der historischen Zeit galten jedoch diese nur als Besonderheiten einer urthümlichst einfachen Sitte. Wo sie aber solcher, wie des hörnerne Altars des Apollon auf Delos und etwa des Altars des olympischen Zeus zu Olympia in Elis, sogar als „Wunderwerke“ erwähnt, steht nichtsdestoweniger zu vermuthen, dass diese, vielleicht auf Grund jener uralten Form, wenigstens zum grossen Theil bereits durch plastische Kunst reproducirt waren.<sup>1</sup> Den zuletztgenannten beschreibt Pausanias (V. 13, 5). Demnach war er aus Resten verbrannter Schenkelknochen zusammengefügt und zwar bis auf eine Höhe von 22 und einen Umfang von 32 Fuss. Der sich vor ihm ausbreitende Voropferplatz (Prothesis) mass 125 Fuss. Zu diesem führten, von zwei Seiten, steinerne Treppen; wiederum von ihm, bis zur Höhe des Altars, Treppen von Asche. —

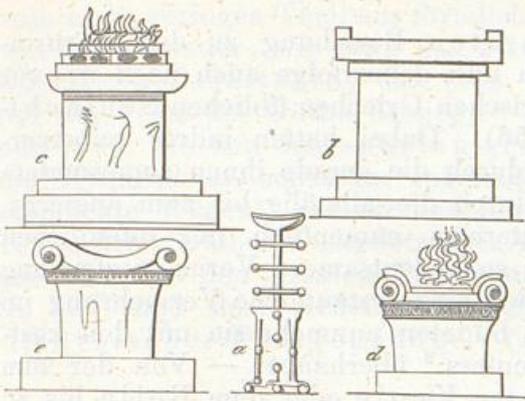
a. Abgesehen von improvisirten Altären<sup>2</sup> die man, je nach Umständen und Bedürfniss, bald von Erde oder von Lehm und Steinen oder auch nur von Laub und Reisig herstellte und dann nicht selten gleich mit dem Opfer verbrannte, dienten für den Privat- und Tempelgebrauch fast ausschliesslich festgemauerte Herde oder auch transportable Feuerstätten von zumeist sehr zierlicher Konstruktion (*Fig. 362. b. c. d. e; Fig. 361. b.*); nächstdem, zur Aufnahme von Räucherwerk und zur Aufstellung unblutiger Opfer, einestheils die schon bezeichneten Tische (S. 892), andernteils metallne Räucherständer (Thymiaterion: *Fig. 362. a.*) oder, bei Darbringung grösserer Quantitäten, diesen entsprechend grosse Erzbehälter, die dann gewöhnlich auf erz-

durch Beimischung von Silber bleicher, wie durch Versetzung von Kupfer entsprechend röther zu färben.

<sup>1</sup> Vergl. J. Osann. Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos. (Im Kunstblatt. Stuttgart 1837. Jahrgang XVIII. Nr. 11 ff.). — <sup>2</sup> Vergl. F. Hermann. Gottesdienstliche Alterthümer. §. 17 ff.

nem Dreifuss ruhten. Letzterer überhaupt als Untergestell vielfach verwendet, diente nicht selten auch zur Aufnahme der becken-

Fig. 362.

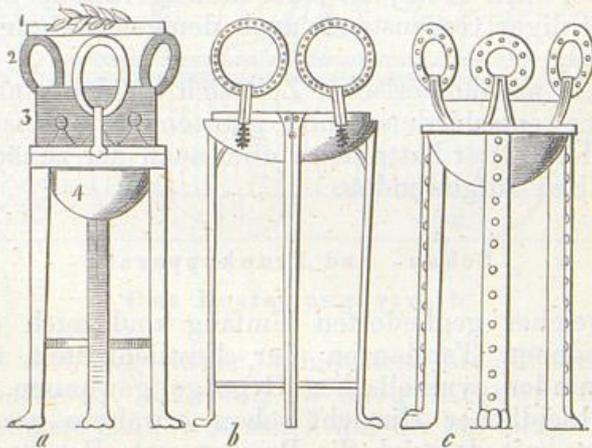


oder phialenförmigen Weihwassergeschirre (Aporrhantaria; Perirrhanteria), welche ihre Plätze vor den Eingängen und innerhalb der Tempel erhielten. (S. 448.)

b. Jenes Dreifussgeräth nun an sich, ebenso seit homerischer Epoche in stets engeren Dienst des Kultus gezogen (S. 787), ausserdem während der historischen Zeit<sup>1</sup> auch als musischer Siegespreis

von höchster Geltung (S. 829), wurde denn auch noch insbesondere je nach Zweck verschieden beschafft. Seinen Haupttheilen nach aus dem Dreigestell

Fig. 363.



und dem Kessel (Lebes. 4) sammt den Handhaben (2) bestehend (Fig. 363. a, 4. 2; c. b.), fügte man diesen für den Einzelfall, wie etwa bei dem delphischen Tripus,<sup>2</sup> ein Schallgefäß (Echeion. 3) und den „Holmos“ (1) hinzu (Fig. 363. a, 1. 3). Im Uebrigen erhielt es sein Ornament ohne Zweifel theils zwischen Holmos

<sup>1</sup> Seit Vertheilung der ersten Preiskränze bei Wettspielen, verschwanden hier die Preisdreifüsse, vergl. S. 448; S. 793 Not. 3. — <sup>2</sup> Vergl. O. Müller. „Ueber die Trypoden“ (in Amalthea. I. S. 119 und S. 136. N.)

und Kessel und die Zwischenräume der Füsse, theils (und dann wohl nur in Relief) auf die dazu geeigneten Flächen. —

#### Die eigentlichen Opfergeräte<sup>1</sup>

in ihrer stets unmittelbarsten Beziehung zu den Darbringungen selbst, gliederten sich nun demzufolge auch nach wie vor in die bereits bei den homerischen Griechen üblichen Schlacht- und Weihapparate (S. 456). Dabei hatten indess selbstverständlich auch sie einerseits durch die gerade ihnen zugewendete künstlerische Fassung, wie durch die allmähig bis zum ausserordentlichen gesteigerte Erweiterung namentlich der öffentlichen Opfer nicht sowohl eine um so bedeutsamere Vermannigfachung im Einzelnen, als auch zugleich eine erstaunliche Vermehrung im Ganzen erfahren. Immerhin bildeten nunmehr sie mit den kostbarsten Theil des Tempelinventars<sup>2</sup> überhaupt: — Von der zum schlachten des Thiers benutzten Keule oder dem Beile bis zu dem zum durchschneiden der Kehle u. s. w. verwendeten kleineren Messer,<sup>3</sup> und so wiederum von dem für die heilige Gerste erforderlichen Körbchen bis zu der für die Libation bestimmten einfachen Schale und dem Doppelgeschirr, ja bis zu dem zum auffangen des Blutes unerlässlichen grösseren Gefäss herab, ward eben jetzt jedes Einzelgeräth als ein der Kunst besonders würdiger Gegenstand, auch demgemäss nur von Künstlern behandelt. — —

Mit der in nachhomerischer Zeit sich an den einzelnen Opfern immer entschiedener und glänzender herausgestaltenden Ehrenfesten der Götter hatte denn aber auch der zunächst von den Priestern dabei aufgewendete

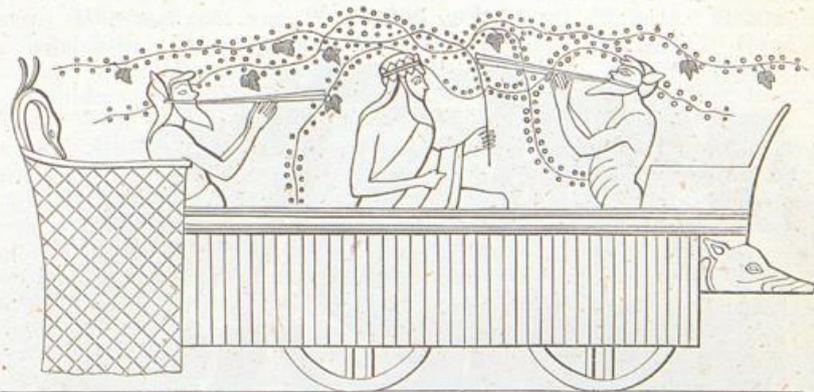
#### Schau- und Prunkapparat

einen stets reicher gegliederten Umfang und auch ein je nach den verschiedenen Tendenzen der Festlichkeiten wechselndes, mehr oder minder symbolisches Gepräge gewonnen. Wenn zu ihm die in kleidlicher Hinsicht schon erwähnte gesammte Garderobe gehörte mit der sich die Priester, als Repräsentanten der Götter, gleich diesen, zu verummnen pflegten (S. 784), ausserdem, in weiterem Sinne, auch die ganze Theatergarderobe, umfasste er doch noch insbesondere in gleichmässiger Durchbildung ein durch die Ausübungsform der Kulte je ceremoniell bestimmtes Geräth. Abgesehen von den Theilen desselben, welche wie die bemerkten Keulen im Kulte des Herakles (S. 785), die Thyrsos-

<sup>1</sup> O. Müller. Handbuch. §. 300. F. Hermann. Gottesdienstl. Alterthümer §. 28 ff. — <sup>2</sup> Vergl. F. Hermann. Gottesdienstl. Alterthümer §. 20 ff. — <sup>3</sup> O. Müller. Die Dorier. I. S. 363.

und Hermesstöcke im Dienste des Dionysos und des Pan (S. 796 ff.) und die mit Öllaubkränzen und Wollenpflocken umwundenen Besänftigungsstäbe der Artemis,<sup>1</sup> immerhin mehr noch den Charakter jener genannten Garderobe trugen, bestand es zum nicht geringen Theil aus förmlich gezimmerten Gestellen. Sie wurden entweder, wie etwa das zweigespannige Fuhrwerk der Hera-Priesterin, das (von weissen Kühen gezogen) sie nur am Feste der Göttin bestieg,<sup>2</sup> ein für allemal beschafft, oder, wie die von den spartanischen Jungfrauen am Feste der Hyakinthien benutzten sogenannten Kanthren (eigen geschmückte Wägen), nur für den jeweiligen Zweck improvisirt. Mit zu den Geräthen dieser letzteren Art gehörten denn vermuthlich auch das bei den grossen Panathenäen vorgeführte Rollschiff (S. 795) und dem vielleicht ähnlich ausgestattete Fahrzeuge dionysischer Festgepränge. (Fig. 364.) —

Fig. 364.



Das Bestattungsgeräth

endlich blieb dem gegenüber, mindestens bis auf die nachalexandrinische Epoche (S. 832) und im Allgemeinen natürlich auch bis in die späteste Zeit, wesentlich auf die zur Bergung des Leichnams erforderlichen Mittel beschränkt. Nächst der Bahre auf der dieser ausgestellt und zur Ruhestätte getragen ward,<sup>2</sup> nahmen, wo man seine Verbrennung beabsichtigte, die Ausstattung des Scheiterhaufens und die zur Aufnahme seiner Asche bestimmten Urnen die Aufmerksamkeit der Leidtragenden zumeist in Anspruch. Ersterer ward mit Kränzen, Bändern u. s. w. reichlich

<sup>1</sup> Vergl. O. Müller. Die Dorier. I. S. 367. — <sup>2</sup> Th. Panofka. Argos Panoptes. (Abhandlung der Berliner Akademie. 1837) S. 113. — <sup>3</sup> Vergl. die vollständige Darstellung einer Leichenbestattung u. s. w. insbes. E. Gerhard. Archemeros und die Hesperiden. (Abhandlung der berl. Akademie der Wissenschaft. 4836) S. 263.

geschmückt, auch wohl mit besonderen dem Dahingeschiedenen einst werthen Gegenständen reichlich belegt,<sup>1</sup> die Urnen nicht selten mit Malereien oder, was namentlich später häufiger der Fall war, plastisch verziert. — Sollte der Leichnam unversehrt beigesetzt werden, so legte man ihn, entweder eingesargt oder ohne Umschluss, in ein dazu ausgemauertes Gemach (*Fig. 365*). — Die Säрге<sup>2</sup> waren zum Theil von Holz, häufiger von gebrannter Erde. Gewöhnlich wurden sie mit einem schwarzen Firniss überzogen, auch wohl ringsum mit (rothen) Arabeskenstreifen geschmückt. Namentlich in älterer Zeit erhielten sie vorherrschend die Form dreiseitiger Prismen; in der Folge mehr eine ovale und muldenartige Gestalt. — Nächstdem wurde die schon dem höchsten Alterthum eigene Sitte, die Todten durch Liebesspenden ans Leben zu fesseln, sie mit Gebrauchsgeräthen zu versehen, auch von den Griechen in edelster Hingebung ausgeübt;<sup>3</sup> hiermit aber jener Brauch an sich, im Hinblick auf die Schönheit der Gaben, auch im vollsten Maasse ästhetisch geadelt.

Fig. 365.



<sup>1</sup> Insbes. Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Taf. XX. Fig. 3. — <sup>2</sup> A. Becker. Charikles. II. S. 184; S. 187 ff. — <sup>3</sup> Vergl. u. a. auch F. Crenzer. Zur Gallerie der alten Dramatiker S. 64. Anm. 219.